

Für Kopf und Herz



Alfred Oehmigke's
Verlag, Leipzig.

LITH. ANST. v. A. BURKHARDT, LEIPZIG - R.

Jugendschriften von Franz Wiedemann.

Für Kopf und Herz.

50 Lebensbilder für Kinder von 8—12 Jahren.

Von Franz Wiedemann, Oberlehrer in Dresden.

Mit 8 feinen Farbendruckbildern von Hofemann und Bartsch.

Sechste Auflage. Gebunden mit farbigem Umschlagtitel, Leinwandrücken u. Goldpressung. Preis 4 M.

Lieblingsgeschichten.

Erzählungen

für brave Kinder von 8—12 Jahren.

Von

Franz Wiedemann,

Oberlehrer in Dresden.

Mit 6 Bildern in feinem Farbendruck.

Sechste Auflage.

Gebunden mit farbigem Umschlagtitel, Leinwandrücken und Goldpressung. Preis 4 Mark.

Wiedemann ist einer der beliebtesten Erzähler der Jugend, der in anmutigster Weise für Verstand und Gemüt, für „Kopf und Herz“ durch Ernst und Heiterkeit sorgt. Seine Erzählungen sind alle glücklich durch das Feuer der öffentlichen Rezension gegangen, aber die zutreffendste Kritik liefern die Kinder selbst, indem sie die Wiedemannschen Bücher, einmal gelesen, immer wieder zur Hand nehmen und nie müde werden, die einzelnen Geschichten und Märchen sich von neuem einzuprägen, solche Geschwistern und andern Kindern vorzulesen und wieder zu erzählen.

Goldsternchen.

45 kleine moralische Erzählungen für Kinder von 8—12 Jahren.

Von

Franz Wiedemann,

Oberlehrer in Dresden.

Mit 5 feinen Buntdruckbildern.

Fünfte Auflage.

Gebunden mit farbigem Umschlagtitel, Leinwandrücken und Goldpressung. Preis 3 Mark.

Kurze Geschichten für kleine Leute.

Ein Sträußlein anmutiger Erzählungen und Gedichtchen zur Bildung des Verstandes und Gemütes.

Für brave Kinder im Alter von 4—9 Jahren. Von Ernst Lausch.

Mit Bildern in Farbendruck von W. Schäfer.

A. Ausgabe für Knaben.

Fünfte Auflage. Gebunden mit farbigem Umschlagtitel. Preis 2 Mark 50 Pfg.

Ernst Lausch hat sich durch seine pädagogischen Schriften einen hochgeachteten Namen als Lehrer und Jugendfreund erworben. Seine Schriften erfreuen sich einer warmen Aufnahme und eines stetig wachsenden Absatzes.

B. Ausgabe für Mädchen.

Zweite Auflage. Gebunden mit farbigem Umschlagtitel. Preis 2 Mark 50 Pfg.

Erzählungen für Kinder von 2—7 Jahren. Zum Gebrauche i. Hause, im Kindergarten und in der kleinen Kinderschule. Von **Ida Seele** (Frau Bogeler). Bevormortet u. empfohlen durch Dr. Eugen Pappenheim. Fünfte Auflage. Mit 5 prächtigen Farbendruckbildern u. farbigem Umschlagtitel. Gebunden. Preis 3 M. 50 Pfg.

Plauderstoffe. Bilder aus dem Kinderleben für Kindergarten und Elternhaus. Von **Ida Seele** (Frau Bogeler). Mit 4 prächtigen Farbendruckbildern und farbigem Umschlagtitel. Gebunden. Preis 3 Mark.

Die Verfasserin ließ obige Bücher in Folge vielfach an sie ergangener Aufforderungen erscheinen und ist zur Abfassung solcher ganz besonders berufen im Hinblick auf langjährige Erfahrungen als Kindergärtnerin und als Lehrerin an der Berliner Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen.

60 / 50

—◆ Illustrierte Jugendschriften. ◆—

Luise Pichlers 
 **Historische Erzählungen.** *



Germania.
Germania der Befreier.
Erzählung für Deutschlands Jugend

von
Luise Pichler.

Mit sechs feinen Farbendruckbildern.

Dritte Auflage. Elegant in Leinwand gebunden. Preis 4 Mark 50 Pfg.



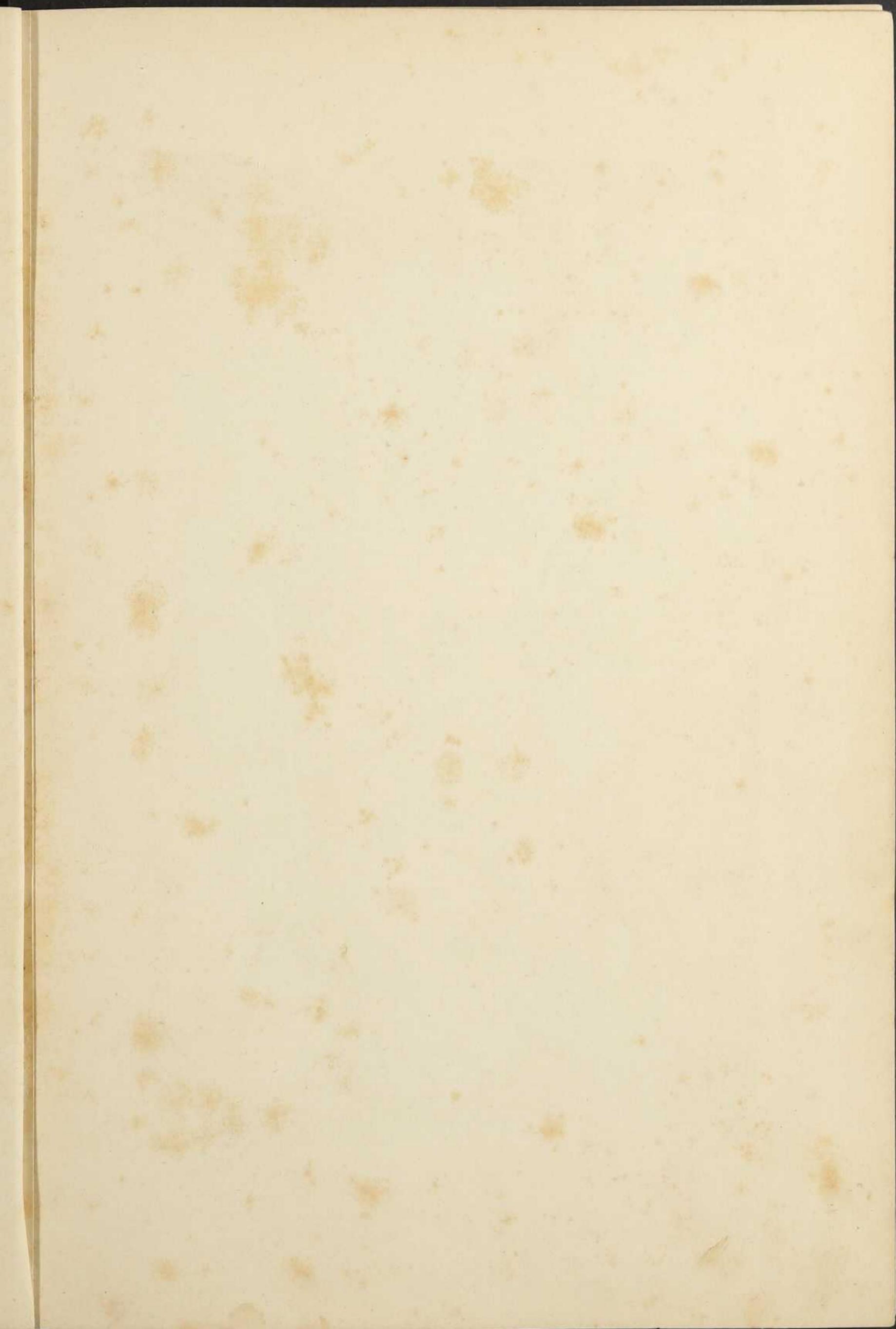
Die Helden der deutschen Wanderzeit.
Erzählungen aus der Völkerwanderung
von
Luise Pichler.

Mit fünf feinen Farbendruckbildern.

Elegant in Leinwand gebunden. Preis 4 Mark 50 Pfg.

—◆ Alfred Behmighes Verlag in Leipzig. ◆—

Lex. KJL. IV, 541 f.
EA 1872





Sür Kopf und Herz!

Lebensbilder

für

Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren.

Von

Franz Wiedemann,

Oberlehrer in Dresden.

Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Originalen von Theodor Hofmann und Gustav Carlsh.

Siebente Auflage.



Leipzig,

Alfred Oehmigke's Verlag.

[1896]

H/4 M 249 850

INTERNATIONALE
TIONALE MÜNCHEN
JUGEND
BIBLIOTHEK

An die liebe Jugend.

Für Kopf und Herz sei Dir gegeben,
Was Blatt um Blatt dies Buch Dir malt
An Bildern aus dem bunten Leben,
Von Ernst und Heiterkeit durchstrahlt.
Viel Samenkörner sollen's sein;
Laß sie in Dir zur Frucht gedeihn!

Wo Kopf und Herz mit gleichem Schritte
Dem Edlen, Wahren streben zu,
Da geht der Mensch die goldne Mitte,
Den rechten Weg zu Glück und Ruh!
Was der Verstand an Licht gewann,
Wird durchs Gefühl veredelt dann.

So laß denn Kopf und Herz vereinet
Sich bilden. Doch einseitig nie, —
Damit Dein Wesen stets erscheinet
Wie eine schöne Harmonie.
Wie auch das Schicksal dann Dich faßt,
Dein Lebensschiff hat sicheren Mast!

Der Verfasser.

On the first of January

The first of January is the first day of the year. It is a day of new beginnings and fresh starts. Many people have resolutions and goals for the year ahead. It is a day to reflect on the past and look forward to the future.

It is a day to celebrate the start of a new year. It is a day to hope for a better future. It is a day to believe in oneself and in the possibilities of the world.

It is a day to be optimistic and to have faith. It is a day to be grateful for what we have and to strive for what we want. It is a day to be kind and to love others.

Happy New Year!

Inhalt.

	Seite
Der letzte Schultag vor den Ferien	7
Müllerseppel	10
Der Schatz unterm Altar	15
Das Pflegekind	18
Das zinnerne Kreuz	20
Die Storchgans	24
Mutterliebe	26
Ein guter Rat	29
Das Vaterunsertäfelchen	31
Auch ein deutsch-französischer Krieg	36
Tot und doch lebendig	39
An der Kapellenruine	44
Fort in die Welt	47
Die Birn-Cordel	51
Eins ist not	54
An der Kirchenecke	56
Ein deutscher Hund	59
Die Lebensretter	66
Das Grab der Mutter	69
Eine Stunde aus der alten Schule	72
Der Wilderer	75
Eine Familie aus Israel	79
Sabina	84
Das Gute bricht sich Bahn	86
Das Hungerschloß	89
Auf dem rechten Wege bleiben	93
Hoch oben	96
Quendelmeier	99
Kubik und Quadrat	105

	Seite
Die goldene Freiheit	108
Der Geburtstag	111
Der Stelzfuß	114
Am Hirtenfeuer	116
Gott schützt wunderbar	120
Der Wasserdoktor	122
Arm aber edel	125
Der Bären-Toni	130
Ein Befehrter	136
Zur See	138
Das Sperlingshäuschen	145
An der Kirchhofsmauer	148
Der Ruhhirt	150
Eine Prinzenlektion	153
Die Zwillingsschwestern	155
Der Nachtwächter	158
Dorf und Residenz	161
Strenge Zucht	164
Auf die Alm	166
Die Betchristel	169
Der Verräter	172
Ein billiges Konzert	175

Der letzte Schultag vor den Ferien.

Heute aber war doch ein sehr bewegtes Leben in der Schule. Es war der letzte Schultag vor den großen Sommerferien. Da wollten denn nun schon die hundert Stück Beine und Füße gar nicht mehr stille halten, und den fünfzig kleinen und großen Köpfen wollte es gar nicht in den Kopf, daß sie heute noch aufmerken und etwas lernen sollten. Herr Schmelzer, der Lehrer, hatte deshalb seine liebe Not. Und doch wollte er diesen letzten Schultag auch nicht gerade mit besonderer Strenge auftreten. Er mußte indes doch schließlich noch das schwarze Lineal aus dem Ratheder heraus nehmen, denn der Schmiede-Heinrich trieb es gar zu arg.

Heute gab es auch die üblichen Censuren und nach deren Verteilung nahm der Lehrer noch eine kleine Verlesung vor, wobei sich fröhliche Gesichter, aber auch essigsäure mit langen, langen Nasen zeigten.

Alles das nun, was sich an diesem letzten Schultage innerhalb der ländlichen Schulstube, in der Knaben und Mädchen beisammen saßen, zugetragen hatte, spiegelte sich getreulich an den Kindern ab, als sie zum Schulhause heraus und den Heimweg antraten.

Stellen wir uns nun im Geiste in einiger Entfernung von dem Schulhause, zu dessen Thür einige Stufen hinaufführen, auf und beobachten das Leben und Treiben der heimkehrenden Schar.

Der hübsche Knabe mit den langen Haaren und dem Ränzchen auf dem Rücken, welcher unter der Thür vor dem Lehrer steht, ist Doktors Ewald. Er hat Herrn Schmelzer noch um Verzeihung zu bitten, daß er, der Ewald, als Bankoberster, heute eine Dummheit begangen und seinem Nachbar einen Esel auf das Löschblatt gemalt hat. Ewald verspricht feierlich, daß er nach den Ferien gewiß recht artig sein wolle, Herr Schmelzer solle nur seinem Vater nichts von dem Esel sagen.

Hinter Doktors Ewald drückt sich jener Schmiede-Heinrich zur Thür

heraus, ohne dem Lehrer Adieu zu sagen. Schmiede-Heinrich hält die Hand vor die Augen. Er schämt sich, daß er der einzige ist, der heute noch eine Züchtigung bekommen hat. Aber er weint auch zugleich, denn das schwarze Lineal ist doch durch die dünnen Leinwandhosen durchgegangen und hat an der betreffenden Stelle ein höchst schmerzliches „Krimmeln und Brimmeln“ zurückgelassen. Aber es ist ihm schon ganz recht geschehen, dem Bürschchen, warum hat er in seinem Übermuth der armen kleinen Schuster-Bertha einen großen Tintenfleck auf das graue Kattunkleidchen gemacht.

Schon ziemlich weit voran sehen wir die arme Schuster-Bertha. Wie sie so betrübt und ängstlich dahin geht! Sie fürchtet sich vor der Ankunft zu Hause. „Was wird meine Mutter sagen,“ spricht sie zu ihrer Freundin, dem größeren Mädchen an ihrer Seite, Namens Pauline. „Die Mutter wird mir's nicht glauben wollen, daß mir der Schmiede-Heinrich den Schmutzleck gemacht hat, und dann werde ich Strafe bekommen.“ — „Sei nur ruhig, liebe Bertha,“ spricht Pauline tröstend, indem sie den Arm um die Kleine schlingt, „ich gehe selbst mit zu Deiner Mutter und erzähle ihr alles. Und ich werde auch meine Mutter fragen, ob ich Dir nicht das grüne Zitzkleid, das mir zu kurz geworden ist, schenken darf.“ — Darauf bekommt die Schuster-Bertha wieder Mut.

Dort links erblicken wir drei kleine Mädchen. Sie stehen zusammen und reden auch über den großen Tintenfleck und bedauern die arme Schuster-Bertha, daß ihr nun das ganze Kleid verdorben sei. Dabei erzählt die eine Kleine, die mit dem Bande um die langen Locken, daß ihr der ungezogene Schmiede-Heinrich heute einen häßlichen Käfer an den Hals gesetzt habe. Aber sie habe ihn nur nicht anklagen wollen, damit er nicht noch mehr Strafe bekommen solle.

Kirchenmüllers Hermann, der eben die Schulhausstufen herab hüpfet, ist voller Freude. Er hat eine glänzende Censur bekommen. Er zählt sieben Einsen darauf. Jubelnd hält er das Censurblatt hoch! „Nun krieg' ich gewiß von meinem Vater einen Ziegenbock, den ich mir schon lange gewünscht habe,“ ruft er jauchzend aus.

Vor ihm schreiten der kleine, dicke Zippels Traugott und sein Freund und Nachbar, der stämmige Hildebrand, der Barbierssohn, ruhig und gelassen dahin. Zippels Traugott ist ein überaus schüchterner Knabe, der sich vor jeder Gans und vor jedem Hündchen fürchtet. Besonders ängstigt er sich stets, daß ihn andere Knaben durchprügeln

werden. Deshalb muß denn nun Hildebrand alle Tage mit ihm in die und aus der Schule gehen. Dieser thut das auch gern und ist bei diesem Beschützeramte außerordentlich gewissenhaft.

Es gab allerdings auch unter den kleinen Dorfbuben solche kleine Raufbolde, die jede Gelegenheit benutzten, einen Schwächeren „durchfeilen“ zu können, wie sie das nannten.

Ein solcher Zankhahn und Raufbold ist Schulzens Alban. Der kleine Dietrich, welcher hinter dem Baune steht, hat ihn im Spaße während der Lehrstunde einen Kiferihahn-A-B-C-Schützen genannt. Hier nun trifft Alban den Kleinen. Sogleich ballt Alban die Fäuste und schlägt auf den kleinen Dietrich los, der sich ganz natürlich auch zur Wehr setzt. Und so geht die „Keilerei“ los.

In hellem Jubel über die nun kommende vierzehntägige goldene Freiheit hüpfen und springen die übrigen Schüler des Weges dahin. Dem Lehrer aber sieht man auch ganz deutlich die Freude an, daß heute die Schule zu Ende ist und daß nun für ihn einige Tage der Ruhe und Erholung kommen.

Natürlich hatte der Lehrer seinen Schülern für die vierzehn Ferientage verschiedene Privataufgaben gegeben, die sie zu Hause lösen sollten. Die Aufgaben waren indes der Zahl und dem Umfange nach mäßig, denn Herr Schmelzer gönnte ja seinen Schülern die Freiheit der Ferien von Herzen. Er erinnerte sich noch gar zu wohl, wie gut ihm die goldne Ferienfreiheit einst geschmeckt hatte.

Die klugen und fleißigen Schüler nun begannen womöglich noch denselben Tag, an diesen Privataufgaben zu arbeiten, damit sie dieselben bald im Rücken hätten und dann sorgenlos Feld und Wald und Berg und Thal genießen könnten. Die unklugen und trägen Schüler aber dachten nicht eher an die Arbeiten, als bis die Ferien zu Ende gingen. Der Schmiede-Heinrich saß sogar noch denselben Morgen, an welchem die Schule wieder begann, und rechnete und schrieb, daß ihm ganz heiß wurde. Natürlich fielen nun die Arbeiten liederlich aus und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ihn jenes schwarze Lineal bewillkommnet, das ihn vor vierzehn Tagen beim Schulschlusse so empfindlich verabschiedete.

Müllerseppel.

„Wo nur der Seppel heute wieder steckt?“ sagte Vater Strebel, indem er mit einem schweren Getreidesacke auf dem Rücken an seine Mühle kam.

„Das weiß der liebe Gott, was das jetzt mit dem Jungen ist,“ erwiderte die Müllersfrau, die eben über den Hof ging. „Er ist ganz anders als früher. Früher stak er entweder beim Knappen in der Mehlkammer und half da, was es zu thun gab; oder er beschäftigte sich mit den Hühnern, Tauben, Enten und Gänsen; oder er hatte seinen Zeitvertreib am Mühlgraben. Bald stellte er dort ein kleines Wasserrad auf, bald ließ er ein Schiff schwimmen, das er sich aus Baumrinde gebaut hatte. Jetzt kümmert er sich um das alles nicht mehr. Selbst das Taubenfüttern vergißt er sehr oft.“

„Hab's auch bemerkt,“ sagte der Vater wieder. „Als er neulich den Esel auf die Weide führen sollte, habe ich ihn auf allen Winkeln gesucht. Und wo fand ich ihn endlich? Draußen, hinter dem Bretterzaune, unter der alten Weide lag er und las in einem Buche. Vor ihm im Mühlsteiche schnatterten die Enten, daß man sein eigen Wort kaum hören konnte. Das aber störte ihn gar nicht. Er schien so in sein Buch vertieft zu sein, als ob er den nächsten Tag zu predigen gehabt hätte. Als ich ihn nun herzlich rief, fuhr er vor Schreck zusammen und wollte das Buch verstecken. Ich aber sagte: „Her damit!“

„Und was war's denn für ein Buch?“ fragte die Müllerin.

„Auf dem Titelblatte stand: Die alten Griechen und Römer,“ erwiderte der Müller. „Weiß der Kuckuck, was das für Gesellschaft gewesen ist. Ich habe in meinem ganzen Leben nichts von Griechen und Römern gehört. In unserer Gegend können sie nicht gewohnt haben. Warte, Seppel, sagte ich, ich werde Dir die Griechen und Römer austreiben! Den Esel sollst Du versorgen und auf die Weide treiben. Und dabei nahm ich das Buch und gab ihm ein paar „Dufeln“ damit. Er grinste natürlich. Als ich ihn dann fragte, wo er das nichtsnutzige Buch her habe, sagte er, der Lehrer habe es ihm geborgt.“

„Ganz recht,“ fiel die Müllerin schnell ein, „von dem neuen Lehrer

hat er schon mehrmals Bücher mit nach Hause gebracht. Und seit der neue Lehrer ins Dorf ist, seit der Zeit ist's eben, daß mir der Seppel ganz anders vorkommt. Ewig sitzt er und schreibt und rechnet und liest. Bald redet er von Graphie (Geographie), bald von der Weltgeschichte, bald von Botanik (Botanik), bald von Physik und wie das Zeug alles heißt. Und dabei hat er einen Eifer, daß er manchmal sogar seine Quarkbemme darüber vergißt.“

„Na, das muß bald anders werden,“ versetzte der Müller. „Es ist schon ganz gut, daß der neue Lehrer etwas andere Saiten aufzieht, als der alte, Gott hab' ihn selig! es that, aber verpfuschen soll er mir den Seppel auch nicht. Der Seppel kriegt einmal unsere Mühle, und deshalb muß er ein Müller werden und kein Pastor. Ich will ihm das Bücherwesen schon austreiben!“

Von dieser Stunde an bekam es Seppel sehr streng. Sobald er aus der Schule kam, mußte er mit in die Mühle hinein und arbeiten helfen. Da gab es Säcke zu zählen und auszustäuben, Mehl zu messen, die Dielen zu kehren, die Radzapfen einzuölen u. dgl. Seppel that es. Aber er that es mit Unlust. Seine Gedanken waren immer bei und in seinen Büchern. Stets auch trug er irgend ein kleines Buch bei sich. Sobald er nun wußte, daß sein Vater nicht in der Nähe war, zog er es hervor und las einige Seiten. Der liebste Tag in der Woche war ihm der Sonntag. Da stand die Mühle still und folglich gab es für ihn auch keine Beschäftigung darin. Sonntags ging auch der Müller früh und nachmittags in die Kirche, denn er hörte sehr gern die Predigt. Diese Zeit nun benutzte Seppel. Sobald die Glocken zur Kirche riefen, eilte er mit einem Buche unter den Weidenbaum hinter der Brettwand. Hier nun las er, bis er die Leute wieder aus der Kirche kommen sah.

Seppel war jetzt zwölf Jahre alt. Er besaß einen scharfen Verstand und ein überaus gutes Gedächtnis. Was er einmal gehört oder gelesen hatte, das vergaß er nie wieder. So galt er als der beste Schüler in seiner Klasse und im ganzen Dorfe. Die Müllersleute hatten indes davon keine Ahnung. Wollte Seppel auch einmal zu Hause von dem, was er wußte, erzählen, fiel ihm der Müller gewöhnlich in die Rede und sagte: „Ach geh' mir mit Deinen Geschichten! Was nützt Dir denn all das Zeug! Du wirst ein Müller und kein Pastor, und damit Punktum! Ein Müller muß ordentlich messen können, das ist die Hauptsache! Kann er noch dazu etwas rechnen und schreiben, so ist's genug.“

Strebel war ein wohlhabender Müller. Neben seinem Bette stand eine alte Truhe. In dieser lag mancher Strumpf voll blanker Silberthaler. Das erfuhr der neue Lehrer. Deshalb wagte es dieser, dem Müller zu raten, seinen Sohn auf eine höhere Schule zu schicken und dann studieren zu lassen. Da aber kam der neue Lehrer schön an. „Mein Seppel wird ein Müller und kein Pastor,“ sagte Strebel, und dabei blieb er. Auch dem Pastor des Ortes, der den Seppel ebenfalls als einen sehr guten Kopf kannte, gelang es nicht, den Müller zu bereden, seinen Sohn studieren zu lassen.

Da kam eines Tages der Herr Superintendent aus der nahen Stadt in jene Dorfschule. Als dieser hörte und sah, was der Seppel konnte, sagte er zu dem Lehrer: „Dieser Knabe sollte studieren. Aus dem würde einmal was werden.“ Darauf erzählte ihm der neue Lehrer, daß der Vater des Knaben durchaus nicht dazu zu bewegen sei. Weder er, noch der Herr Pastor, hätten bei ihm etwas ausgerichtet.

„Gut,“ sagte der Herr Superintendent, „so will ich einmal zu dem Müller gehen und mit ihm reden. Der Knabe ist ein zu guter Kopf, als daß wir nicht alles versuchen sollten, aus ihm etwas anderes zu machen, als einen Müller.“

Der hohe geistliche Herr that, wie er gesagt. Er ging in die Mühle. Der Müller sträubte sich anfangs wieder in der gewöhnlichen Weise. Der Herr Superintendent aber ließ nicht nach, ihm zuzureden. Besonders stellte er dem Müller vor, was es doch für eine Freude für ihn sein würde, wenn er seinen Seppel einmal auf der Kanzel stehen sehen und predigen hören würde. Und er könne sich doch auch etwas darauf einbilden, daß gerade er einen Sohn habe, der zu einem Geistlichen wie geschaffen sei. „Wie würde sich,“ sagte der Herr Superintendent unter anderem, „mancher reiche Bauer in der Umgegend freuen, wenn er einen Sohn hätte, der zum Studieren so schöne Anlagen zeigte, wie der Seppel.“

Diese Rede brachte den Müller doch endlich auf andere Gedanken. Er machte zwar noch mancherlei Einwendungen, schließlich aber sagte er: „Nun, Herr Superintendent, wenn Sie durchaus meinen, daß der Seppel zu einem Geistlichen taugt, so mag es in Gottes Namen sein. Zu so einem heiligen Amte will ich ihm nicht hinderlich sein.“

Der Herr Superintendent versprach nun noch, die ganze Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen und den Knaben selbst auf eine höhere

Schule zu bringen, überhaupt seine weitere Ausbildung zu leiten und zu überwachen.

Schon nach zwei Monaten befand sich Seppel auf einem Gymnasium in der nächsten Stadt und war überglücklich, sich nun nicht mehr um die Hühner und Gänse und um den Esel kümmern zu müssen, auch mit dem Zapfenschmieren und Säckeausklopfen nichts mehr zu thun zu haben. Er lernte mit einem Fleiße, der seine Lehrer fast in Staunen setzte. Natürlich blieben auch die Fortschritte nicht aus, so daß er von Jahr zu Jahr in höhere Klassen aufstieg.

Mit achtzehn Jahren bezog er die Universität in L., einer Stadt, die von seiner Heimat viele Meilen entfernt lag. Auch auf der Universität zeigte er sich als ein außerordentlich fleißiger und strebsamer Jüngling. Er war ein wahres Muster von einem Studenten. Das Lob, das der Müller von allen Seiten über seinen Sohn hörte, machte ihn ganz glücklich. Obgleich er schon einige hundert Thalerchen für ihn hatte ausgeben müssen, hatte er doch noch keinen Augenblick bereut, daß er damals seine Einwilligung zum Studieren gegeben.

Jetzt war der Seppel etwa zwei Jahre auf der Universität. Da saß eines Abends der Müller in der Schenke und trank sein Glas einfaches Bier, wie er fast täglich nach gethaner Arbeit zu thun pflegte. „Nun, nichts Neues?“ redete er einen Bauer, der sich eben an seinen Tisch niedersetzte, an. — „O ja,“ erwiderte dieser, „etwas ganz Neues. Wie ich eben von unserem Lehrer gehört habe, predigt nächsten Sonntag ein fremder Pastor in unserer Kirche.“

„O, was Du sagst, Wenzel,“ entgegnete der Müller. „Das ist ja noch nicht dagewesen, solange ich in der Mühle bin. Ist denn etwa unser Herr Pastor krank?“

„Das nicht!“ erwiderte Wenzel. „Kann man's denn aber einem solchen geistlichen Herrn verdenken, wenn er sich's auch einmal bequem macht und einen andern für sich predigen läßt?“

„Ei, da muß ich aber doch in die Kirche gehen,“ sagte der Müller, „um auch einmal einen fremden Pastor zu hören. Wo er nur her sein mag?“

Das wußte niemand. Alle aber, die mit am Tische saßen, sagten, den fremden Pastor müßten sie auch hören. Und wenn es zum Sonntage mit Rannen vom Himmel gösse, in die Kirche gingen sie.

Der Sonntagmorgen kam. Die Glocken ertönten. Die Dorfbewohner zogen zu ihrem Gotteshause. Es war eine wahre Wallfahrt. Wer nur irgendwie konnte, blieb heute nicht zu Hause. Alle wollten den fremden Pastor hören. Die Kirche füllte sich dermaßen, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Unweit der Kanzel saß der Müller. Die Müllerin hatte ihren Platz links vom Taufsteine eingenommen.

Das Morgenlied war gesungen, auch das Hauptlied. Jetzt betrat der fremde Geistliche die Kanzel. Es war noch ein ganz blutjunger Mann. Er konnte kaum zwanzig Jahre alt sein. Kaum aber hatte er seine Bücher hingelegt und sein Gebet verrichtet, steckten alle Leute die Köpfe zusammen und einer flüsterte dem anderen zu: „Ist das nicht der Müllerseppel?“

Der Müller aber wäre vor Schreck beinahe in Ohnmacht gefallen, als er erkannte, daß sein Seppel auf der Kanzel stand. Er wurde leichenblaß im Gesicht. Dabei aber schlug ihm das Herz so heftig vor lauter Aufregung, daß er glaubte, sein Nachbar müsse es klopfen hören. Vor Angst, aber auch zugleich vor Freude, wußte er nicht, sollte er sitzen bleiben oder davonlaufen.

Noch schlimmer erging es der Müllerin. Sie stieß einen förmlichen Schrei aus, als sie ihren Sohn erkannte. Ihre Hände fingen an zu zittern. Das Gesangbuch entfiel ihr.

Endlich schwieg die Orgel und die Predigt begann. Seppel hielt eine wunderschöne Predigt. Alle Zuhörer wurden gerührt. Ein Taschentuch nach dem andern wurde sichtbar. Sogar die ältesten Leute konnten sich einer Thräne nicht enthalten. Der Müller und die Müllerin aber weinten in einem fort, so sehr waren sie überrascht und ergriffen.

Der Müller und die Müllerin konnten vor Aufregung die Kirche nicht auswarten. Noch ehe das letzte Lied angestimmt wurde, verließen sie ihre Plätze und eilten in die Sakristei zu ihrem Seppel. Das aber gab nun ein Umarmen und Küssen und Händedrücker und Weinen, das gar kein Ende nehmen wollte. „Seppel,“ sagte der Müller, „und wenn Du mich schon zehntausend Thaler gekostet hättest, ich bereute es nicht. Du hast mir heute alles zurückgezahlt.“

Die Müllerin fand für ihre Freude gar keine Worte. Sie sah nur immer den Seppel an, drückte ihm die Hand und weinte.

Seppel hatte ganz absichtlich seine Eltern nichts wissen lassen, daß

er predigen würde. Er wollte ihnen eine unverhoffte Freude bereiten. Zwei Jahre blieb er noch auf der Universität und bekam dann sofort eine Pastorstelle. Zehn Jahre später wurde er Pfarrer in seinem eigenen Geburtsorte und somit der Seelsorger und Beichtvater seiner eigenen Eltern. Diese aber dankten jeden Sonntag dem lieben Gott aufs neue, daß er aus ihrem Seppel keinen Müller, sondern einen Pastor hatte werden lassen.

Der Schatz unterm Altar.

Mit dem jungen Ottomar Kadewitz ging es doch fast um kein Haar anders, als mit dem verlorenen Sohne in der Bibel. Ottomar war von seinem reichen Vater sehr streng erzogen worden. Als dieser starb, wurde Ottomar der Erbe eines großen Vermögens. Nun aber ging sofort nicht nur ein verschwenderisches, sondern auch ein höchst liederliches Leben an. Er schlug, wie man zu sagen pflegt, das Geld mit Sünden tot. Daß sein Vermögen einmal alle werden könnte, daran dachte er gar nicht. Aber es wurde alle. Nach wenig Jahren stand er da, wie der ärmste Bettler und noch schlimmer, denn er hatte durch sein wildes, wüstes Leben auch seine Gesundheit ruiniert. Jetzt erst gingen ihm die Augen auf. Aber nun war es zu spät. Seine lustigen Freunde, die mit von seinem Gelde gelebt, gezecht und getollt, hatten ihn längst verlassen, wohl aber traten jetzt zwei andere Gefährten an ihn heran. Sie hießen Scham und Reue. Auf den Gedanken, umzukehren, zu arbeiten und ein vernünftiger Mensch zu werden, kam er jedoch ganz und gar nicht. Er hielt sich für unrettbar verloren, und somit ergriff ihn schließlich die Verzweiflung. In dieser fürchterlichen Seelenstimmung faßte er endlich den schrecklichen Gedanken, seinem qualvollen Leben mit eigener Hand ein Ende zu machen. In dieser fluchwürdigen Absicht rannte er in einen großen Wald hinein. Aber er lief und lief und kam immer tiefer hinein, ohne an das böse Werk zu gehen. Es mußte doch wohl noch ein Funken besseres Gefühl in ihm glimmen.

In diesem Walde wohnte nun aber ein frommer Einsiedler. Sein

Nyl war eine kleine Felsenhöhle, deren Eingang ein rundes Dächlein aus Baumrinde beschirmte. Ein ziemlich viereckiger Felsblock dicht neben der Höhle, auf dem er ein einfaches Kreuz errichtet hatte, diente ihm als Altar. Hier kniete er des Tages dreimal in stillem Gebete.

Indem Ottomar den weiten Wald durchirrte, stand er eines Morgens plötzlich vor der Einsiedelei und sah den frommen Greis in andächtigem Gebete an seinem Altar auf den Knien. Dieser Anblick machte auf ihn einen erschütternden Eindruck. Er blieb stehen und wartete geduldig, bis der ehrwürdige Alte seine Morgenandacht beendet hatte. Dann aber trat er näher.

Der Einsiedler sah ihn einige Sekunden stumm und prüfend an. Ottomar schlug, wie schamhaft, die Augen nieder. Sein Gesicht sah verfürzt aus. Seine fahlen Wangen waren eingefallen. Die Haare hingen ihm wild über die Stirn.

„Was führt Dich zu mir?“ fragte endlich der Einsiedler.

„Mein Unglück,“ erwiderte Ottomar bänglich. „Ach, frommer Vater, daß Ihr mich doch retten könntet!“

„Ich war stets gern zur Hilfe bereit,“ versetzte der Greis. „Bedarfst Du der Rettung, so erzähle mir Dein Schicksal. Aber verschweige mir nichts und wenn Du auch Deine eigene Schuld gestehen müßtest. Kann ich, so werde ich Dich retten!“

Der väterliche Ton des Greises berührte den Gefallenen wie ein warmer Frühlingshauch. Er folgte dem Alten in die Höhle, und hier nun erzählte er ohne Hehl seine ganze bisherige Lebensgeschichte mit allen Fehlern, Verirrungen und Sünden.

Der Einsiedler hörte zwar mit Staunen, aber auch mit innigem Bedauern zu. Als jener geendet und sich eine Thräne getrocknet, erfaßte ihn der Greis bei der Hand und sagte: „Du bist noch zu retten, wenn Du Dich retten lassen willst!“

„O, so rettet mich, frommer Vater, rettet mich! Ich will alles thun, was Ihr mir befehlt!“ Mit diesen Worten fiel Ottomar dem Alten um den Hals und weinte.

„Nun, so höre!“ begann der Einsiedler. „Draußen unter meinem Altare liegt ein Schatz vergraben, bloß hundert Schaufeln tief. Wer diesen Schatz heben will, muß jeden Tag früh, mittags und abends ein andächtiges Vaterunser beten und alle Tage dort drüben auf der steinig-

Heide drei QuadratruTEN Boden umgraben und mit jungen Waldbäumchen bepflanzen. Ist diese Aufgabe erfüllt, dann darf er kommen und eine Schaufel Erde unter dem Altare wegnehmen. Nach hundert Tagen wird er dann den Schatz finden. Und nun frage ich Dich, ob Du Dich dazu verstehen willst, diese Aufgabe zu lösen?“

„O, mit Freuden!“ erwiderte Ottomar. „Gieb mir eine Schaufel und einen Spaten. Ich will noch heute an die Arbeit gehen.“

Ottomar fing auch wirklich denselben Tag noch an zu graben. Es wurde ihm essigsauer. Der Schweiß perlte in großen Tropfen über seine Stirn. Aber er hielt aus. Er überwand sich. Und so durfte er zum Abende die erste Schaufel unter dem Altar wegnehmen. Die Arbeit hatte ihn hungrig und müde gemacht. Wie gut schmeckte ihm das einfache Abendbrot in der Einsiedlerklause! Wie sanft schlief er auf dem nicht eben weichen Mooslager!

Den zweiten und dritten Tag wurde ihm die Arbeit noch saurer. Indes er ließ nicht ab. Von jetzt an aber dünkte ihm der Spaten von Tag zu Tag leichter zu werden. Er schwitzte immer weniger. Das Essen lernte ihm noch besser schmecken. Seine Arme kräftigten und seine Wangen röteten sich allmählich. Der Einsiedler gewahrte diese Veränderung mit Freuden.

Bald fand Ottomar an seiner Beschäftigung Wohlgefallen. Mit Vergnügen blickte er auf die sich immer weiter ausdehnende Fläche Land, die er nun schon bearbeitet und bepflanzt hatte. Er selbst fühlte, daß er ein ganz anderer Mensch geworden sei. Er fühlte sich glücklich. „Und wenn ich auch den Schatz gefunden habe,“ sagte er zu dem Einsiedler, „ich werde nie wieder faulenzeln und werde auch mein Vaterunser nie wieder vergessen.“

So kam endlich der Tag heran, an welchem Ottomar die hundertste Schaufel Erde unter dem Altare wegnehmen durfte. Und richtig, da lag der Schatz. — Es war ein Kästchen aus Birkenrinde gearbeitet und mit Bast dicht umwickelt. Ottomar wickelte mit zitternden Händen den Bast ab und schlug den Deckel auf. Und was fand er? — Kein Silber, kein Gold, keine Edelsteine! Es lag ein einfacher Papierstreifen darin, auf welchem mit großen Buchstaben der Bibelspruch geschrieben stand: „Bete und arbeite, so hilft Dir Gott allezeit!“

Ottomar war keinen Augenblick enttäuscht. Er verstand sofort die

Bedeutung und den Wert des gefundenen Schatzes, fiel dem Einsiedler um den Hals und sagte mit tiefbewegter Stimme: „Habe innigsten Dank für diesen Schatz! Ich werde ihn um keinen Preis der Welt dahin geben! Du bist mein Retter gewesen!“

Ottomar blieb noch einige Monde lang bei dem frommen Greise, dann kehrte er in das Leben zurück und blieb ein braver, arbeitssamer Mensch.

Das Pflegekind.

Klara und Hermine, die Kinder wohlhabender Eltern, hatten zum letzten Weihnachtsfeste ein Geschenk erhalten, über welches sie sich mehr freuten, als über alle Puppen, Kleider, Bilderbücher, Äpfel und Nüsse. Die lieben Mädchen hatten sich nämlich schon längst ein kleines Brüderchen gewünscht. Sie dachten sich das so hübsch, einen kleinen Bruder zu besitzen, den sie warten und mit dem sie spielen könnten. Nun hatten ihnen die Eltern einen kleinen Bruder geschenkt. Aber wo hatten sie ihn hergenommen?

Im Nachbarhause wohnte eine blutarme Schuhmachersfrau, deren Mann im letzten Kriege geblieben war und die nun mit ihren fünf Kindern in der bittersten Armut lebte. Dieser unglücklichen Mutter hatten die Eltern das jüngste Kind abgenommen und es ihren Kindern als eine Christgabe geschenkt.

Nur wenn der kleine Heinrich, so hieß das Brüderchen, schlief, beschäftigten sich Klara und Hermine mit ihrem Spielzeuge. Sobald er wachte und solange er wachte, waren sie um ihn herum, reichten ihm die Milchflasche, wiegten und bischten ihn, sangen ihm ein Liedchen vor, spielten mit seinen Händchen und küßten ihn.

Als der Frühling kam, fuhren sie ihr Brüderchen im Kinderwagen umher. Oft auch sah man sie, den kleinen Heinrich im Bischebettchen tragend, vor ihrem Hause unter den Fliederbäumen sitzen. Sogar Bettine, der alte fette Dachshund, hing mit einer gewissen Liebe an dem kleinen Jungen. Wo die beiden Mädchen ihn hinfuhren, oder hintrugen, folgte Bettine auf

Schritt und Tritt. Schließ der Kleine in seiner Wiege, legte sich Bettine neben dieselbe, wie wenn das treue Tier des Kindes Wächter sein wolle.

Der kleine Knabe gedieh unter so liebevoller Pflege zusehends. Er wurde ein munterer und kräftiger Junge, dem man bald anmerkte, daß er ein helles Köpfchen besaß. Als er später in die Schule ging, zeichnete er sich durch schnelles Lernen und große Geschicklichkeit im Schreiben aus. Das größte Talent aber bewies er in der Zeichenstunde, so daß er seines Lehrers Freude und Stolz wurde. Mit seinem vierzehnten Jahre zeichnete er nicht bloß nach der Natur Häuser, Landschaften und sogar Tiere, sondern er malte auch schon ganz allerliebft. Wer seine Bilder sah, war erstaunt, und alle Welt sagte: „Der Heinrich muß Maler werden. Er ist dazu geboren.“

Auch sein Pflegevater, der wohlhabende Fabrikbesitzer Gotthardt, war dieser Ansicht. Und so kam Heinrich mit seinem Austritte aus der Schule auf eine Malerakademie. Hier machte er wahre Riesenschritte in der Kunst, so daß schon nach zwei Jahren seine Bilder sehr guten Abgang fanden. In seinem zwanzigsten Lebensjahre galt Heinrich als ein ausgezeichnete Künstler. Seine Bilder wurden teuer bezahlt. Da er nun ein gesitteter und sparsamer junger Mann war, erwarb er sich bald einiges Vermögen, mit dem er namentlich seine eigentliche Mutter und seine wirklichen vier Geschwister unterstützte.

Bei all seinem Glücke quälte ihn nur ein Gedanke, nämlich der, wie er seinen Pflegeeltern würdig danken könne. Wohl hatte er ihnen schon mehrere wertvolle Gemälde geschenkt. Aber das genügte ihm noch nicht. „Sie haben mehr um mich verdient,“ sagte er sich stets.

Aber die Gelegenheit, seine Schuld abzutragen, sollte noch kommen. Gotthardt besaß eine Tuchfabrik und stand mit einem großen Handelshause in Amerika in Verbindung, an das er alle seine Waren lieferte. Da aber brach in der Neuen Welt Krieg aus und jenes Handelshaus ging dabei zu Grunde. Sein Besitzer entfloh, und somit waren alle, denen er Gelder schuldig war, bezahlt. Auf diese Weise büßte auch Gotthardt sein ganzes Vermögen ein, so daß er mit einem Schlage zum armen Manne ward. Vor Kummer über diesen Schicksalschlag starb bald darauf seine Frau. Er selbst aber nahm sich diesen Tod und sein Geschick so zu Herzen, daß er ganz tief sinnig und zu jedem anderen Broterwerb unfähig wurde. So waren nun er und seine beiden jetzt erwachsenen Töchter, Klara und

Hermine, völlig hilf- und ratlos. Da aber trat Heinrich rettend ein. Er kaufte ein Haus in der Stadt, in dem er sowohl seine eigene, als auch seine Pflegefamilie aufnahm. Er war jetzt der Hausvater, Versorger und Wohlthäter all seiner Angehörigen. Sie alle zusammen bildeten mit ihm eine große Familie, in der von keiner Nahrungssorge die Rede sein konnte. Jetzt erst war ihm ganz wohl, da er nun Gelegenheit gefunden, allen denen den Dank zu bezahlen, die ihn einst mit Liebe gepflegt, und denen er, nächst dem lieben Gott, sein Glück zu danken hatte.

Das zimmerne Kreuz.

Berthold war der einzige Sohn des Nachtwächters in dem Dörfchen Froschthal. Da sein Vater den Tag über meist schlief und wenig auf den Knaben achtgeben konnte, war es kein Wunder, daß Berthold ein wilder, ungezogener Bube wurde. Mit keinem Kinde im Dorfe vertrug er sich. Bald hatte er mit diesem, bald mit jenem Häreleien, Zank und wohl gar Prügeleien. Am allermeisten mußte die arme Katharine, die Tochter eines Flickschusters, von ihm leiden. Wo er sie necken oder ihr irgend einen Possen spielen konnte, that er es. Katharine durfte sich fast gar nicht mehr auf der Straße sehen lassen, wenn sie nicht von dem unbändigen Jungen gemißhandelt sein wollte. Wiederholt hatte sie ihm schon gesagt: „Aber Berthold, so laß mich doch endlich in Ruhe, ich thue Dir ja gar nichts zuleide.“ Berthold erwiderte aber solche Worte stets mit einem hämischen, schadenfrohen Gelächter.

Da wurde es wieder einmal Winter. Auf der Erde lag der Schnee bereits eine halbe Elle hoch. Die Teiche um Froschthal her bedeckten sich mit Eis. Doch war das Eis noch keineswegs stark. Um diese Zeit mußte eines Tages Katharine für ihren Vater auf das Nachbardorf gehen, um geflickte Schuhe und Stiefeln dorthin zu tragen. Als sie in der Abenddämmerung zurückkehrte und in die Nähe des Krötenteiches kam, hörte sie plötzlich ein ängstliches Schreien und Hilferufen. Katharine erschrak. Sehr bald wurde ihr klar, daß der Notruf von dem Krötenteich herkäme.

Sie eilte darauf zu. Was aber erblickte sie hier? — Hier stak Berthold bis unter die Arme im Wasser. Er war eingebrochen und konnte das Ufer nicht erlangen. Wo er sich auf das Eis stützte, brach es aufs neue. Schon nahmen seine Kräfte sichtlich ab. Schon wurde seine Stimme immer matter und matter. Nicht zwei Minuten mehr, und er hätte ertrinken müssen.

Katharine dachte mit keiner Silbe daran, daß Berthold ihr Feind war. Wohl aber dachte sie darüber nach, was sie thun könne, um ihn zu retten. Ihm die Hand zu reichen, dazu war er zu weit von dem Ufer entfernt. In den Teich hineinsteigen konnte sie auch nicht, wenn sie nicht selbst ein Kind des Todes sein wollte. Da kam ihr noch zu rechter Zeit ein guter Gedanke bei. Sie band schnell ihre Schürze ab, riß sie in zwei Stücke und knüpfte diese aneinander. Daran aber befestigte sie noch ihr Kopftuch und warf nun dieses leinene Seil dem Unglücklichen zu.

Glücklicherweise hatte dieser noch soviel Besinnung, das Streifenende zu erfassen. Jetzt nun zog Katharine aus Leibeskräften, und so gelang es ihr endlich, den Knaben ans Ufer und auf das feste Land zu bringen.

Einige Minuten blieb Berthold ganz entkräftet liegen. Dann aber nahm ihn Katharine an dem Arm und führte ihn Schritt für Schritt nach Hause. Auf diesem ganzen ziemlich weiten Wege sagte der Knabe kein Wort.

Berthold hatte sich fürchterlich erkältet, bekam Fieber und mußte länger als vier Wochen das Bett hüten. Auch in dieser Zeit sprach er nur wenig. Nannte man den Namen seiner Lebensretterin, schlug er beschämt die Augen nieder. Er mochte es wohl jetzt bitter empfinden, daß er ihr oft weh gethan hatte.

Als Berthold völlig wieder gesund war, erschien er wie ganz umgewandelt. Das Kaltwasserbad und die Krankheit hatten Wunder an ihm gewirkt. Er that keinem Kinde mehr etwas zuleide und zeigte sich so artig und ordentlich, daß jedermann seine Freude an ihm haben konnte. Für den ersten Groschen, den er sich von jetzt an erspart hatte, kaufte er ein Zinnkreuzchen mit bunten Glasperlen besetzt. Dieses Kreuzchen schenkte er der armen Katharine. „Dieses Kreuzchen,“ sagte er zu ihr, „schenke ich Dir zum Andenken daran, daß Du mir das Leben gerettet hast.“

Katharine war hoch erfreut über diesen Schmuck, und so oft der Sonntag kam, trug sie ihn an ihrem Halse.

Als Berthold aus der Schule kam, ging er auf ein Schiff, um Matrose zu werden. Fast rührend war der Abschied zwischen ihm und Katharinen. Beiden standen die Thränen in den Augen. Von dieser Zeit an schien Berthold wie verschwunden. Monate und Jahre vergingen, ohne daß irgend ein Brief oder ein Gruß von ihm eintraf. Und so glaubten alle Leute im Dorfe, wie auch sein Vater, der alte Nachtwächter, Berthold sei nicht mehr am Leben. Vielleicht, meinte man, habe er sein Grab in den Wellen gefunden.

Als Katharine etwa fünfzehn Jahre zählte, verlor sie ihren Vater. Um sich redlich zu nähren, fing sie mit ihrer Mutter einen Lumpenhandel an. Und so sah man sie tagtäglich mit einem kleinen Wägelchen in Froschthal und in den Nachbardörfern auf und nieder fahren und die Lumpen aus den Häusern zusammenholen. War sie auch arm, so hielt sie sich doch gut und brav und war überall beliebt.

Es mochten etwa fünfzehn Jahre verstrichen sein, seitdem Berthold auf ein Schiff gegangen war. Da wurde eines Tages ganz Froschthal in ungeheuere Aufregung versetzt. Ein schöner Postwagen rasselte den holperigen Dorfweg entlang. Dazu aber schmetterte der Postillon dermaßen auf seiner Trompete, als ob er einen Kaiser im Wagen sitzen habe. Alle Fenster öffneten sich und überall fuhren Köpfe neugierig heraus. Die Leute, welche unterwegs waren, blieben verwundert stehen. Ein Postwagen war ja noch nie in dem einsamen Dörfchen gesehen worden. Auch Katharine, die eben mit ihrem Wägelchen des Weges daherkam, hielt an und staunte über das seltene Fuhrwerk.

Noch größer aber wurde ihr Staunen, als die Postkutsche plötzlich gerade an der Stelle anhielt, wo ihr Wägelchen stand. In ihrer Verlegenheit wollte sie eben die Deichsel erfassen und weiterfahren. In diesem Augenblicke aber öffnete sich der Kutschenschlag und ein junger kräftiger Mann mit einem schwarzen Vollbarte und in höchst vornehmer Kleidung sprang heraus. Mit drei Schritten stand er vor der armen Lumpensammlerin, sah ihr einen Augenblick scharf ins Gesicht und sagte: „Ja, Du bist's, die ich suche. Du bist Katharine!“

Katharine stand stumm und wurde ganz blaß vor Schreck. „Aber,

Katharine," fuhr der junge Herr fort, „kennst Du denn den Berthold nicht mehr, dem Du einst das Leben gerettet hast?"

Jetzt erst bekam Katharine ihre Sprache wieder. „Was? Sie sind der Berthold, den das ganze Dorf längst für tot gehalten hat?"

„Jawohl! Der Berthold bin ich und kein anderer," erwiderte der feine Herr. „Aber sprich nicht «Sie» zu mir, sondern «Du», wie früher. Und nun komm und laß uns zu unseren Eltern gehen."

Katharine mochte sich noch so sehr weigern, sie mußte dem Berthold ihren Arm reichen, und so führte er sie das Dorf hinunter, während ein Knabe das Lumpenwägelchen hinterher fuhr.

Schon den Tag darauf war es in ganz Froschthal bekannt, wie Berthold in Amerika in kurzer Zeit ein reicher Mann geworden sei. Er war nämlich mit einem Schiffe nach Californien gekommen und hatte dort sehr viel Gold gefunden.

Vier Wochen später gab es in Froschthal abermals großes Aufsehen. Eines Sonntags, nach dem Frühgottesdienste, bewegte sich ein langer Festzug die Treppe, welche über den Gottesacker zur Kirche führte, hinauf. Voran schritten Berthold und Katharine als Braut und Bräutigam. Sie gingen zum Traualtar, um sich auf ewig miteinander zu verbinden. Den Zug beschloß Bertholds Vater, der alte Nachtwächter. Er folgte, vom Alter gebeugt, am Stabe. Aus seinem Auge rollte eine Freudenthräne nach der anderen, daß er in seinen alten Tagen noch das Glück erlebte, seinen Sohn reich und von Herzen brav zu sehen.

Katharine hatte zwar von ihrem Bräutigam kostbare goldene Ringe, Broschen und Ketten geschenkt bekommen, heute aber trug sie keinen Schmuck weiter, als jenes zinnerne Kreuz mit den bunten Glasperlen.

Berthold und Katharine lebten ganz glücklich zusammen. Trotz seines sehr bedeutenden Reichthums legte er sich aber keineswegs, wie es so manche zu thun pflegen, schon als junger Mann auf die faule Bärenhaut. Nein, er war an Thätigkeit gewöhnt und wollte daher auch fernerhin seine Kräfte und seine Zeit nützlich verwenden. Um aber mit seinem Vermögen zugleich seinem Vaterdorfe zu nützen, erbaute er eine große Cigarrenfabrik, worin Hunderte aus Froschthal Arbeit und Brot fanden. Und so wurde der einstige wilde Knabe zum Wohlthäter für sein Vaterdorf.

Die Storchgans.

„Susse, Lore, Grete und Lotte, kommt schnell heraus, ich will Euch was zeigen,“ rief der kleine Töffel freudig erregt in die niedere Bauernstube hinein.

„Was giebt's denn? Was giebt's denn, Töffelchen?“ erwiderte Susanne, die älteste Schwester, von ihrem Spinnrädchen aufspringend. „Willst uns wohl in den April schicken? Wir kennen Dich Schnurrhans schon.“

„Nein, nein, nein,“ sagte Töffel, „kommt nur schnell. Er ist wieder da, auf den wir schon längst gewartet haben.“

Auf diese Versicherung hin eilten die vier Schwestern aus der Stube hinaus, dem Töffel nach. „Da, seht, da sitzt er wieder!“ Bei diesen Worten zeigte er hinauf nach der einen Ecke des vielfach vom Sturme zerzausten und durchlöcherten Strohdaches. Und dort saß er. Dort saß der alte, liebe Freund, der alte Hausstorch, der schon seit geraumen Jahren das gewaltige Nest dort oben bewohnte. Er hatte es nicht selbst gebaut, sondern hatte es von seinem Vater geerbt, der vor Jahren ein klägliches Ende fand, indem ihn ein toller Hund ins Bein biß.

Als die vier Mädchen den Storch erblickten, brach ein Jubel unter ihnen los, als ob ein König eingezogen wäre. Das Freudengeschrei der Kinder fiel sogar der alten schwarz-weißen Hauskaze auf, so daß sie herbeigekommen kam, als wollte sie sehen, was denn eigentlich los sei.

Der Storch, den die Kinder heute fröhlich begrüßten, war das Storchmännchen. Die Kinder kannten es gar zu gut, denn es war größer als das Weibchen. Auch Herr Storch schien sich zu freuen, als er die fünf dicken, pausbäckigen Kinder wieder erblickte. Es war, als ob er freundlich herabnickte.

Einige Minuten später zog auch die Frau Störchin ein. Das Nest wurde nun sofort von ihnen von allen Seiten besichtigt, wobei es doch ganz den Anschein hatte, als spräche das Pärchen miteinander. Das Nest sah freilich etwas unordentlich aus, denn es hatte eine hohe Schicht Schnee darauf gelegen und die Winterstürme hatten es schlimm zerzaust. Da gab es Arbeit. Indes schon nach wenig Tagen waren alle Schäden

wieder ausgebeßert und das Weibchen saß still und ruhig darin. Es mußte wohl schon Eier gelegt haben.

Da kam Töffel plötzlich auf einen sonderbaren Einfall. „Wie wäre es,“ dachte er bei sich, „wenn du den Störchen ein Gänseei unterlegtest? Ob sie das wohl mit ausbrüten würden? Und wenn sie es thäten, das müßte doch einen Hauptspaß geben, wenn dann dort oben ein junges Gänschen säße.“

Gedacht, gethan. Ohne jemand ein Wort zu sagen, nahm er ein Gänseei aus dem Stalle, steckte es in die Tasche, kletterte an dem Dache, das beinahe bis auf die Erde reichte, empor und legte das Ei, als die Störchin gerade einige Minuten ausgeflogen war, in das Nest. Als dieselbe zurückkehrte, beguckte sie sich zwar das fremde Ei etwas verwundert, setzte sich aber endlich wieder in das Nest und brütete weiter.

Töffel war ganz glücklich in dem Gedanken, daß sein Spaß gelingen werde, und freute sich schon darauf, wie man sich bei der Entdeckung verwundern würde, daß ein junges Gänschen im Storchneste sitze.

Die Störchin brütete mit aller Gewissenhaftigkeit, bis drei Wochen um waren und nun die jungen Störche mit dem Gänschen fast zu gleicher Zeit auskrochen. Als aber der alte Herr Storch das fremdartige Tier in seinem Neste erblickte, stutzte er, lief um das Nest herum und stieß ganz merkwürdige Töne aus. Sie schienen sowohl Furcht als auch Wut auszudrücken.

„Was nur unser alter Hausstorch haben muß?“ sagte Töffels Vater, dem das sonderbare Gebaren auffiel. „Seht nur, wie er um das Nest herumrennt, und hört nur, was er für kuriose Laute ausstößt. Bei dem muß es wohl im Kopfe nicht mehr recht richtig sein.“

Nach und nach hatte sich nicht bloß die ganze Bauernfamilie hinter der Scheune eingefunden, sondern auch mehrere Nachbarnleute, um den Storch zu beobachten, dieser aber gebärdete sich immer toller. Endlich fing sogar auch die Störchin an und stimmte in die sonderbaren Töne mit ein, schlug mit den Flügeln, klappte mit dem langen Schnabel und hackte in das Nest hinein, worauf drinnen allemal ein Schmerzensschrei erfolgte.

„Sie werden ihre eigenen Kinder noch umbringen,“ sagten die Leute unten. Töffel hätte jetzt gern Aufschluß gegeben, aber es war, als ob er sich fürchte, seinen Streich zu gestehen.

Da plötzlich — wie auf ein Kommando — fuhren beide Störche

mit ihren Schnäbeln in das Nest hinein und brachten das junge Gänschen heraus. Der Storch hatte es an einem Beine und die Störchin an einem Flügel gepackt. Einen Augenblick hielten sie es frei in der Luft, dann aber ließen sie es neben dem Neste niederfallen, so daß es das lange Dach herabfugelte. Töffel, welcher es kommen sah, riß schnell seine Zipfelmütze vom Kopfe und fing das arme Tierchen auf.

Nun aber entstand neues Staunen, wie ein Gänseei in das Storchnest gekommen sein könne. Einige der Anwesenden munkelten schon von Hexerei. Das könne nicht mit rechten Dingen zugehen, meinten sie.

Jetzt konnte und durfte nun Töffel nicht länger mehr schweigen. Er gestand, was er gethan hatte und daß er sich bloß einen Spaß habe machen wollen. Das allgemeine Staunen löste sich jetzt in ein schallendes Gelächter auf. Töffel erhielt keine Strafe, wie er erwartet hatte. Nur das tadelte der Vater, daß er nicht gleich von vornherein gesagt habe, was sich im Storchneste befinde.

Dem jungen Gänschen hatten weder die Bisse noch die Kugelpartie etwas geschadet. Es wurde groß gezogen und in besondern Ehren gehalten, weil seine Wiege im Storchnest gewesen sei. Als es groß war, erhielt es den Namen „Storchgans“ und die Storchgans kannte später jedes kleine Kind im Dorfe.

Mutterliebe.

„Aber diese Nacht habe ich einen so wunderschönen Traum geträumt, wie noch nie in meinem Leben,“ sagte die sanfte, stille Fidore, die etwa vierzehn Jahre zählte, eines Morgens zu ihren Geschwistern. „Diesen Traum werde ich nicht wieder vergessen, solange ich lebe.“

„Was hat Dir denn geträumt, liebe Fidore?“ sagte Leonore, die jüngere Schwester. „Willst Du uns Deinen Traum nicht erzählen?“

„Wollt Ihr ihn hören, so kommt und setzt Euch zu mir in die kleine Nebenstube da, daß uns niemand stört.“

Als die Geschwister ihr gefolgt waren, begann sie: „Ich konnte

gestern abend nicht gleich einschlafen. Als ich nun so in meinem Bett lag, kamen mir verschiedene Gedanken ein. Unter anderem kam ich auch auf den Gedanken, wo wohl auf Erden die reinste und größte Liebe zu finden sei. Indem ich aber darüber nachdachte, schlief ich ein. Da träumte mir nun, es erschien ein Engel. Der Engel nahm mich freundlich an der Hand und führte mich fort.

„Komm«, sagte er, »ich will Dir zeigen, was Du suchst.«

„Wir gingen. Unterwegs kamen wir an einem niederen Kirchlein vorbei. Auf seinem Dache saßen zwei weiße Täubchen. Sie »huschelten« traulich nebeneinander im warmen Sonnenscheine und schnäbelten und herzten sich.

„Der Engel blieb stehen und zeigte mir die kosen Täubchen, und ich glaubte, bei ihnen müsse die reinste und größte Liebe zu finden sein.

„Doch der Engel schwieg und führte mich weiter.

„Bald darauf sahen wir auf einem blumigen Rasenplazze ein Geschwisterpaar. Es war ein kleiner, lieblicher Knabe und sein kleines, freundliches Schwesterchen. Sie nannten sich nicht anders als »lieb Brüderchen« und »lieb Schwesterchen«! Eine Zeitlang spielten sie zusammen, pflückten Blumen und wanden Kränze. Hierauf aber umarmten sie sich herzlichlich und küßten einander aufs zärtlichste.

„Der Engel blieb abermals stehen, zeigte mir das freundliche Bild und lächelte. Ich aber meinte, jetzt werde er sagen, daß die Geschwisterliebe die größte und reinste sei. Doch er schwieg und führte mich weiter.

„Als wir wieder ein Stück Weg zurückgelegt hatten, kamen wir an ein kleines, aber nettes Häuschen. Links von der Thür, dicht an der Mauer, beschattete eine alte, breitarmige Linde eine Rasenbank. Auf dieser saßen ein Mann und seine Frau. Es war ein Vater und eine Mutter. Vor ihnen spielten ihre frischen, munteren Kinder mit Ball und Reifen. Des Vaters rechte Hand lag in der der Mutter und seine Linke ruhte auf ihrer Schulter. Sie plauderten von ihren Kinderchen und von ihrem Glücke. Dabei sahen sie einander lieb und treu in die Augen hinein, drückten sich immer herzlicher die Hände und mehr als einmal küßte der Vater die Stirn der sanften Mutter.

„O, dachte ich, eine reinere und größere Liebe kann es wohl nirgends geben, als die zwischen Vater und Mutter.

„Der Engel ließ mich eine geraume Zeit das treue Elternpaar

betrachten. Doch er schwieg dazu. Endlich aber faßte er mich wieder an der Hand und führte mich weiter.

„Es währte nicht lange, so gelangten wir an einen prächtigen Palaß. Es war schon tief in der Nacht und die zwölfte Stunde bereits vorüber. Totenstille lagerte ringsumher. Stumm und leise zogen die silbernen Himmelschäfchen ihrem frommen Hirten, dem stillen Monde, nach. Nirgends ein Laut, nirgends mehr eine Spur von einem Menschen. Alles lag tief, tief in den Armen des Schlafes.

„Nur an dem Palaße, vor welchem wir standen, sahen wir noch ein einziges matt erleuchtetes Fenster. Es schien nur ein winziges Flämmchen dahinter zu flackern, dessen blasser Schimmer die schweren Damastgardinen kaum zu durchbrechen vermochte.

„Wir traten ein. Der Engel führte mich in ein hohes, prachtvoll gemaltes Zimmer. Hier stand eine Wiege aus kostbarem Holze geschnitz und mit seidnen Flaumbetten ausgestattet. In der Wiege lag ein kleines Kind. Es hatte zwar dicke Wäckchen, aber sie sahen schneeweiß aus. Das Kind schlief. Aber es schlief höchst unruhig. Es war krank.

„Dicht daneben, auf einem weichen Ruhestuhle, saß des Kindes Mutter. Es war eine junge, blasser Frau. Ihre Wangen erschienen eingefallen. Sie trug ein langes, faltenreiches Nachtgewand. Hinter ihr, auf einem zierlichen Tischchen, brannte ein Nachtlicht in goldenem Gehäuse. Daneben standen einige Arzneiflaschen mit den langen Rezeptzetteln daran.

„In der Hand hielt die blasser Frau ein Gebetbuch. Sie schlug es wiederholt auf und las darin. Sie betete für ihr krankes Kind. Dabei aber bewegte sie mit dem linken Fuße leise, ganz leise die Wiege.

„»Wisse«, begann jetzt der Engel, »diese junge Mutter ist reich, sehr reich. Zu ihren Diensten stehen eine Amme, eine Kinderfrau, ein Kammermädchen und noch andere weibliche Wesen. Aber diese alle schlafen. Sie können schlafen, sie sollen schlafen. Keinem von ihnen vertraute die treue Mutter ihr krankes Kindlein an. Nur sie wollte bei ihm wachen. Sie mußte bei ihm wachen. Ihr Herz trieb sie dazu.

„»Heute ist es bereits die siebente Nacht, daß sie hier sitzt und keinen Schlaf in ihre Augen kommen läßt. Wohl drückt er oft mit Centnerlast auf ihre Lider, aber sie kämpft sie wieder empor. Keinen Augenblick will sie verabsäumen. Kein Atemzug des kranken Lieblings soll ihr unbelauscht entgehen. Jede Regung will sie sorglich beobachten.«

„So sprach der Engel, und dann schwieg er und ließ mir lange Zeit, die treue Mutter zu betrachten. Darauf aber legte er seine Hand auf meine Schulter und sprach zu mir: »Hier, mein Kind, ist unsere Wallfahrt zu Ende. Denn hier findest Du, was Du suchest. Wisse: Die reinste und größte Liebe auf Erden ist die Mutterliebe!«

„Als der Engel diese Worte gesprochen, trat er drei Schritte vorwärts, an die Wiege, streckte seine Rechte darüber aus und segnete das Kind. Als das geschehen, verschwand er, und ich — erwachte.“

Ein guter Rat.

Ein alter, greiser König war gestorben und nun mußte sein einziger Sohn, Prinz Wunibald, das Scepter übernehmen.

Wunibald war noch jung, besaß aber viele Kenntnisse. Er redete mehrere Sprachen und hatte sich sogar schon mit dem Gestirn des Himmels vertraut gemacht. Dennoch zeigte Wunibald sehr viel Bescheidenheit und hörte gern fremden Rat. „Ich habe zwar manches gelernt,“ sagte er sich, „aber mir fehlt etwas, um das Volk recht regieren zu können: die Erfahrung.“

Nun lebte in dem Lande ein alter, frommer Mann, der ein ähnliches Leben führte, wie einst die Propheten unter den Israeliten. Er wanderte jahraus, jahrein umher und belehrte das Volk, wenn er Thorheit, Aberglauben und Unwissenheit unter ihm fand. Kranken verordnete er heilsame Arznei, Armen half er und Unglückliche tröstete er, wie einst Tobias that. Dadurch war Zastro, so hieß der würdige Alte, weit und breit berühmt geworden, so daß man ihn allgemein den weisen Zastro nannte.

Diesen erfahrenen Greis ließ Prinz Wunibald zu sich rufen. Ernst und würdevoll trat Zastro in seinem langen Pilgergewande, einen Gürtel um den Leib, wie Johannes der Täufer, ein. „Was begehrt Ihr von mir, mein Prinz?“ sprach er.

Der Prinz, welcher eben von einem Spaziergange zurückgekehrt war und auf einem Stuhle am Fenster saß, um aufs neue in seinen Büchern

zu studieren, sprach: „Edler Zastro! Ich habe Dich rufen lassen, damit Du mir Rat erteilst, wie ich das Volk, das mir mein Vater auf seinem Totenbette übergeben hat, gut regiere.“

„Ihr erzeigt mir eine große Ehre, mein Prinz,“ erwiderte Zastro. „Aber habt Ihr nicht von Jugend auf studiert? Sprecht Ihr nicht drei fremde Sprachen? Versteht Ihr nicht sogar schon den Lauf der Sterne? Wie kommt Ihr dazu, mich alten Mann noch um Rat zu fragen?“

„Zastro,“ versetzte der Prinz, „wohl habe ich so manches gelernt; wohl habe ich mit vielem Fleiß die Bücher der Gelehrten studiert; aber ich fühle, daß das viele Wissen noch keinen guten Fürsten machen kann. Es muß noch etwas anderes dazu kommen. Und das sollst Du mir sagen.“

„Eure Bescheidenheit freut mich, mein Prinz,“ nahm hier Zastro wieder das Wort. „Gern teile ich Euch daher auch aus meiner Erfahrung mit, welche Eigenschaft ich für einen guten Fürsten für unerläßlich halte, wenn er sein Volk recht regieren will.“

„Und diese ist?“ fragte Wunibald begierig.

„Er muß so viel als möglich selbst sehen,“ war Zastros kurze, aber bedeutungsvoll geiprochene Antwort.

„Selbst sehen!“ wiederholte der Prinz. „Wie meint Ihr das, Zastro!“

„Das meine ich so, mein Prinz,“ erwiderte der Greis. „Ein Fürst, der sein Land und sein Volk bloß von seinem Throne herab ansieht und alles, wie es im Lande steht und geht, sich bloß erzählen oder schreiben läßt, geht nicht den rechten Weg. Er muß, so oft er kann, von seinem Throne herabsteigen und selbst sehen, wie es hier und da in seinem Lande zugeht. Er muß selbst sehen, wie seine Bauern im Schweiß ihres Angesichts ihren Acker bestellen; er muß selbst sehen, wie sich der Arbeiter in seiner rüßigen Werkstatt um das tägliche Brot müht und plagt; er muß sich selbst überzeugen, wie es in den Hütten der Armut aussieht. Er muß selbst sehen, wie seine Richter und andere seiner Diener die Gesetze des Landes handhaben; er muß selbst einmal einen Blick in die Gefängnisse und Zuchthäuser werfen; er muß selbst einmal zusehen, wie es in den Bildungsstätten des Landes geht und steht. So wird ihm dann sein eigenes Auge die rechte Weisheit lehren und ihn vor Härte und Ungerechtigkeit bewahren.“

„Würdiger Zastro,“ versetzte der Prinz, der mit wahrer Andacht

jedem Worte gelauscht hatte, „Dein Rat ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Wie soll ich Dir dafür lohnen! Du hast mir die Augen geöffnet. Ja, ich will selbst sehen. Ehe ich noch die Königskrone auf mein Haupt setze, will ich gehen und selbst sehen, wie es in meinem Lande steht. Du aber, weiser Zastro, sollst mich begleiten. Und willst Du mir noch einen Dienst erweisen, so bleibe an meiner Seite, solange Du lebst. Sei mein väterlicher Freund und Berater.“

Länger als vier Wochen reiste darauf der Prinz mit dem weisen Zastro im Lande umher. Nirgends aber verriet er, daß er der neue König sei. So unerkannt konnte er desto besser Land und Leute beobachten und kennen lernen.

Nach dieser Rundreise ließ er sich krönen und wurde ein überaus weiser und gerechter König, dem das Volk von ganzem Herzen anhing, weil es sich unter seiner Regierung glücklich fühlte.

Das Vaterunfertäfelchen.

Noch heute giebt es in den Ländern Rußland, Frankreich, Polen, Ungarn u. dgl. viele, viele Tausende von Kindern, welche ohne allen Unterricht aufwachsen. Vom Schreiben und Lesen bekommen sie keinen Begriff. Höchstens lernen sie vom Vater oder von der Mutter das Vaterunser oder irgend ein anderes Gebet! Das ist alles, was sie können, wenn sie einmal die Kinderschuhe ausziehen und in die große Welt eintreten.

Ein solch armer Junge, der aus dem Mährischen stammte, kam einst zu einem Schuhmacher in Wien in die Lehre. Wie sehr vielen Schusterlehrlingen, erging es auch dem armen Magnus, so hieß der vierzehnjährige Knabe, sehr traurig. Das erste halbe Jahr bekam er weder ein Stück Leder, noch einen Schuhdraht, noch eine Ahle in die Hand. Er hatte nur immer Wege zu laufen und die Gesellen, welche in der Werkstatt arbeiteten, zu bedienen. Und wehe ihm, wenn er sich nur das kleinste Versehen zu schulden kommen ließ! Dann gab es sofort unmenschliche Ohrfeigen, oder unbarmherzige Schläge mit dem Knieriemen. Diese grausame

Behandlung wurde noch viel schlimmer, als er nun endlich die ersten Versuche mit Ahle und Pechdraht machen sollte. Das Wort „Geduld“ kannte man in dieser Werkstatt gar nicht. Zeigte Magnus irgendwie ein kleines Ungeschick — wie es ja gar nicht anders sein konnte — gleich setzte es Prüffe und Knüffe oder den Knieriemen.

Der arme Junge indes ertrug alle Mißhandlungen mit Ergebung. Freilich nezte er des Abends sein armseliges Lager, das sich fünf Treppen hoch in einem schauerlichen Winkel hinter einer Feueresse befand, oft mit bitteren Thränen. Oft unter brennenden Schmerzen, die ihm die blaugrünen Schwielen auf seinem Rücken verursachten, betete er sein Vaterunser, das einzige Gebet, das er seinem lieben Herrgott darbringen konnte. An wen sollte er sich auch sonst in seiner Trübsal wenden? Seinem Meister durfte er seine Not nicht klagen. Wehe dem Armen, wenn das die Gesellen erfahren hätten! Seine Eltern waren weit, weit von ihm, und schreiben konnte er ja nicht. So blieb ihm nichts anderes übrig, als auszuharren. „Es muß überstanden werden!“ sagte er oft für sich.

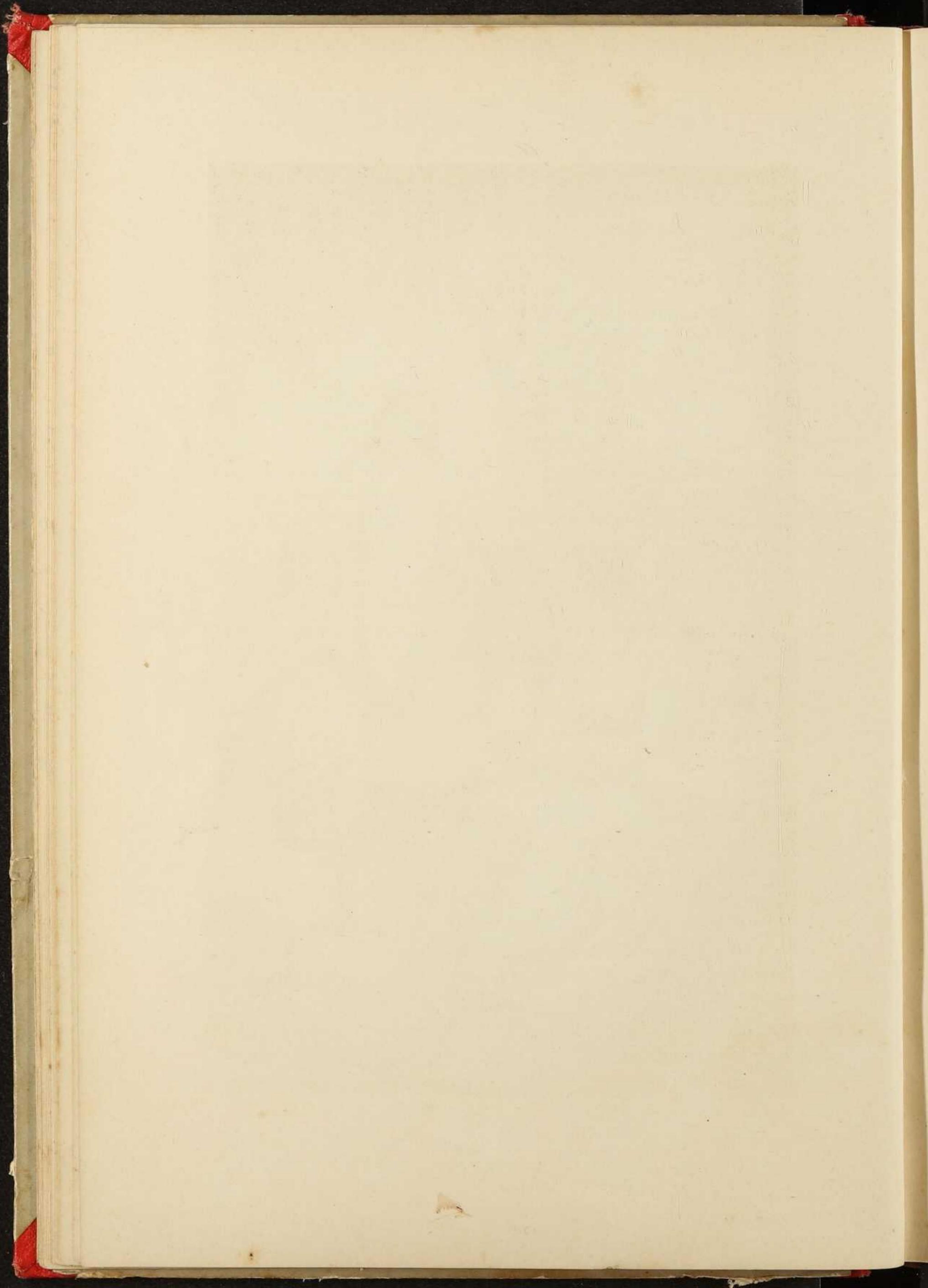
Doch die unmenschliche, herzlose Behandlung war nicht das einzige, was ihm Kummer machte. Etwas anderes stimmte ihn oft nicht minder traurig: es war der Mangel an Schulkenntnissen, und ganz besonders der Umstand, daß er kein Wort lesen und schreiben konnte.

Die Gesellen der Werkstatt lasen Bücher aus der Leihbibliothek, und einer erzählte nun dem andern, wie wunderschön die Geschichte gewesen sei, die er gelesen habe. Sie hielten sich auch Zeitungen und Zeitschriften, und da gab es dann oft großes Staunen über die Neuigkeiten, die man aus diesen Schriften erfuhr. Ging Magnus auf der Straße, da standen die Leute an den Straßenecken und lasen mit Begier die großen, gedruckten Zettel, die dort angeklebt waren und worauf angekündigt war, was es heute in der Kaiserstadt zu sehen, zu hören und wohl auch zu essen und zu trinken gab. Kam Magnus an einer Buchhandlung vorüber, an deren Fenstern unzählige Bücher standen und lagen, fiel ihm jedesmal ein Stein aufs Herz. „Was mag doch alles in den schönen Büchern geschrieben stehen!“ dachte er oft. „Wie herrlich muß es doch sein, jedes Wort lesen zu können. Und wie unglücklich bin ich doch, daß ich auch nicht einen Buchstaben kenne!“

Am allern glücklichsten aber fühlte sich Magnus, wenn er zuweilen in des Meisters Wohnstube kam und sah, wie hier dessen drei Kinder



LITH. ANST. v. A. BURKHARDT, LEIPZIG - R.



saßen und ihre Schularbeiten fertigten und dabei förmlich um die Wette lasen und schrieben und rechneten. Wenn er nun vollends zufällig hörte, wie selbst der kleine, erst sieben Jahre alte Urban schon ganz flott Geschichten vorlas, da erfaßte ihn nicht bloß Staunen und Verwunderung, sondern auch eine Art Ärger und Scham vor sich selbst.

„Das muß anders werden mit mir!“ dachte er bei sich. „Ich kann und darf kein solcher Dummkopf bleiben, wie ich jetzt bin. Ich muß wenigstens das Lesen lernen!“

Ja aber, wie sollte er das anfangen? Sonntagschulen, wie jetzt, gab es dazumal in Wien noch nicht. Privatunterricht nehmen? Dazu hatte er kein Geld und auch keine Zeit. Einen Gesellen bitten, daß er ihm auch nur einige Anweisungen gebe? Das konnte er nicht wagen. Er mußte fürchten, daß man ihn entweder ausgelacht oder ihm mit ein paar Ohrfeigen geantwortet hätte. Da endlich faßte er sich ein Herz und trug dem Meister selbst, als dieser gerade einmal bei guter Laune zu sein schien, sein Leid und seine Wünsche vor. „Wenn Sie mich, lieber Herr Meister,“ sagte er unter anderem „nur ein halbes Jahr lang jede Woche eine einzige Stunde wollten im Lesen unterrichten lassen, wollte ich Ihnen gern, wenn ich ausgelernt habe, ein halbes Jahr als Geselle ganz umsonst arbeiten.“

Bei dem gestrengen Meister aber kam der arme Junge schlecht an. „S, sieh doch mal,“ sagte jener ganz höhniisch, „was Du Dir da für Raupen in den Kopf gesetzt hast, Du Bengel! Soll ich Dich etwa gar noch auf die Universität schicken und studieren lassen? Möchtest Du vielleicht gern ein Pastor oder ein Doktor werden? — Ich werde Dir die großen Rosinen austreiben! Lerne Du erst einen ordentlichen Stich nähen und ein Paar Stiefeln rechtschaffen besohlen und einen richtigen Pechdraht fertigen, wie er sein muß, ehe Du Dir solch dummes Zeug in den Kopf setzt. Werde nur ein respektabler Schuhmacher, wenn Du auch nicht lesen und schreiben kannst. Und nun marsch! an Deine Arbeit und laß Dir's nie wieder in den Sinn kommen, an solchen Unsinn zu denken!“

In seinem Innern wie zerschmettert, aber auch zugleich entrüstet, ging Magnus zur Thür hinaus. Jetzt sah er alle Hoffnung, zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, vernichtet. „Aber ich werde doch noch lesen lernen,“ sagte er fast trotzig für sich hin. „Ich bleibe doch nicht immer Lehrling. Und bin ich einmal Geselle, dann bin ich mein freier Herr!“

Kurze Zeit darauf kam das liebe Weihnachtsfest. Da der Meister

zu diesem Feste jedem seiner Leute irgend ein kleines Geschenk reichte, konnte er doch füglich den armen Lehrling nicht ganz übergehen. Magnus erhielt ein Taschentuch und einige Äpfel und Nüsse. „Und hier,“ sagte der Meister, der die Geschenke selbst verteilte, „hast Du noch etwas Extraes. Auf diesem zierlichen Täfelchen da, das ich Dir hiermit schenke, steht das Vaterunser gedruckt. Wenn Du es auch nicht lesen kannst, wird es immer schon gut sein, daß Du das fromme Gebet besitzt. Hänge es neben Dein Bett, damit Du es wenigstens alle Morgen und Abende einmal ansiehst. Dazu ist auch der liebe Gott drauf abgemalt, und den darf ein Schuhmacherlehrling durchaus nicht vergessen.“

Magnus freute sich wirklich über das zierliche, von kleinen Goldstreifen umrahmte Täfelchen recht herzlich. Namentlich gefiel ihm das freundliche, väterliche Bild des lieben Herrgottes. Er setzte sich in einen Winkel der Werkstatt und besah sich das Geschenk lange und von allen Seiten.

Dabei aber schoß ihm plötzlich ein Gedanke, wie ein Blitzstrahl, durch den Kopf, so daß er förmlich auffuhr, wie wenn er aus einem Traume plötzlich erwache. „Das geht! Das wird gehen! Das muß gehen!“ sagte er halblaut für sich. „Das Vaterunser kann ich. Hier steht es Wort für Wort gedruckt, und da wäre es doch sonderbar, wenn ich nicht wenigstens das Vaterunser lesen lernen wollte. Ein solcher Dummkopf bin ich doch wahrhaftig nicht, daß ich mir das nicht austüfteln könnte.“

Von diesem Augenblicke an kam eine außerordentlich heitere Stimmung über den jungen Menschen. Er war wie umgewandelt. Diese Veränderung fiel sogar seinem Meister auf. „Sollte sich denn der Junge gar so schrecklich über sein Weihnachtsgeschenk freuen?“ dachte er bei sich.

Die drei Weihnachtsfeiertage, während denen doch die Arbeit ruhte, kamen dem lernbegierigen Magnus sehr gut zu statten. Schon am nächsten Morgen, nachdem er seine Hausarbeit besorgt und für die ganze Meistersfamilie das Schuhwerk gepuht hatte, begann er seine Studien. Er setzte sich in einen entlegenen Winkel der Werkstatt, nahm sein Täfelchen vor und sagte sich nun: „Also das erste Wort hier heißt Vater. So sieht also das Wort Vater aus. — Das zweite Wort heißt unser. So sieht also das Wort unser aus. — Das dritte heißt der. Ein recht kleines, schmales Wörtchen! — Nun kommt du. Noch kleiner!“

In dieser Weise ging er nun das ganze Vaterunser durch bis zum

Amen. Dies wiederholte er aber nun wohl zehnmal hintereinander. Und diese Übung setzte er den ersten und zweiten Feiertag, so oft es seine Zeit erlaubte, fort. Nur wenn irgend jemand in seine Nähe kam, machte er sofort eine Pause, oder versteckte das Täfelchen.

Den dritten Feiertag war er schon so weit, daß er das Vaterunser von hinten an lesen konnte, d. h. die Wortbilder hatten sich seinem Auge und seinem Gedächtnisse schon so fest eingeprägt, daß er sofort wußte, welches Wort des Vaterunfers sie bedeuteten. Darüber war nun Magnus ganz glücklich.

Nach den Festtagen, als die Arbeit wieder begann, kam er nun freilich die Woche über fast gar nicht zum Studieren. Nur Sonntags blieb ihm dann und wann ein Stündchen dazu übrig. Dann war er aber auch desto eifriger.

Als er endlich, nach etwa vier Wochen, alle Wörter auch außer der Reihe kannte, ging er daran, die Wörter in ihre einzelnen Laute aufzulösen, und dabei nahm er, klugerweise, die kleinsten Wörtchen zuerst vor, wie z. B. das Wörtchen du. Das war nun freilich eine äußerst schwierige und mühsame Aufgabe für ihn. Aber er scheute vor der Anstrengung nicht zurück und verlor niemals die Geduld. Ging es auch langsam, es ging doch vorwärts, und diese Wahrnehmung gab ihm stets neue Lust und neuen Mut.

Nach einem sauern halben Jahre kannte er endlich alle einzelnen Laute und Klänge (d. h. alle Buchstaben), welche im Vaterunser vorkommen. Und nun ging er daran, seine Kenntnisse auf andere gedruckte Artikel anzuwenden. Dazu hatte er viel Gelegenheit, denn in der Werkstatt lagen nicht bloß vielerlei bedruckte Papierstücke, sondern auch Zeitungsblätter und Bücher umher.

Auch diese Versuche gelangen endlich zu seiner größten Freude, ja zu seinem Stolze. Und — daß wir es kurz machen — als wieder Weihnachten kam, konnte Magnus fix und fertig lesen. Wer war glücklicher als er!

Bisher hatte er sein Lernen und seine Kunst streng geheim gehalten. Gerade am Weihnachtsabende aber überraschte ihn sein Meister, wie er gerade das neu angekommene Tageblatt in der Hand hielt und sich einige Ankündigungen von seinem Weihnachtsgebäck laut vorlas.

„Was, Junge,“ versetzte der Meister ganz erstaunt, „Du kannst lesen? Wo hast Du das gelernt? Oder hast Du mich etwa damals belogen?“

Magnus erschrak über diese Anrede. Ohne alle Scheu erzählte er

aber gleich darauf, wie er die Sache angefangen, und daß er ihm, dem Meister, doch eigentlich seine Kunst zu danken habe.

Diese Lernbegier, diese Strebbarkeit und dieser eiserne Fleiß des jungen Menschen gingen dem sonst harten Meister denn doch zu Herzen. Er rief nicht nur sofort alle Gesellen, sondern auch seine ganze Familie herbei. Ihnen allen mußte nun Magnus eine Geschichte vorlesen. Magnus that es mit Freude und Stolz. Nachdem hierauf der Meister selbst erzählt hatte, wie Magnus sich die Kunst anzueignen gewußt habe, sagte er endlich: „Ein solches Streben verdient Belohnung. Nach den Feiertagen sollst Du, Magnus, nicht bloß Unterricht im Schreiben, sondern auch in anderen Dingen erhalten. Es kann kosten, was es will, es soll mir nicht zuviel sein. Ich sehe, Du bist ein kernbraver Junge, der solcher Wohlthat wert ist.“

Das war ein Weihnachten für Magnus, wie er noch keins so glücklich erlebt hatte!

Der Meister hielt Wort. Magnus bekam Privatunterricht und machte solche Fortschritte, daß er fast als Wunderschüler galt.

Der Meister brauchte die Opfer, die er dem armen Burschen gebracht, nicht zu bereuen. Als seine Lehrzeit um war und er zum Gesellen gesprochen wurde, zeigte er sich als ein so braver und brauchbarer Gehilfe, daß ihn der Meister um keinen Preis aus seinem Hause ließ. In drei Jahren machte er den Magnus zu seinem Werkführer, und nun hatte dieser ganz besondere Gelegenheit, sich gegen seinen Wohlthäter dankbar zu bezeigen. Das Vaterunsertäfelchen aber bewahrte Magnus als ein wertvolles Andenken hoch und heilig. Er ließ es in einen kostbaren Rahmen fassen und wies ihm den schönsten Platz in seinem Zimmer an.

Auch ein deutsch-französischer Krieg.

Es war Krieg gewesen. In dem Städtchen B. hatten zu verschiedenen Malen Soldaten im Quartier gelegen, auch waren verschiedene Regimenter durchmarschirt. Das hatte nun keinem Menschen mehr Vergnügen

bereitet, als den kleinen Knaben in dem Städtchen. Von dieser Zeit an spielten sie nichts weiter als Soldaten. Aus alten Besenstielen machten sie sich Flinten, aus Weidenruten Säbel, aus Pappschachteln Patronentaschen und aus großen Kaffeetüten Bonapartenhüte.

Jetzt nahte das Weihnachtsfest. „Kinder,“ sagte da eines Tages der Lehrer Hanewald zu seinen kleinen Schülern, „bald wird der heilige Christ kommen, und da möchte ich doch gern wissen, was Ihr wünscht, daß er es Euch bescheren soll. Sage mir doch jeder einmal, was er gern haben möchte.“

Da waren die kleinen munteren Knaben gleich dabei. Schnell fing der erste an und zählte seine Wünsche her, und so that jeder folgende. Das aber war merkwürdig, fast ein jeder wünschte sich neben einer Menge anderer Dinge noch eine Flinte, einen Säbel, eine Trommel, eine Kanone oder eine Patronentasche.

„Das alles habt Ihr wohl auf Eure Wunschzettel geschrieben?“ fragte der Lehrer.

„Ja, ja,“ riefen die Knaben, „das steht alles darauf.“

Noch denselben Abend traf Herr Hanewald den Kaufmann Mops, der im ganzen Städtchen der einzige war, welcher Spielwaren zu verkaufen hatte. „Herr Mops,“ sagte der Lehrer, „wenn Sie einen guten Rat von mir annehmen wollen, so versehen Sie sich zu dem Feste reichlich mit militärischen Waffen für die Kinder. Sie werden sicher ein gutes Geschäft machen.“ Und nun erzählte Herr Hanewald, was er von seinen Schülern gehört habe.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar,“ erwiderte Herr Mops, „daß Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben. Ich werde dafür sorgen, daß es an Flinten, Säbeln u. dgl. nicht fehlt. Mein Laden soll zum Christmarkte aussehen wie eine Rüstkammer.“

Herr Hanewald hatte sich in seinen Vermutungen nicht getäuscht. Wo man nach dem Weihnachtsfeste einen kleinen Jungen sah, war derselbe auch bewaffnet. Sogar ganz arme Kinder erblickte man hier und da, einen Groschensäbel umgeschwungen, oder eine Sechserpistole in der Hand.

So hatte der heilige Christ die Herzenswünsche der Kleinen erfüllt. Alle Knaben von sechs bis zehn Jahren dünkten sich jetzt Soldaten. „Wenn nur jetzt der Winter bald aus wäre,“ sagten sie oft zu einander, „daß wir unsere Spielplätze besuchen und dort ordentlich exerzieren und Krieg machen könnten.“

Endlich erfüllte sich auch dieser Wunsch. Der Winter wich, der Schnee schmolz, die Gärten und Wiesen grüntem wieder. Nun eilten die kleinen Burschen tagtäglich hinaus vor die Stadtmauer, exerzierten, schossen, bauten Schanzen und führten Krieg. Wer den schönsten Säbel hatte, wurde Hauptmann. Apothekers Oskar, weil er ein Steckenpferd besaß, wurde zum Adjutanten ernannt. Wer die kleinen Soldaten nur sah, freute sich auch über ihr fröhliches Spiel.

Eines Sonntags Nachmittags fiel es der kleinen Schar ein, einen großen Franzosenkrieg aufzuführen. „Aber da müssen wir dazu hinaus an den Mäusebusch marschieren,“ sagte der Hauptmann Oskar, „dort spielt sich's besser Krieg. Dort liegen recht große Steine, das sind dann unsere Schanzen und unsere Festungen.“

Gesagt, gethan. Mit Trommelschall wurde hinaus marschiert zum Mäusebusche. Hier teilte sich nun das Heer in zwei Teile. Die eine Hälfte wollten die Deutschen und die andere sollten die Franzosen sein. Eine kleine Anhöhe, auf welcher zwei große Steine aufeinander lagen, wurde als Festung bestimmt. Sie sollte von den Deutschen erstürmt werden. Die Franzosen zählten sieben Mann. Diese sieben stellten sich nun auf der Anhöhe hinter den Steinen auf. Das deutsche Heer war ebenfalls sieben Mann stark. Es stellte sich etwa zwanzig Schritte vor der Festung auf.

Der Kampf begann. Die Franzosen schossen her und die Deutschen schossen hin. Die Kugeln waren Erbsen. Dann und wann rannte auch ein Deutscher einige Schritte mit dem Säbel in der Hand vor, als ob er die Festung allein erstürmen wolle. Kaum aber war er ein Stück die Anhöhe hinan, kamen schnell ein paar Franzosen und kugelten ihn den kleinen Berg hinab. So ging's wohl eine Viertelstunde hin und her. Da endlich befahl der deutsche Feldherr, den alle anderen „Prinz Karl“ nannten, daß nun die Festung erstürmt werden solle. Darauf schienen seine Truppen schon längst gewartet zu haben. „Hurra! Hurra!“ schrie die kleine Schar aus Leibeskräften, und vorwärts ging's, was jeder laufen konnte, die Anhöhe hinauf. Der kleine dicke Hans purzelte unterwegs über einen Maulwurfshaufen, so daß es wirklich aussah, als habe ihn eine feindliche Kugel getroffen.

Des Thorschreibers kleiner Julius war der erste, der am obersten Festungswalle ankam. Indem er aber den Stein übersteigen wollte, packte

ihn ein Franzose beim Kragen, um ihn zurückzuhalten. Julius indes ließ sich nicht werfen. Ein Sprung — und er war in der Festung darin. Während sich nun die Franzosen mit ihm herumbalgten, kamen die anderen sechs Deutschen nachgesprungen, und jetzt begann der Kampf Mann gegen Mann. Das aber gab ein Bild zum Totlachen, wie sich, da jeder Deutsche einen Franzosen anpackte, diese sieben Paare jetzt umher zerrten und zogen, bald niederfielen, bald wieder aufstanden und dabei unaufhörlich „hurra!“ schriegen.

Der heiße Kampf, bei dem es aber weder Blut, noch eine Beule, noch ein Loch in den Hosen gab, endete damit, daß das ganze französische Heer gefangen genommen wurde. Die sieben Franzosen mußten ihre Flinten und Säbel abgeben, wurden in die Mitte genommen und nun unter Trommelschlag und Vivatgeschrei nach der Stadt geführt.

Tot und doch lebendig.

„Ghregott, die Kühe brummen, Du möchtest ihnen doch noch eine Hand voll frisches Gras holen. Wenn das Vieh den Magen nicht voll hat, hört das Brummen sonst die ganze Nacht nicht auf.“

So sagte eines Spätnachmittags Katharina, eine junge Bauersfrau, zu ihrem Manne.

Bald darauf zog Ghregott den „Schiebebock“ aus dem Schuppen hervor, legte eine Sense darauf und wollte eben fortfahren. Da aber kamen schnell das sechsjährige Suschen und das vierjährige Jettchen (Henriette) gesprungen und baten: „Wir wollen mit, wir wollen mit, Vater.“ — „Daß ihr kleines Geschmeiß aber auch überall dabei sein wollt,“ erwiderte der junge Bauer lächelnd, setzte aber sogleich den Schiebebock wieder nieder und ließ die beiden Kinder darauf Platz nehmen. So fuhr er einer etwas entlegenen Waldwiese zu.

Während der junge Bauer fort war, besorgte Katharina mit der Magd das Hauswesen. Die Schweine, Gänse und Hühner mußten noch ihre Abendmahlzeit bekommen. Auch gab es im Keller mit der Milch

noch etwas zu thun, denn es sollte morgen gebuttert werden. Als alle diese Arbeiten besorgt waren, nahm Katharina ihr jüngstes Kind, den kleinen zweijährigen Gotthelf, auf den Arm und setzte sich draußen vor die Hausthüre auf eine Bank. Hier wollte sie die Rückkehr des jungen Bauers erwarten.

Der Tag begann sich zu neigen. Die Sonne stand bereits mit ihrer halben Scheibe hinter dem nahen Buchenwäldchen. Ringsumher lag stiller Friede. Wie ein frommer Abendpsalm klang das letzte Lied der Lerche aus der im Goldpurpur leuchtenden Höhe herab. Wie ein andächtiger Abendsegen ertönte das trauliche Geläute vom Dorfkirchlein herüber.

Stillvergnügt saß Katharina da. Während der kleine Gotthelf mit der alten Hauskaze, die ebenfalls auf der Bank Platz genommen hatte, spielte und das Kotzehlchen über der jungen Bäuerin dann und wann ein leises „Pik! Pik!“ hören ließ, überdachte sie all ihr Glück und sagte für sich: „Wie gut meint es doch der liebe Gott mit uns! Wir haben drei liebe Kinderchen. Wir sind alle zusammen gesund und frisch. Wir haben ein hübsches Gütchen und unser gutes Auskommen. Was wollen wir mehr?“

Indem Katharina noch diesen frohen Betrachtungen nachhing, kam Ehregott mit einer leichten Grasfuhre den etwas steilen Feldweg herunter. Jettchen saß oben darauf, wurde aber von dem nebenher gehenden Suschen gehalten, daß es nicht herunterfallen konnte. Kaum erblickte der kleine Gotthelf seinen Vater, strampelte er sich schnell von dem Schoße der Mutter herunter und zappelte jauchzend den Weg dahin, dem Vater entgegen.

Ehregott setzte seinen Schiebebock vor der Hausthür nieder und lud das Gras ab. Dabei aber zeigte er ein auffallend ernstes Gesicht und ein kleinlautes Wesen. Wohlgemut war er fortgefahren und niedergeschlagen kehrte er zurück. Das fiel der jungen Bäuerin sogleich auf. „Was fehlt Dir, Ehregott?“ fragte sie besorgt, indem sie die Hand auf seine Schulter legte. „Ist Dir's nicht recht wohl, oder ist Dir sonst etwas Verdrießliches in den Weg gekommen?“

„Mit dem letzten hast Du es erraten,“ erwiderte Ehregott mit etwas gedrückter Stimme. „Es sieht nicht gut aus in der Welt. Es kann was geben. Und das wäre schlimm, Käthe!“

„Wie meinst Du das, Ehregott?“ versetzte Katharina schnell. „Mache mir nicht bange! Was soll's denn geben?“

„Einen bösen Krieg kann es geben. Der Franzose tritt wieder einmal auf die Hinterbeine.“

„Um Gottes willen, Ehregott! Krieg? Woher weißt Du es denn?“

„Ich traf vorhin den Briefboten, der eben die neueste Zeitung in der Tasche hatte. Da stand es darin. In drei Tagen, las mir der Briefbote vor, müßte sich's entscheiden. Und ich fürchte, ich fürchte, liebe Käthe! Die Franzosen sind einmal ein übermütiges Volk.“

„Und Du müßtest wirklich noch mit fort, Ehregott, wenn es los ginge?“

„Natürlich, Käthe! Ich gehöre ja noch zur Landwehr!“

„Ach so wolle uns doch der liebe Herrgott in Gnaden vor Krieg und Blutvergießen behüten!“ seufzte Katharina, indem sie die Hände zum Himmel erhob.

Acht Tage später, als die Bauersfamilie eben bei ihrem Mittagsbrote saß, trat der Briefbote herein. Er machte ein sehr ernstes, bedeutungsvolles Gesicht, indem er dem jungen Bauer einen großen Brief überreichte. Ehregott öffnete und erblaßte einen Augenblick. Katharina ließ Messer und Gabel fallen. „Doch nicht etwa eine Kriegszorder, Ehregott?“ fragte sie aufgeregt.

„Faß Dich, gute Käthe,“ erwiderte nach einer kleinen Pause der junge Mann. „Es ist so. Der König und das Vaterland rufen. Ich muß fort. Und heute noch muß ich fort. Sogleich muß ich fort. Keine Stunde mehr kann ich bei Euch sein.“

Katharina brach in ein lautes Weinen und Schluchzen aus, so daß auch die Kinder alle, die natürlich nicht wußten, um was es sich handelte, zu weinen anfangen. An ein Weiteressen war jetzt nicht mehr zu denken. „Faß Dich, gute Käthe!“ begann hierauf der junge Bauer, indem er aufstand und die Hände der trostlosen Frau ergriff. „Es ist hart für uns, aber es muß sein! Ich bin noch Soldat, und so muß ich meine Pflicht thun. Vertraue auf den lieben Herrgott, er wird mit uns sein.“

Katharina aber vermochte sich nicht zu fassen. Sie ging in eine kleine Nebenstube, warf sich mit dem Gesicht auf ein Bett und schluchzte in einem fort.

Eine Stunde später hatte Ehregott alle seine Verhältnisse, so gut es in der Eile ging, geordnet, und nun kam es zum Abschiede. Er war ein entsetzlich schwerer. Ehregott machte ihn aber absichtlich so kurz als

möglich. Für sein geliebtes Weib und für jedes Kind einen herzlichen Kuß und ein „Behüt Dich Gott!“ und somit schritt er mit einem kleinen Bündel unter dem Arme zur Hausthür hinaus.

Die deutschen Heere überschritten den Rhein. Krieg und Kampf begann. Schlachten wurden geliefert, Schanzen erstürmt, Festungen erobert. Leute, welche Zeitungen hielten, erfuhren von Tag zu Tag, wie es in Frankreich stand. Wer aber brachte der armen Katharina eine Nachricht? Nur dann und wann hörte sie von Nachbarn, daß wieder eine Schlacht geschlagen oder eine Festung erobert worden sei. So verlebte sie eine Woche und einen Monat nach dem anderen in harrender Pein. Nur wenn einmal ein Feldpostbrief kam, in welchem Gregott kurz meldete, daß er noch lebe und gesund sei, verlebte sie einige glückliche Minuten. Aber konnte nicht, während sie den Brief las, ihren Mann schon eine Kugel getroffen haben? Im Kriege heißt es ja ganz besonders: „Heute rot, morgen tot.“

So vergingen mehrere Monate. Da kam eines Tages der alte Pastor des Dorfes zu Katharinen. Katharina freute sich anfänglich über diesen Besuch. Sie glaubte, der geistliche Herr käme, um sich nach ihrem Manne zu erkundigen und um ihr irgend welche frohe Botschaft zu bringen. Dem war aber nicht so. Nachdem der würdige Alte von der wunderbaren Führung Gottes und von seinem unerforschlichen Walten gesprochen, theilte er der Katharina nach und nach mit, daß er die Verlustlisten halte und daß er darin ihren Mann als einen Gefallenen verzeichnet gefunden habe.

Katharina stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als sie diese Kunde vernahm, sank vom Stuhle herab auf ihre Kniee und hüllte ihr Gesicht in ihre Schürze. Sie zitterte am ganzen Leibe und weinte und schrie und wollte sich nicht trösten lassen, so sehr sich auch der alte Pastor bemühte. Erst als dieser sie auf ihre Kinder hinwies, daß sie um derentwillen sich nicht dem Schmerze überlassen dürfe, sondern wieder Mut fassen müsse, wurde sie etwas ruhiger.

Schon den nächsten Tag ging Katharina in Trauerkleidern einher. Alle ihre Freunde und Nachbarn bedauerten sie aufs tiefste und aufrichtigste. Der Schulze des Ortes versuchte sie damit zu trösten, daß die Verlustlisten nicht immer ganz zuverlässig seien. Es seien da schon mehrere Fälle vorgekommen, daß irgend einer als verwundet oder gar als tot aufgeführt worden sei, von dem man später erfahren habe, daß er sich ganz gesund und wohl befinde.

Anfänglich gab Katharina diesem Trostversuche einiges Gehör. Der Unglückliche klammert sich ja gern an den Strohalm der Hoffnung. Als aber acht Wochen ins Land gegangen und noch keine einzige Zeile von der Hand ihres Mannes wieder eingetroffen war, schwand ihr jede Hoffnung. „Euer Vater ist tot,“ sagte sie zu ihren Kindern. „Ihr seht ihn nie wieder. Ach, und er auch Euch nicht!“

Endlich war der blutige Krieg zu Ende, der Feind geschlagen. „Sieg und Friede!“ erscholl es durch die deutschen Gaue von Mund zu Mund. Die Landwehrregimenter waren die ersten, welche aus dem feindlichen Lande wieder heimkehren durften. Ein Bataillon nach dem andern traf in seiner Heimat ein und wurde mit Jubel empfangen. Diese Heimkehr der Landwehrleute aber weckte in dem Herzen der jungen Bäuerin wieder neuen Schmerz und neues Herzeleid. „Wie herrlich müßte es sein,“ sagte sie oft zu ihren Kindern, „wenn wir nun unserm Vater auch entgegen gehen könnten!“

Endlich kam der Tag, an welchem auch das Bataillon, bei welchem Ehregott stand, zurückkehren sollte. Es mußte dicht am Dorfe vorüber marschieren. Katharina hätte es sehen können. Es gingen viele Leute hinaus an die Heerstraße, um die Tapferen zu begrüßen. Katharina aber blieb daheim. Sie stützte ihren Kopf auf den Tisch und weinte still und ergeben.

Den nächsten Tag darauf saß die arme Bäuerin einsam bei ihrer Lampe und nähte. Die Kinder schliefen bereits hart und fest. Da fing auf einmal der Kettenhund heftig zu bellen an. Gleich darauf aber verwandelte sich das Bellen in ein freudiges Winseln und Heulen. Katharina stuzte. Jetzt hörte sie feste Schritte unter den Fenstern. „Es muß noch ein Bekanntes kommen,“ dachte sie bei sich. Jetzt pochte es leise an den Fensterladen und gleich darauf rief eine Stimme: „Bist Du noch auf, Katharina?“

Die junge Bäuerin fuhr vor Schreck zusammen. Die Stimme kam ihr bekannt vor. Sie sprang auf und ging auf die Stubenthür los. Ehe sie aber noch bis hin kam, öffnete sich dieselbe und ein Soldat ohne Waffen, aber mit einem graufigen Vollbarte trat ein. Katharina fuhr einen Schritt zurück, als ob sie sich fürchte. In demselben Augenblick aber rief der Eingetretene: „Nun, herzliche Käthe, kennst Du denn Deinen Ehregott nicht mehr?“

Wer vermöchte nun wohl die Freude zu beschreiben und das Glück zu schildern, als Katharina erkannte, daß ihr tot geglaubter Mann gesund und wohl vor ihr stand. Immer und immer fiel sie ihm aufs neue um den Hals und küßte ihn auf die härtigen Lippen. „Bist Du es denn wirklich, mein guter Ehregott,“ sagte sie immer wieder; „es ist mir, als dürfte ich es noch gar nicht glauben!“

Erst nachdem nun der Heimgekehrte auch noch seine Kinder in ihren Betten aufgesucht, geherzt und geküßt hatte, setzte er sich auf das alte, hölzerne Kanapee nieder, um seiner Käthe in aller Eile das wichtigste aus dem Kriege zu erzählen und sich zu erkundigen, wie es ihr und den Kindern zeither ergangen. In dieser Unterhaltung klärte es sich auch auf, wie es gekommen war, daß man den Ehregott zu den Toten gezählt und geschrieben hatte. Während eines harten Gefechtes war er nämlich von seiner Truppe abgekommen und hatte sich in einem Walde verirrt, so daß er erst den dritten Tag wieder zu seinen Leuten stieß. Einige derselben aber wollten gesehen haben, daß er gefallen sei, und so war er auf die Totenliste gesetzt worden. Geschrieben hatte er während dieser Zeit zweimal; unglücklicherweise aber waren beide Briefe verloren gegangen.

Das ganze Dorf feierte mit der guten Katharina ein Freudenfest, als man von dem seltenen Ereignisse hörte. Ehregott und seine Käthe aber gingen nun wieder rüstig an ihre Wirtschaft und lebten mit ihren Kindern glücklich, wie zuvor.

An der Kapellenruine.

„Sag' mir nur, Michel, was Du alle Freitage, die Gott läßt werden, hier hinter der alten Ruinenmauer herum kramst und buttelst?“

So redete der Bauer Meißel seinen alten Knecht an, den er eben wieder mit dem Rechen in der Hand hinter der Ruinenmauer traf. Hinter dieser Mauer wuchsen wilde Obstbäume und gleich vor diesen war ein freies Plätzchen, auf welchem Michel kein Hälmchen Gras aufkommen ließ. Den Boden daselbst hielt er stets locker, und wenn er nun so mit dem

Rechen hin- und herfuhr, guckte er bei jedem Striche, als ob er einen Silberpfennig suche.

„Es wäre mir lieb,“ erwiderte Michel, wenn Ihr mich nicht danach fragt, was ich hier schaffe. Es würde Euer Schade nicht sein.“

„Ich will's aber nun endlich wissen,“ versetzte Meißel etwas sträflich. „Du suchst doch nicht etwa gar einen Schatz hier?“

„Um Gottes Willen,“ entgegnete Michel, der sich schon verraten glaubte, „redet das nicht so laut. Das könnte Euer eigener Schade sein!“

„Also habe ich's wohl erraten, Michel? Gesteh's nur gleich!“ versetzte Meißel wieder.

„Nu ja, nu ja,“ stotterte Michel. „Da Ihr's einmal wißt, kann ich's Euch doch nicht mehr leugnen. Aber nun ist mir eine Freude in den Born gefallen!“

„Wieso, habe ich Dir denn eine Freude damit verdorben?“ fragte Meißel.

„Ja seht,“ versetzte Michel treuherzig, „den Schatz wollte ich in aller Stille heben und Euch bringen. Ich weiß ja, daß Ihr noch einige Tausend Thaler Schulden auf dem Gute habt, die viel Zinsen fressen, und da dachte ich mir, daß Ihr Euch nicht schlecht freuen würdet, wenn ich Euch da plötzlich einen Topf voll Dukaten brächte.“

„Du bist und bleibst eine gute alte Haut, Michel,“ nahm Meißel wieder das Wort, „und ich ehre Deine gute Absicht. Aber sage mir nur, woher Du es weißt, daß gerade hier auf dieser Stelle ein Schatz vergraben liegen soll?“

„Das hat schon mein Urgroßvater gewußt und mein Großvater hat's auch vielemal erzählt und mein Vater, Gott hab' ihn selig! hat mir das Plätzchen da selbst gezeigt. Hier, wo auf Eurem Grundstücke die alte Mauer steht, hat nämlich im Dreißigjährigen Kriege eine Kapelle gestanden. Da sind nun einmal die Schweden in diese Gegend gekommen und haben geplündert. Um nun aber den Kirchenschatz zu retten, hat ihn der alte Kapellengeistliche hier vergraben.“

„Ja, aber warum habt Ihr denn diesen Schatz nicht längst schon gehoben?“ fragte Meißel.

„O, das geht nicht so schnell,“ sagte Michel. „Das will seine Zeit haben. Und da muß auch erst der Rechte kommen, der ihn heben kann.“

„Und meinst Du denn nun der Rechte zu sein?“ fragte Meißel.

„Ich mein's wohl,“ versetzte Michel.

„Und weshalb glaubst Du das?“ fragte Meißel wieder, indem er die Hände in die hinteren Rocktaschen steckte.

„Seht,“ begann der alte Knecht, indem er die Finger zum Zählen hob, „wer diesen Schatz heben will, muß erstens an einem Freitage geboren sein. Und das bin ich. Zweitens muß er sich jeden Freitag die Nägel verschnitten haben. Und das habe ich von Jugend auf gethan. Drittens muß er zehn Jahre lang an jedem Freitag abends mit dem Kopfe auf einem Fell von einer dreifarbigem Kaze schlafen. Und das habe ich wieder getreulich ausgeführt. Und endlich viertens muß er jeden Freitag hier zur Stelle gehen, ein Vaterunser rückwärts beten und dann nachsehen, ob etwa drei Schwertlilien aus dem Boden aufgehen. Auch das habe ich regelmäßig vollführt. Sobald er dann diese hellgrünen, breiten Keime entdeckt, kann er den dritten Freitag darauf, abends, zehn Minuten vor Mitternacht, den Schatz heben. Der Spaten aber, den er zum Graben verwendet, muß vom Totengräber gestohlen sein.“

„Und dieses dumme Zeug glaubst Du alles, Michel?“ versetzte Meißel, der ein aufgeklärter Mann war.

„Ich bitt' Euch um Gottes Willen,“ fuhr Michel ängstlich auf. „Frevelt doch nur ja nicht mit dem Erdgeiste. Das könnte Euch schlimm bekommen. Er kann Euch Eure Pferde und Kühe und Felder verhexen und Euch eine Krankheit an den Hals hängen, die Ihr Euer Leben lang nicht wieder los werdet.“

„Michel!“ versetzte hierauf Meißel in einem mehr mitleidigen Tone und indem er seine Hand auf des Alten Schulter legte, „Du bist eine so krenzbrave Seele und deshalb thust Du mir doppelt leid, daß Du solchem Unsinn traust und Dich mit diesem vermeintlichen Schatze abmühst. Ich werde Dir beweisen, daß diese ganze Schatzgeschichte nur eine alberne Fabel ist, ein Geipenst des Aberglaubens. Schon morgen werde ich diese alte Kapellenmauer wegreißen und hier eine vier Ellen tiefe Grube zur Aufbewahrung für die Winterrüben und andere Feldfrüchte graben lassen. Und Du sollst Dich überzeugen, daß Dein Erdgeist nicht mucksen wird und daß wir auch keine Spur von einem Schatze entdecken werden.“

„Aber ich bitt' Euch —“

„Mach' mir keine Einrede mehr,“ unterbrach Meißel den Alten, „was ich gesagt habe, geschieht.“

„Aber so zwingt mich nur wenigstens nicht, daß ich mit graben muß,“ bat Michel. „Ich verginge vor Angst.“

„Dazu zwingt ich Dich durchaus nicht,“ sagte Meißel. „Aber das hoffe ich von Dir, daß Du wenigstens, wenn die Grube fertig ist, Deinen thörichten Aberglauben aufgeben wirst.“

Die Mauer wurde den nächsten Tag abgetragen und eine lange und breite tiefe Grube gegraben. Und Michel? — Er schüttelte mit dem Kopfe, als er sie sah. Gleichwohl sagte er mit brummender Stimme für sich hin: „Hätte man mich nur gehen lassen, ich hätte doch den Schatz gehoben!“

So tief sitzt der Aberglaube, wenn und wo er einmal sitzt.

Fort in die Welt.

Es waren einmal zwei Brüder, die wohnten zusammen bei ihrer Mutter in einem niederen Dorfhäuschen. Beide waren Schuhmacher. An Arbeit fehlte es ihnen nie, denn sie waren die einzigen Schuhmacher im Dorfe. Zudem waren die Dorfwege sehr schlecht, so daß viel Schuhwerk deshalb zu Grunde ging.

Martin und Fabian, so hießen die beiden Brüder, galten als fleißige und brave Burschen; doch zeigten sie nicht einerlei Charakter. Martin kümmerte sich um alles, was sich im Dorfe und über dem Dorfe draußen ereignete. Er las Bücher und hielt sich sogar eine Zeitung mit, in der so manches von fremden Ländern und Leuten geschrieben stand. Fabian dagegen kümmerte sich um nichts weiter, als um sein Handwerk und um seinen Zeisig, der an seinem Fenster hing. Er arbeitete, aß und trank, ging zu Bett und stand wieder auf. Er hörte nicht einmal ordentlich darauf, wenn ihm Martin etwas Neues aus der Zeitung erzählen wollte.

Plötzlich schien indes auch Martin umzuschlagen. Er redete nicht viel mehr. Er vergaß zuweilen gar, den Pechdraht durch das Leder zu ziehen. Oft sah er minutenlang vor sich hin, als ob er über irgend

einen Plan brühte. Niemand fiel das mehr auf, als seiner schon bejahrten Mutter. „Was nur mit dem Martin ist?“ sagte sie oft für sich.

Sie sollte es bald erfahren. Eines Tages war Martin eben in der Arbeit, einen Stiefel zu befohlen. Aber er murrte und knurrte dabei und schlug unbarmherzig auf das Sohlenleder. Jetzt hielt er wieder plötzlich inne und stierte auf den Kneif, der vor ihm lag. In diesem Augenblicke zogen ein paar Wanderburschen lustig am Fenster vorüber und sangen ein fröhliches Lied. Da war es doch nicht anders, als ob den Martin ein Blitz durchzuckte. Er sprang vom Schemel empor, feuerte den alten Bauernstiefel unter den Ofen und rief: „Es geht fort! Es geht fort! Keine Stunde länger bleibe ich mehr auf diesem elenden Dreibeine da sitzen. Ich will auch die Welt sehen, wie andere. Es leidet mich nicht mehr daheim. Noch heute geht's fort mit mir!“

„Aber, um Gottes willen, Martin,“ fuhr die Mutter erschrocken auf, „rappelt's denn plötzlich in Deinem Kopfe? Du willst fort, in die weite Welt hinaus? Und so ganz allein?“

Und auch der Fabian sagte ganz entsetzt: „Aber Martin, ist Dir denn plötzlich ein Mädchen aus dem Kopfe gefallen, daß Dir solch dummes Zeug einfommt? Weißt Du nicht, daß man im Lande bleiben und sich redlich nähren soll?“

„Es geht fort,“ wiederholte Martin, indem er die Lederschürze abband. „Auf der Stelle geht's fort. Ich muß wissen, wie es draußen in der Welt aussieht. Es muß ja prächtig sein, so von einer Stadt zur anderen und von einem Lande zum anderen zu wandern und dabei zu sehen, was der liebe Gott und auch die Menschen Schönes geschaffen haben.“

Die Mutter und Fabian wetteiferten förmlich, den Reiselustigen von seinem Vorhaben abzubringen. Sie stellten ihm vor, daß er sich verirren, daß er unter Räuber und Spitzbuben geraten, daß er krank werden, daß er in der Fremde elendiglich sterben könne. Alles half nichts. Martin blieb dabei: „Es leidet mich nicht mehr daheim!“ Und dabei suchte er ein Stück nach dem anderen herzu, was er mitnehmen wollte.

Selbst den Ami, den kleinen Haushund, der gewöhnlich unter Martins Schemel lag, schien Reiselust zu erfassen. Als er sah, daß sich Martin ankleidete, sprang er an diesem empor und bellte freudig bittend auf, als wollte er sagen: „Nimm mich doch mit auf die Wanderschaft.“ —

„Ami,“ sagte Martin, „Du gehst mit. Ich werde Dich schon mit durchbringen.“

Obgleich es eigentlich unüberlegt war, einen Hund mit auf die Wanderschaft zu nehmen, freute sich doch die Mutter darüber, da, wie sie meinte, der Martin doch nun nicht so ganz mutterseelenallein sei.

Noch denselben Tag besorgte sich Martin bei dem Ortsrichter sein Wanderbuch und den nächsten Morgen ging es, den Stab in der Hand, eine Reisetasche umgeschminkt und den Ami zur Seite, zum Dörflein hinaus. Den Abschied hatte er kurz gemacht. Auch die Mutter hatte nicht viel Worte hervorbringen können, denn ihr Herz war zu bekümmert. Fabians letztes Wort aber war gewesen: „Martin, Du wirst's bereuen!“

Wohlgemut schritt Martin durch die heimatlichen Felder dahin. Von einem Hause, von einem Baume nach dem anderen nahm er in Gedanken Abschied. Zuletzt konnte er bloß in der Ferne das Dorfkirchlein noch sehen, darin er getauft und konfirmiert worden war und darin er manch schöne Predigt gehört hatte. Auch diesem rief er ein herzliches Lebewohl zu.

Martin wanderte von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Stets aber wanderte er mit offenen Augen und Ohren und mit einem für alles Schöne empfänglichen Herzen. Liederliche Gesellschaft mied er und hätte er dafür viele Tage hintereinander allein reisen sollen. Wurde einmal sein Geld alle, so nahm er Arbeit an. Hatte er sich wieder etwas erspart, wanderte er wieder weiter. Sein Ami war ihm keinerlei Hindernis, sondern geradezu von Nutzen. Denn gerade deshalb, daß er einen Hund bei sich führte und so treulich für ihn sorgte, hielten ihn viele für einen guten Menschen.

Fünf Jahre war er jetzt in der Fremde. In dieser Zeit hatte er so manchen Brief nach Hause geschrieben, und Mutter und Fabian freuten sich, daß es ihm immer wohl ging. Jetzt aber blieben die Briefe aus. Es verging ein Monat nach dem anderen, Martin ließ nichts mehr von sich hören. Sein letzter Brief war aus Wien geschrieben, und dahin sendeten auch die Mutter und Fabian wiederholt Nachrichten von sich. Aber sie erhielten keine Antwort. Da stand es denn nun endlich bei ihnen fest, daß Martin nicht mehr unter den Lebenden existieren könne. Beide waren darüber sehr betrübt, und die alte Mutter weinte oft stundenlang im stillen. „Es ist nur gut,“ trösteten sie sich gegenseitig, „daß wir

ihm abgeraten haben, auf die Wanderschaft zu gehen. So haben wir doch sein Unglück nicht auf unserem Gewissen.“

Eines Tages — nachdem Martin schon über ein halbes Jahr für tot gehalten worden war, — saßen die Mutter und Fabian bei Tische und redeten auch zufällig wieder von dem Verschwundenen. Da sahen sie einen feingekleideten Herrn den Dorfweg daher und auf ihr Häuschen zukommen. „Wie kommt denn einmal ein so vornehmer Herr in unser Dorf?“ fragte Fabian. Noch mehr aber wunderten sie sich, daß der Herr gerade auf ihre Hausthür zuschritt. Und ganz erstaunt waren sie, als es gleich darauf an ihre Stubenthür klopfte und der Fremde eintrat.

Er trug einen blonden Vollbart, der das dicke, braune Gesicht beinahe ganz bedeckte. An der Weste des Fremden hing eine schwere, goldene Kette. In der Hand trug er ein spanisches Rohr mit silbernem Griff.

Die Mutter und Fabian wußten gar nicht, was sie denken und wie sie sich verhalten sollten. Als aber der Fremde seine Stimme erhob und sagte: „Grüß' Gott, Mutter! Grüß' Gott, Fabian!“ da stießen beide einen wahren Schrei aus, ließen den Löffel fallen und stürzten mit den Worten auf den Eingetretenen zu: „Was? Du bist unser Martin?“

Was nun geschah, läßt sich leicht denken. Die alte Mutter wußte vor Freuden gar nicht, wie sie sich gebärden solle. Martin mußte natürlich nun gleich erzählen, wie es ihm ergangen und wie er ein so „schöner Herr“ geworden sei. Da erzählte er denn nun, daß er vor länger als einem Jahre nach Wien zu einer wohlhabenden Witwe in Arbeit gekommen sei. Ein halbes Jahr später habe ihn dieselbe zum Werkführer ihres Geschäftes gemacht, und nun habe er die Witwe geheiratet. Er sei somit jetzt Hausbesitzer in Wien und Inhaber einer Fußbekleidungsfabrik und befinde sich außerordentlich wohl. Daß er in der letzten Zeit nicht geschrieben, habe er absichtlich gethan, um dadurch die gegenwärtige Überraschung bereiten zu können. „Und nun,“ schloß er seine Rede, „habe ich keinen anderen Wunsch als den, daß Ihr zu mir nach Wien kommt und dort bei mir wohnt und lebt, damit wir alle wieder beisammen sind.“

Die Mutter und Fabian waren vor Staunen fast starr geworden. Namentlich wunderten sie sich auch darüber, daß Martin ganz „vornehm“ sprach und ganz andere „vornehme“ Manieren angenommen habe.

„Ja seht,“ sagte Martin, ihre Verwunderung bemerkend, „so etwas

lernt man eben nur in der Fremde. Da wird einem der Kopf gewaschen; da gehen einem erst die Augen auf; da bekommt man Grüße unter die Mütze. Ob ich wohl das Glück, das ich gefunden, gemacht hätte, wenn ich hinter dem Ofen sitzen geblieben wäre? Drum rufe ich auch jedem jungen Menschen zu: Hinaus in die Welt! Wer sich brav hält, kann dort sein Glück machen.“

Vier Wochen später saßen die Mutter und Fabian und Martin wieder an einem Tische zusammen, aber in — Wien. Unter demselben lag Ami, der aber nun alt und grau geworden war. Die alte Mutter vermochte lange ihr Glück gar nicht recht zu fassen. Aber sie dankte Gott in jedem ihrer Abendgebete, daß er ihrem Martin den guten Gedanken eingegeben habe, in die Fremde zu gehen.

Die Birn-Cordel.

An dem Promenadenwege, welcher um die Stadt G. herumführte, hielten hie und da Händlerinnen mit Backwerk oder Obst. Sie wußten recht wohl, daß die Kinder, wenn sie mit ihren Angehörigen einen Spaziergang machen, in der Regel Appetit bekommen, und da wollten sie dann mit ihren Waren Gelegenheit bieten, daß ja nicht einmal eins der lieben Kinder unterwegs den bitteren Hungertod sterben müsse. Es wäre doch gar zu schrecklich gewesen. —

Dicht neben einer Sodawasserbude hatte eine Obsthändlerin ihren Stand. Es war dies ein kräftiges Mädchen, etwa achtzehn Jahre alt und unter dem Namen Birn-Cordel bei den Kindern bekannt. Sie saß schon seit zwei Jahren auf diesem Platze, verdiente aber nur eben gerade soviel, daß sie nicht zu hungern brauchte. Das Frühstück und Vesperbrot nahm sie von zu Hause mit. Das Mittagessen, was gewöhnlich nur in einer Wasser- oder Kartoffelsuppe bestand, brachte regelmäßig ihr kleiner Bruder in einem Henkeltopfe. Mit diesem kleinen Burschen aber that sie nicht etwa sehr zärtlich. Er konnte von großem

Glücke sagen, wenn er einmal einen halbverfaulten Apfel oder eine madige Pflaume für seinen weiten Weg erhielt.

Eines Tages hatte der Kleine denn auch die übliche Suppenportion gebracht und schlenderte nun mit seinem leeren Henkeltopfe wieder heim. Kaum aber war er etwa hundert Schritt weit weg, stolperte er über eine Baumwurzel, fiel hin und zerbrach den Topf. Weinend und wehklagend stand der Kleine dort und sah die großen Scherben an. Er wußte nicht, sollte er wieder zu der Schwester, die ihn gewiß schlagen würde, zurückkehren, oder sollte er fort und nach Hause gehen.

Zufällig kam eine vornehme Dame daher, die schon aus der Ferne den Unglücksfall gesehen hatte. „Weine nicht, mein Söhnchen,“ sprach sie tröstend. „Hier hast Du zwei Groschen, daß Du einen neuen Topf kaufen kannst.“

„Ja, aber meine Schwester dort wird doch noch sehr böse auf mich sein und mich doch noch schlagen,“ erwiderte der Kleine, indem er das Geld nahm.

„Wo ist Deine Schwester?“ fragte die Dame.

„Sie sitzt dort neben der Bude. Es ist die Birn-Cordel,“ gab der Kleine, immer noch schluchzend, zur Antwort.

„Nun gut,“ sagte die Dame, „ich werde selbst hingehen und Deiner Schwester erzählen, daß Du keine Schuld an dem Unglücke hast. Sie soll und darf Dir nichts thun.“

Die Dame kam zur Birn-Cordel und erzählte ihr den Vorfall und bat zugleich, den Kleinen ja nicht zu strafen. Das große kräftige Mädchen gefiel übrigens der Dame.

„Mir scheint,“ sagte diese, „daß Du mit dem bißchen Obsthandel nicht eben viel verdienen wirst. Auch bist Du dabei stets Wind und Wetter ausgesetzt. Hättest Du nicht Lust, bei mir in Dienst zu treten? Ich brauche gerade ein Dienstmädchen. Du sollst durchaus keine schwere Arbeit, wohl aber einen guten Lohn bei mir haben. Mit der Kost sollst Du gewiß auch zufrieden sein. Wir essen jeden Tag Fleisch, und was wir essen, wird auch auf Deinem Tische stehen.“

So sehr aber auch die Dame dem Mädchen zuredete, lehnte doch die Birn-Cordel das Anerbieten ab. Zum Dienen, sagte sie in einem zerrigen Tone, hätte sie einmal keine Lust. Sie wollte doch lieber ihren Obstverkauf fortsetzen, da wäre sie doch ihr eigener Herr. Und hier hörte

und sähe sie doch immer etwas Neues und käme mit verschiedenen Leuten zusammen. Auch brauchte sie sich bei dem Verkaufe nicht anzustrengen. Und die Sonntage hätte sie doch ganz für sich und könnte da spazieren gehen, so oft sie Lust hätte.

„Nun, wenn Du meinst, daß Du so besser thust,“ sagte die Dame, „so ist's gut. Zwingen will ich Dich nicht. Wenn Du es aber nur nicht einmal bereuſt, daß Du nicht in Dienst gegangen bist.“

Somit ging die Dame fort.

„Das sollte mir doch einfallen,“ sagte die Birn-Cordel, der wohlmeinenden Dame nachlachend, „ein armseliges Dienstmädchen zu werden! Früh sechs Uhr müßte ich dann allerwenigstens jeden Tag aufstehen. Dann giebt es den ganzen Tag zu arbeiten. Man hätte nicht Zeit, auch nur ein Stündchen mit einer Freundin zu plaudern. Und dann soll man auch noch auf jedes Wort gehorchen. Vermaulen darf man sich auch nicht, wenn einem etwas nicht ansteht. Und zu Tanze gehen? Du lieber Gott! Vielleicht nur alle vier Wochen einmal! Das könnte mir passen! Nein, ich will frei sein und meine Jugend genießen! Birnen und Äpfel werden immer gegessen, und Obst läßt der liebe Gott alle Jahre frisch wachsen. Und so werde ich schon mein Fortkommen finden, ohne eine Sklavin werden zu müssen!“

Nach vielen, vielen Jahren klopfte es eines Morgens an die Thür der vornehmen Dame. Sie öffnete. Es stand eine Bettlerin draußen, blaß und abgezehrt und in der allerdürftigsten Kleidung. Nach einigen Fragen ergab es sich, daß es die einstige Birn-Cordel war. Mit Thränen im Auge gestand sie, wie sehr sie es schon längst bereut habe, daß sie damals aus jugendlichem Leichtſinn nicht in Dienst gegangen sei. „Ich brauchte dann heute sicher nicht betteln zu gehen,“ schloß sie ihre Selbſt-anflage.

„Das meine ich auch,“ sagte die Dame, indem sie der Armen ein sehr ansehnliches Geschenk reichte. „Wer seine Jugend allzusehr genießen und sich in keiner Weise einigen Zwang anthun will, muß in der Regel später dafür büßen.“

Eins ist not.

In einer gebirgigen Gegend lagen mehrere Dörfchen. Zudem stand hier und da im Walde eine Köhlerhütte oder zwischen den Felsen eine dürftige Bergmannswohnung.

Die Leute der ganzen Gegend waren arm, sehr arm. Die Berg- und Waldarbeit lohnte nicht viel, und der Boden lieferte nur sehr kärgliche Ernten. So herrschte zuweilen, namentlich wenn der harte Winter kam, große Not unter den Leuten. Die Not aber führt nicht immer zu Gott, zuweilen führt sie die Menschen auch auf gar schlimme Wege, zu Lug und Trug, zur Roheit, zum Diebstahl, ja zuweilen zu noch viel schlimmeren Dingen.

So ging's auch bei diesen armen Gebirgsbewohnern. Die Not machte sie unzufrieden und neidisch. Manche ergaben sich, um ihr Elend zu vergessen, dem Trunke, und daraus entstanden wieder andere Laster. Die Sonntage brachte jung und alt meist in den Schenken und Wirtshäusern zu. Eine Kirche gab's in keinem der kleinen Dörfer. Wer ja einmal zur Kirche ging, mußte einen Weg von wenigstens zwei Stunden machen. Dieser weite Weg hielt natürlich viele vom Kirchenbesuche ab, und das war schlimm. „Ja,“ hörte man oft sagen, „wenn wir Pferd und Wagen hätten, wie der reiche Mendel, da wollten wir wohl auch öfter die Kirche besuchen. Da ist's keine Kunst, wenn man hinfahren kann.“

Mendel war ein ziemlich bejahrter Mann, und zwar der einzige reiche Mann in der weiten Umgegend. Er hatte sich in einem freundlichen Thale, nahe einem jener kleinen Dörfer, ein großes, schönes Haus bauen lassen. Was er eigentlich war und wo er herkam, wußte niemand genau zu sagen. Darin aber stimmten alle überein, daß es ein ganz sonderbarer Charakter sei. „Fromm und gottesfürchtig ist er,“ hieß es, „denn er fährt alle Sonntage, die Gott werden läßt, zur Kirche. Auch hört man ihn zuweilen ein frommes Lied daheim singen. Aber für die Armen hat er kein Herz. Er hat noch keinem Menschen aus der Not geholfen. Wenn ihn jemand um eine kleine Unterstützung angeht, sagt

er jedesmal: „Habt nur Geduld, ich habe noch nicht so viel beisammen, daß ich Euch helfen kann.“

Die Leute hatten darin nicht ganz unrecht, daß Mendel als ein ganz sonderbarer Mann erschien. Er lebte still und eingezogen und gottesfürchtig. Den Bettlern aber, die ihn anfänglich über die Maßen überliefen, blieb seine Thür verschlossen. Bittschreiben, die auch in großer Zahl an ihn eingingen, schickte er stets mit der Randbemerkung zurück: „Habt nur Geduld, ich habe noch nicht so viel beisammen, daß ich Euch helfen kann.“

Kein Wunder, daß Mendel in der ganzen Umgegend verhaßt war. Kein Mensch grüßte ihn mehr. Ja, manche spuckten sogar aus, wenn sie an seinem Hause vorübergingen.

Etwa zehn Jahre mochte Mendel bereits unter jenen Leuten gewohnt haben. In dieser langen Zeit hatte man ihm unzähligen Kummer und Ärger bereitet. Er aber ertrug all die Beleidigungen geduldig. „Es wird schon besser werden,“ tröstete er sich, „wenn der liebe Gott wieder unter den Leuten wohnt.“

Da eines Tages waren die Dorfbewohner nicht wenig erstaunt, als sich auf einem nahen Felsenhügel in früher Morgenstunde eine Menge Arbeiter mit allerlei Werkzeugen versammelten und anfangen zu graben und Steine zu brechen und zu behauen. „Was soll denn da werden?“ fragte einer den andern. Die nun aber recht klug sein wollten, meinten: „Was wird's denn werden? Der reiche Mendel läßt sich da oben ein Sommer-schloß bauen, weil er nicht mehr weiß, wo er mit dem Gelde hin soll.“

Da man nun wirklich den reichen Mendel tagtäglich auf dem Bauplatze sah, wie er da kommandierte und anordnete, so gab es gar keinen Zweifel mehr, daß jene Klugen recht hatten. Jetzt aber ging das Schimpfen auf den armen Mendel erst recht los.

Der Grund war gelegt. Die Mauern wuchsen allmählich empor. Die Zimmerleute nahmen schon das Dach in Angriff. Jetzt aber entstand unter den Leuten, die den Bau zuweilen begafften, ein neues Verwundern. „Aber das wird ein merkwürdiges Sommer-schloß,“ hieß es, „es kommen ja weder Stuben noch Kammern hinein!“

„Nun ja,“ meinten die Klugen wieder, „der Mendel ist einmal ein sonderbarer Kauz, und da muß auch sein Sommer-schloß sonderbar eingerichtet sein.“

Erst als man auf das Dach einen Turm aufsetzte und im Innern

des Gebäudes einen Altar baute, ging den Leuten ein Licht auf, daß Mendel eine Kirche erbauen lasse. Und nun waren die losen Mäuler plötzlich alle still.

Binnen einem Jahre war das Gotteshaus fix und fertig. Auch an seiner inneren Ausschmückung fehlte nichts mehr. Selbst einen tüchtigen Seelsorger hatte Mendel in aller Stille geworben und ihm in seinem Hause Wohnung gegeben.

Zum ersten Osterfeiertage sollte die Kirche eingeweiht und dem Gebrauche übergeben werden. Feierlich hallten die drei kleinen Turmglocken das Thal dahin. Von allen Seiten strömten die Gebirgsbewohner von nah und fern herbei. So roh auch sonst das Volk war, sah man doch jetzt auf allen Gesichtern Freude und einen feierlichen Ernst.

Als das erste Lied gesungen war, trat Mendel selbst an die Stufen des Altars und hielt eine freundliche Ansprache an die versammelte Menge. In dieser Rede erklärte er, warum er zeither im Geben so karg gewesen sei. Er habe jeden Groschen sparen müssen, um seinen Plan, der Umgegend eine Kirche zu schenken, endlich ausführen zu können. So habe er geglaubt, am besten helfen zu können.

Mendels edle That wurde sichtlich vom Himmel gesegnet. Anfangs gingen allerdings viele aus bloßer Neugier in die „neue“ Kirche. Aber es gefiel ihnen darin, zumal der Herr Pfarrer zu ihren Herzen zu sprechen wußte. Da nun der brave Geistliche nicht bloß von der Kanzel herab zu dem Volke redete, sondern auch in die Häuser ging und dort manche gute Lehre und manche herzliche Mahnung zurückließ, bemerkte man gar bald, daß ein anderer, besserer Geist unter die Leute kam. Und ehe noch ein Jahr ins Land ging, waren Roheit und Sittenlosigkeit verdrängt und Zufriedenheit und ein frommer Sinn eingezogen. Und das hatte das neue Kirchlein gethan.

An der Kirchenecke.

Brendel war ein ganz rechtschaffener und braver Tischler im Dorfe, der sich redlich von seiner Hände Arbeit nährte. Er war jedermann gern gefällig, und obgleich er selbst kein Vermögen besaß, half er doch armen

Leuten, wie und wo er nur konnte. Wurde irgend einmal zu einem wohlthätigen Zwecke gesammelt, konnte er den letzten Dreier dazu geben. Brach einmal Feuer aus oder ereignete sich sonst ein Unglück, war er immer der erste auf dem Platze.

Einmal kam eine böse Krankheit ins Dorf, die Pocken. Fast in allen Häusern lagen Kranke. Und in manchen armen Familien, wo alle Kinder krank waren und wo man sich keine Wärter halten konnte, sah es da gar schlimm aus. Da war es denn nun Brendel, der es sich zur Aufgabe machte, in die Häuser des Glends zu gehen und da, wo die Not am größten war, zu helfen, so gut er konnte.

Vier Wochen lang hatte er diesen Samariterdienst geübt. Jetzt aber erfaßte ihn selbst die ansteckende Krankheit und warf ihn über einen Monat lang auf das Krankenlager. Da es nun auch ihm an der nötigen Pflege fehlte, waren das ganz entsetzliche Tage für ihn. Das allertraurigste aber war, daß der arme Brendel durch diese Krankheit sein Augenlicht verlor. Er wurde auf beiden Augen blind. Was nun anfangen?! Seine Lage war fürchterlich, denn ein blinder Mensch gehört zu den unglücklichsten unter der Sonne.

Der Gedanke, daß er sich nun sein Leben lang bloß auf Almosen verlassen sollte, machte dem braven Brendel sein Los um so schwerer. Deshalb kam er auf den Gedanken, die Harfe spielen zu lernen, damit er sich sein Brot selbst verdienen könne.

Ein alter Musikant im Dorfe war auch wirklich so freundlich, ihn nicht nur im Harfenspielen, so gut es ging, zu unterrichten, sondern ihm auch eine billige Harfe zu verschaffen. Brendel mußte freilich sehr viel üben, ehe sich seine Hände an die Saiten gewöhnten und ehe er einige Stückchen zu spielen verstand. Doch Geduld und Ausdauer überwinden auch die größten Schwierigkeiten.

Endlich, nach unsäglicher Mühe, hatte es Brendel so weit gebracht, daß er sich mit seiner Harfe hinaus wagen konnte in die Welt. Wer aber sollte ihn begleiten? Kein Mensch wollte sich dazu finden. Am liebsten hätte er einen Knaben gehabt. Aber, wo er auch anfragte, keiner hatte Lust dazu. Da endlich erbot sich noch ein Knabe, Namens Friedrich, der ärmste im Dorfe, sein Begleiter zu werden. Der Knabe that es wirklich aus reinem Mitleid, denn er schien zu fühlen, daß er da ein gutes Werk vollführe.

So wanderte nun Brendel an der Hand des gutherzigen Knaben von Ort zu Ort, von Wirtshaus zu Wirtshaus. Freilich that es dem ernstesten Blinden oft tief in der Seele weh, wenn verlangt wurde, einen munteren Tanz oder sonst lustige Weisen zu spielen. Aber es konnte nichts helfen. „Besser dienen, als betteln,“ dachte er.

Einmal schritt er auch, die Harfe über die Schulter gehangen, einem Städtchen zu, in welchem ein Jahrmarkt abgehalten wurde. Die Sonne sank bereits hinter den fernen Hügeln hinab, als er dasselbe erreichte.

„Wenn hier an der Kirche ein hübscher Platz ist,“ sagte Brendel zu seinem Friedrich, den er wie sein Kind liebte, „so führe mich morgen früh dorthin. Dort will ich mich aufstellen. Dort werden es die Leute passend finden, daß ich kein lustiges Zeug spiele.“

Den nächsten Morgen sah man auch den blinden Harfner, traurig an die Kirchenmauer gelehnt, stehen und hörte ihn ernste Stücke spielen. Es fiel mancher Dreier und sogar auch mancher Groschen in den breiten Hut, den Friedrich, ohne ein Wort zu sagen, den Vorübergehenden entgegen streckte.

Bald darauf trat ein Hochzeitspaar aus der Kirche heraus, an dem eben die Trauung vollzogen worden war. Es schien ein vornehmes Brautpaar zu sein, denn es ging reich gekleidet. „Brendel,“ sagte Friedrich schnell, aber leise, „es kommt eben ein Hochzeitspaar an uns vorüber.“

Schnell brach Brendel sein bisheriges Spiel ab und begann den Choral zu spielen: „Unsern Eingang segne Gott.“

Dieser Choral und der blinde Alte schienen einen tiefen Eindruck auf den Bräutigam zu machen. Er blieb mit seiner jungen Frau am Arme stehen und sofort traten ihm die Thränen in die Augen. „Das ist ein Fingerzeig des Himmels,“ sagte er leise zu seiner jungen Frau, „daß mir gerade ein Blinder die erste Hochzeitsmusik spielen muß. Es soll mich an meinen seligen Vater erinnern, der auch ein blinder Musikant war und unter unmöglicher Anstrengung für mich und meine Geschwister den notdürftigsten Unterhalt an den Straßen und Lustorten zusammen spielte. Er starb leider, als ich groß und endlich in der Lage war, ihm ein sorgenloses Alter zu bereiten. Ich konnte ihm meine Schuld nicht bezahlen. Was meinst Du, liebe Frau, wenn ich sie heute, an unserem Hochzeitstage, an diesem Alten hier noch abtrüge?“

„Thue das, mein Lieber,“ versetzte die junge Frau. „Erlöse den guten Alten von diesem traurigen Wanderleben. Schenke ihm ein Ruheplätzchen in einem unserer Hintergebäude. Lacht uns doch heute die Sonne des Glückes so freundlich. Warum sollen wir nicht einen Strahl davon in die Nacht dieses Unglücklichen lenken?“

„O, wie glücklich bin ich,“ sagte hierauf der junge Mann, indem er seiner Gattin herzlich die Hand drückte, „daß Du auch in der Gesinnung des Mitleids mit mir übereinstimmst.“

Einige Stunden später stand Brendel nicht mehr an der Kirchenecke und spielte. Jener Herr hatte ihn nebst seinem treuen Führer abholen und ihm ein Stübchen in einem Gartenhäuschen anweisen lassen. Hier nun hatte er keine Sorge mehr um das tägliche Brot. Friedrich blieb als Begleiter und zugleich als sein Diener bei ihm und bekam es ebenfalls sehr gut.

Seine alte Harfe aber legte Brendel jetzt durchaus nicht beiseite. Nein, er spielte erst recht oft.

Das junge Ehepaar ging oft ins Theater und in Konzerte. Keine Musik aber erfreute sie so sehr, als wenn sie früh oder zur Dämmerzeit in ihrem Garten spazierten und das fromme Harfenspiel des blinden Alten vernahmen.

Ein deutscher Hund.

„Vater, Vater, eben haben wir zwei feindliche Soldaten gesehen. Es waren zwei Reiter. Sie jagten, was nur die Pferde laufen konnten, die Straße dahin. Jeder hielt eine lange Pike mit einem kleinen Fähnchen in der Hand.“

Mit diesen Worten stürzte Madelon, das zwölfjährige Töchterchen eines französischen Bauers, der ein kleines Gut besaß, eines Tages zur Thür herein. Ihr folgte, ebenfalls ganz außer Atem vor Schreck, ihr jüngerer Bruder, François. Auch dieser hatte die feindlichen Reiter

gesehen. Das kleine Gehöfte lag einige Stunden vor Paris ziemlich einsam, aber an der Heerstraße.

„Sollten die Feinde wirklich schon so weit vorgedrungen sein?“ versetzte der Bauer, bedenklich den Kopf schüttelnd. Er trat ans Fenster, als wolle er sich selbst von der Anwesenheit des Feindes überzeugen. „Ja, wahrhaftig!“ rief er gleich darauf entsetzt aus, „da reitet ein ganzer Trupp der feindlichen Lanzenträger! Kinder, das ist ein schlimmes Zeichen. Der Feind scheint auf Paris los zu gehen. Gnade Gott unserer armen Gegend!“

Zwei Stunden später wimmelte die Heerstraße von deutschen Truppen, die alle auf Paris los marschierten. Noch denselben Abend wimmelte es sogar auch in dem kleinen Bauerngute von deutschen Soldaten, die alle großen Hunger hatten und nach Lebensmitteln beehrten. Was nur das Haus an Lebensmitteln barg, mußte herbeigeschafft werden und wurde verzehrt.

Der Vormarsch der deutschen Truppen dauerte mehrere Tage ununterbrochen fort. Schon nach drei Tagen gab es in dem Bauernhose nicht nur keinen Bissen Brot, keine Hand voll Mehl und keine einzige Kartoffel, sondern auch keine Kuh, keine Gans, keine Henne und keine Taube mehr. Dies alles hatten die Soldaten verzehrt.

Die Bauerfrau und die beiden Kinder jammerten. Der Bauer aber sagte: „Es ist schlimm für uns. Aber es ist eben Krieg, und der hungerige Soldat will essen, er mag Freund oder Feind sein. Wo er etwas für seinen hungerigen Magen findet, da nimmt er's und muß es nehmen, wenn er nicht verhungern will. Haben sie uns nun auch vollständig ausgebeutet, müssen wir noch immerhin froh sein, daß sie uns selbst nicht schlecht behandelt haben. Artig waren die Preußen doch, das muß man sagen.“

„Hätte doch unser Kaiser den Krieg nicht angefangen!“ seufzte die Bauerfrau.

„Das habe ich schon oft gesagt,“ sagte der Bauer. „Es ist ein Unglück für unser Land. Man sieht's, daß die Deutschen keine Memmen sind, wie immer gesagt wurde. Was mag alles schon nach dem Rheine zu geschehen sein, daß sie nach so kurzer Zeit schon auf Paris losmarschieren!“

In wenig Wochen war die Hauptstadt Paris von den Deutschen umzingelt, sodaß kein Mensch heraus und hinein konnte. Die Kämpfe um diese Stadt begannen. Die arme Bauernfamilie war in steter Gefahr, daß einmal eine Sprengkugel in ihr Gehöfte einschlagen könnte. Häufig wurde dasselbe von den feindlichen Soldaten als Wachtthaus benutzt, und das war sogar eine Wohlthat für die armen Leute. Auf diese Weise erhielten sie manches Stück Brot aus Feindes Hand und sogar manches Stück Fleisch. Namentlich hatten es die beiden Kinder bei den deutschen Soldaten sehr gut. Sie bekamen oft mehr zu essen, als ihnen gut war.

Eines Tages hatte ganz in der Nähe des Gehöftes ein Gefecht stattgefunden, wobei es auf beiden Seiten an Toten nicht fehlte. Als alles vorüber und die Gefallenen beerdigt waren, wagten sich die beiden Kinder hinaus in den nahen Wald, um dort die Soldatengräber zu besuchen. Indem sie noch so dort standen, gewahrten sie in einiger Entfernung einen Hund, der, leise winselnd und dann und wann ein klägliches Geheul ausstoßend, zwischen den Bäumen lag. Die Kinder näherten sich ihm einige Schritte. Er war von mittlerer Größe, war weiß und braun gezeichnet und langbehaart. Aber er sah sehr schmutzig aus. Auch merkte man ihm an, daß er sehr entkräftet sein mochte, denn er streckte seinen Kopf matt auf die Erde hin.

„Das arme Tier!“ sagte Madelon, „es hat gewiß seinen Herrn verloren und kann nun vor Hunger nicht mehr fort. Hast Du keinen Bissen Brot bei Dir, François?“

Der Knabe griff sogleich in seine Taschen und fand richtig eine Brotrinde darin vor. Mit dieser in der Hand näherte er sich dem Hunde. Kaum aber roch dieser das Brot, wedelte er mit seiner buschigen Rute, froch dem Knaben entgegen und schnappte ihm mit sichtlicher Begier den Bissen aus den Fingern.

„Das arme Tier müssen wir mitnehmen,“ sagte François, „es muß sonst hier verhungern. Und das wäre ja schrecklich!“ Gleich darauf lockte er den Hund, und dieser, der noch auf weitere Bissen hoffen mochte, erhob sich langsam und trollte mühsam hinter den Kindern her, bis hinein in das Gehöfte.

„Seid ihr bei Trost, Kinder?“ sagte der Vater, als diese den Hund in die Stube brachten. „Was soll's mit dem Tiere? Soll das etwa ein

Schoßhündchen für euch werden, jetzt, wo wir selbst nur von der Gütmütigkeit unserer Feinde leben müssen?“

Die Kinder erzählten hierauf, wo und wie sie den Hund gefunden hätten, und baten inständig, denselben nicht wieder fortzujagen. Sie wollten schon, sagten sie, zusehen, daß sie immer etwas zu fressen für ihn auftrieben, und wenn sie die deutschen Soldaten für ihn anbetteln sollten.

Während der Vater noch mit den Kindern verhandelte, trat der nächste Nachbar des Bauers, ein junger Gemüsegärtner, herein. Kaum hatte er vernommen, was es mit dem Hunde, der zusammengekrümmt unter dem Tische lag, für eine Bewandnis habe, fuhr er ganz erregt auf und sagte: „Es wird Euch doch nicht etwa einfallen, dieses Tier zu füttern? Sicher hat diese Bestie einem feindlichen Offizier angehört, dem eine Kugel das Lebenslicht ausgeblasen hat. Ich sehe es dem elenden Vieh gleich an, daß es nicht aus Frankreich stammt. Und Ihr wollt es Euch einfallen lassen, jetzt, da die Deutschen unser Land verwüsten und unser schönes, heiliges Paris bombardieren, deren verhungerte Hunde zu füttern? Schlagt das Vieh lieber tot, das ist das beste. Aber eine Schande wäre es für unsere ganze Nation, wenn Ihr ihm auch nur einen Bissen Brot geben wolltet.“

„So denke ich nun gerade nicht, Nachbar,“ erwiderte der Bauer. „Was kann der arme Hund dafür, daß zwischen Frankreich und Deutschland Krieg ausgebrochen ist? Dieser Hund ist und bleibt ein Tier, mag er deutsch oder französisch sein. Und ein Tier kann man nicht verhungern lassen.“

„Das ist gut, Vater,“ sagten die Kinder, „daß Du so sprichst. Nicht wahr, wir dürfen ihn behalten?“

„Nun ja,“ erwiderte der Vater, „wir wollen sehen, wie wir ihn mit durchschleppen. Vielleicht findet sich einmal ein anderer Herr für ihn.“

Die Kinder beeilten sich nun, dem Hunde etwas zu fressen zu bringen. Zunächst setzten sie ihm einen Napf frisches Wasser vor, über welches er ganz begierig herfiel.

Es war wahrhaft rührend, mit welcher Liebe die beiden Kinder für das fremde Tier sorgten. Sie teilten oft den letzten Bissen mit ihm. Zuweilen baten sie die deutschen Soldaten geradezu um ein Stückchen Kommissbrot für ihren Pitt, wie sie den Hund genannt hatten.

Acht Wochen lang hatten sie ihn jetzt gepflegt. Was aber geschah?

Als sie eines Morgens dem Pütt das Frühstück bringen wollten, lagen vier junge Hündchen neben ihm auf dem Stroh. Die Kinder jubelten so hoch auf vor Freude, daß der Vater herbeigeeilt kam, meinend, es sei den Kindern irgend etwas zugestoßen.

Madelon hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als einen Korb herbeizuholen, einige Lumpen hineinzulegen und die jungen Hunde hineinzusetzen.

Niemand war glücklicher über die kleinen Tierchen, als François. Er nahm eins nach dem anderen auf den Arm und streichelte und herzte es. Dabei hatte freilich die Hündin ein scharfes Auge auf ihn, als wolle sie achtgeben, daß ihren Kindern kein Leid geschehe.

„Das wird gut,“ sagte der Bauer halb lächelnd, „jetzt haben wir gar fünf Hunde zu ernähren. Aber was hilft's? Wer A sagt, muß auch B sagen. Seht nur zu, Kinder, daß die Hündin gerade jetzt gehörige Nahrung bekommt, damit sie ihre Kinder gut nähren kann.“

„O, das wollen wir schon,“ versicherten die Kinder.

Der Krieg nahm seinen Verlauf. Die Stadt Paris mußte sich endlich, nach heißen, blutigen Kämpfen, ergeben. Es wurde Friede geschlossen. Die deutschen Heere zogen endlich wieder ab. Aber wie sah es jetzt um Paris herum aus? Schreckenerregend! Grauenhaft! Überall Zerstörung und Vernichtung! Tausende und aber Tausende hatten ihre sämtliche Habe verloren.

Auch unseren Bauersleuten hatte eine Brandfugel noch kurz vor dem Friedensschlusse das Gehöfte über dem Kopfe angezündet. Sie besaßen nichts mehr, als was sie an ihrem Leibe trugen, und die fünf Hunde. Zu hungern brauchten die armen Leute zwar nicht mehr, wohl aber mußten sie frieren, denn sie waren genötigt, mitten im harten Winter in einer Bretterbude zu wohnen.

Eines Tages, als sich der Frühling zu regen begann, saß unser Bauer in dem eine Viertelstunde entfernten Gasthause, welches ebenfalls an der Heerstraße lag. Da fuhr ein Kutschwagen vor, aus welchem eine tiefschwarz gekleidete, vornehme Dame ausstieg. Ein Diener folgte ihr. Sie trat in das Gasthaus ein und erkundigte sich sogleich, ob nicht am 16. September vorigen Jahres hier in der Nähe ein Gefecht stattgefunden habe. Sie habe ihren Gemahl, der als Major ein Bataillon geführt, dabei verloren und sei gekommen, sein Grab aufzusuchen.

„An diesem Tage fand allerdings ein Gefecht eine halbe Stunde von hier statt,“ nahm der Bauer das Wort, „und wenn Sie es wünschen, kann ich Sie auch zu dem Grabe der an diesem Tage gefallenen Deutschen führen.“

„O, thun Sie das, lieber Mann,“ bat die Dame. „Ich werde dafür dankbar sein.“

Die Dame stieg nicht erst wieder in ihren Wagen, sondern ging mit dem Bauer die Straße entlang. Dabei ließ sie sich alles erzählen, was derselbe von dem Gefechte wußte. So kamen sie an die Bretterbude, in der des Bauers Familie mit den fünf Hunden wohnte. Hier wollte der Bauer mit der Dame nach dem Walde abbiegen. Als Pitt seines Herrn ansichtig wurde, sprang er ihm freudig bellend entgegen, und auch die vier Kleinen sprangen knurrend hinter ihm her. „Fürchten Sie sich nicht, meine Dame,“ sagte der Bauer, „der Hund thut nichts. Er freut sich bloß, daß er mich sieht.“

Pitt kam ganz nahe und schnupperte erst den Bauer, dann aber die Dame an. Kaum war letzteres geschehen, sprang das Tier plötzlich an der Dame empor und heulte förmlich vor lauter Freude. Die Dame stand einen Augenblick ganz erschrocken da, dann aber rief sie im Tone der höchsten Überraschung aus: „Filar! Filar! Mein Gott! Ist das nicht unser Filar, der mit meinem Gemahl in den Krieg zog? Filar, Filar, bist du es wirklich?“

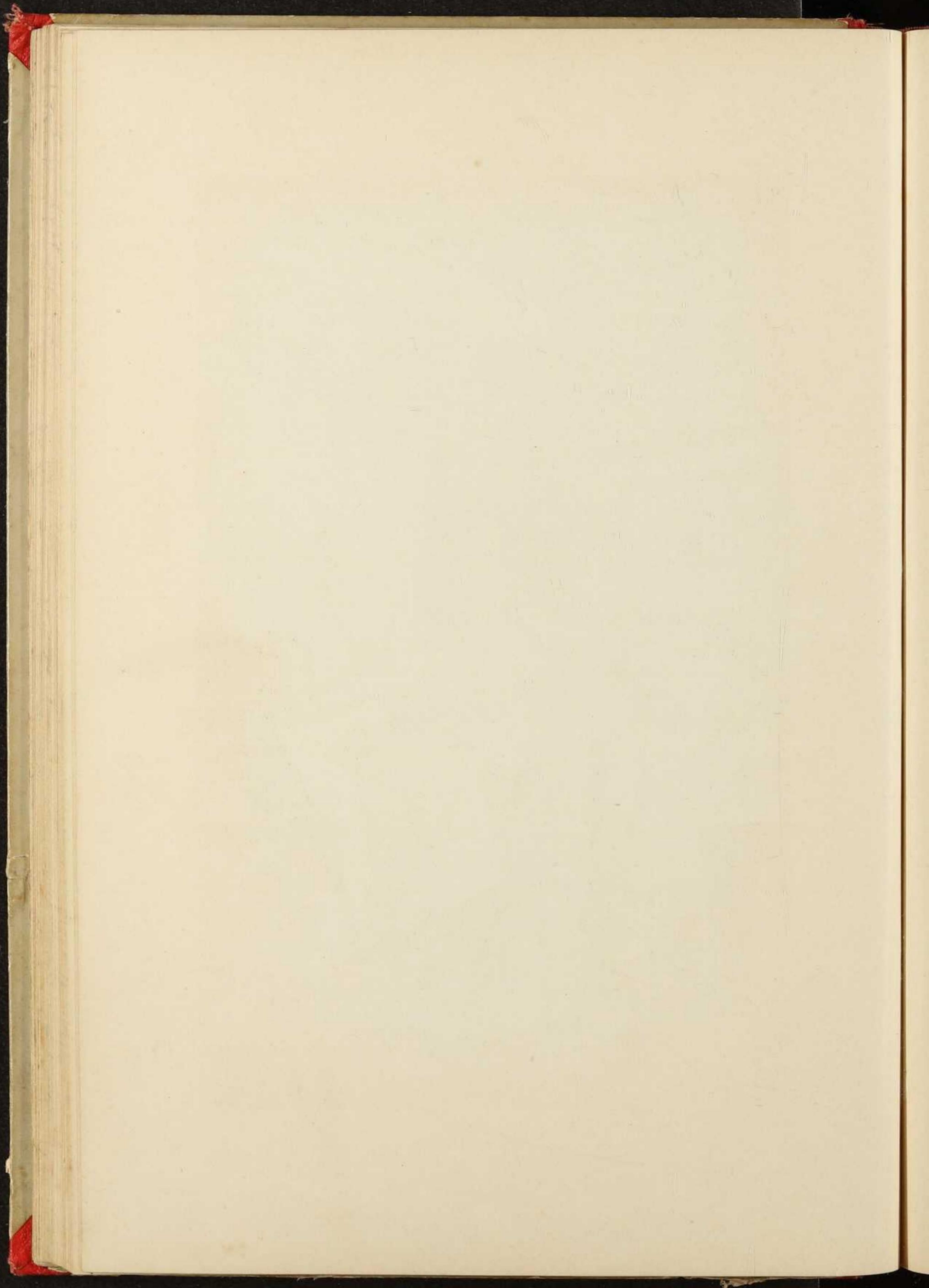
Als der Hund diese Rufe und diese Stimme hörte, wußte er sich vor Freude gar nicht mehr zu lassen. Er gebärdete sich geradezu wie unsinnig und sprang der Dame bis ans Gesicht. „Wie kommt Ihr zu diesem Hunde?“ fragte sie gleich darauf den Bauer, worauf dieser den ganzen Hergang erzählte.

„Ihr seid ein braver Mann!“ versetzte die Dame, als jener geendet. „Die Wohlthat, die Ihr diesem Tiere erzeigt habt, soll Euch vergolten werden. Tausend Thaler sind mir nicht so lieb, als daß ich diesen Liebling meines seligen Gemahls wieder gefunden habe.“

Filar wurde einstweilen wieder in die bretterne Behausung gebracht, damit er auf dem weiteren Gange nicht störe.

Die Dame fand das Grab ihres Mannes. Es lag einzeln für sich und war mit einem hölzernen Kreuze und mit dem Namen des Gefallenen gekennzeichnet. Sie ließ ihn ausgraben und die teure Hülle in ihre





Heimat bringen. Als sie den nächsten Tag wieder abreiste, gab es freilich in der Bretterbude viel Thränen. Madelon und François wollten sich gar nicht zufrieden geben, daß sie die lieben Tiere alle mit einem Male lassen sollten. Selbst die blanken Goldstücke, welche sie von der Dame geschenkt erhielten, vermochten den Trennungschmerz nicht zu mildern. Aber es half doch endlich nichts, es mußte geschieden sein.

Indem sich die Dame bei dem Bauer verabschiedete und ihm für seine Freundlichkeit nochmals herzlich dankte, drückte sie ihm ein versiegeltes Briefchen in die Hand und sagte: „Ich sehe, daß Ihr durch den Krieg viel verloren habt. Nehmt eine kleine Unterstützung von mir an, zum Lohne für Euern braven Sinn.“

Somit bestieg die Dame ihren Kutschwagen, nahm die fünf Hunde mit hinein und fuhr fort.

Als der Bauer das Briefchen öffnete, fand er zu seiner unbeschreiblichen Überraschung eine Tausendfranknote darin. Welches unerwartete Glück! Nun konnte er sich ja doch wieder ein ordentliches Wohnhaus aufbauen.

„Siehst Du, Nachbar,“ sagte er zu jenem Gärtner, als dieser wieder einmal zu ihm kam, indem er ihm die Tausendfranknote zeigte, „das hat mir der deutsche Hund eingebracht, den ich nach Deinem Willen tot schlagen sollte.“

Der Nachbar sah, wie etwas beschämt, vor sich hin. Im stillen aber ärgerte er sich ganz gewaltig, daß nicht er jenen Hund gefunden und das Glück gemacht habe.

Nach wenigen Monaten zog der Bauer in seine neue Wohnung ein. Zur Erinnerung an die Begebenheit mit dem deutschen Hunde hatte er über der Hausthür einen Hundekopf, in Stein gehauen, anbringen lassen. Dies erregte natürlich die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden. Man fragte, was dieses Bildnis zu bedeuten habe, und so mußte der Bauer immer und immer wieder die Geschichte von dem deutschen Hunde erzählen.

Die Lebensretter.

„Schau, Sophie, die wilden Tauben sitzen schon wieder auf unserm großen Kastanienbaume.“ So sagte Theodor zu seiner älteren Schwester, einem sechzehnjährigen Mädchen, mit der er eben im Garten auf- und abspazierte.

„Es wird auch Zeit, daß sie sich wieder einstellen,“ erwiderte Sophie. „Der April geht ja schon bald zu Ende. Sonst kehrten sie früher aus ihrem Winterquartiere zurück.“

„Und hörst Du auch, Sophie,“ fuhr Theodor fort, „wie sie immer Kuckuh! Kuckuh! rufen?“

„Das heißt bei diesen Tieren so viel, als: Wir wollen uns nun ein Nest bauen und Eier legen, damit wir kleine, liebe Kinder bekommen,“ versetzte Sophie.

Sie hatte recht. Schon den nächsten Tag fing das blaugraue Taubenpaar an und schleppte dünne Ästchen, Strohhalme und dürre Pflanzenstengel hinauf auf den obersten Gipfel des Kastanienbaumes. Dort baute es sich zwischen drei quirlständigen Ästen ein Nest, das von unten bald aussah, wie eine umgekehrte Pudelmütze. Ein paar Wochen war dann stets bloß eine der beiden Tauben zu sehen. Die andere saß und brütete.

„Sophie! Sophie!“ rief eines Morgens Theodor der Schwester fröhlich zu, „horch, es piept und pfiiept im Neste! Gewiß sind nun die jungen Tauben ausgeflogen.“

„Ganz gewiß, Theodor,“ sagte Sophie, nachdem sie einige Sekunden gelauscht hatte. „Ich höre jetzt das Pfiiepen auch. Nun wollen wir nur alle Tage Weizenkörner einquellen und sie in der Nähe des Kastanienbaumes auf die Erde streuen, damit es die Alten mit der Fütterung bequem haben. Dadurch werden sie auch etwas zahmer.“

Anfangs zögerten die scheuen Tiere, die hingestreuten Körnchen aufzupicken. Bald aber mochten sie dem Reize der goldenen Fruchtkörner nicht widerstehen können, und so wagten sie es endlich, dieselben zu holen. Bei solchem Futter gediehen denn nun auch ihre Kinderchen ganz vortrefflich. Schon nach acht Tagen konnten Sophie und Theodor ganz

deutlich sehen, wie die Kleinen ihre Köpfschen auf den Nestrand legten und die Schnäbel weit aufsperrten, wenn die Alten zum Füttern geflogen kamen.

Sophie und Theodor saßen oft stundenlang in der Gartenlaube und beobachteten das Treiben der Tauben. Und dieses Beobachten gewährte ihnen viel Freude. Diese ihre Freude und das stille Familienglück des Taubenpaares sollte indes bald getrübt werden. Eines Tages nämlich zog ein schweres Gewitter am Himmel herauf. Vor Ausbruch desselben aber erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß man glaubte, er werde die Dächer abdecken und die Bäume umbrechen. Mit Entsetzen sahen die beiden Geschwister, wie arg der Sturm dem alten Kastanienbaume mitspielte, wie er diesen bald nach links, bald nach rechts niederdrückte; wie es dann wieder in seinen knorrigen Ästen wirbelte und zauste, als ob ihm das wütende Element die ganze Krone auseinander reißen wolle.

„Ach die armen jungen Vögelchen!“ rief Theodor wiederholt aus, „wie wird's denen ergehen! Die sind gewiß schon alle tot!“ Auch Sophie klagte um die armen Tierchen. Aber es konnte ihnen natürlich niemand zu Hilfe kommen.

Kaum war das Gewitter vorüber, eilten auch Sophie und Theodor zum Kastanienbaume, um nach dem Neste zu sehen. Der Kastanienbaum bot einen wahrhaft kläglichen Anblick. Einige starke Äste waren gebrochen und Hunderte von Zweigen geknickt. Noch größer aber war Sophiens Schreck, als sie empor sah und entdeckte, daß das Taubennest halb zerstört war und nur noch in Stücken oben hing. Ein wahres Wunder, daß die armen jungen Tauben nicht auch schon unten lagen.

Unter eigentümlichen Klagetönen umkreisten die beiden alten Tauben den Gipfel. Sie erkannten, in welcher Gefahr ihre Kinder schwebten. Nur noch ein einziger unbedeutender Windstoß, und sie mußten ihren Tod finden.

„Wir müssen die armen Tierchen zu retten suchen,“ sagte Sophie. „Gehe schnell hinüber auf die Sackgasse und hole einen von den Schornsteinfegerknaben herzu. Ein solcher Knabe kann gut klettern, er soll mir die Jungen herunter holen. Sage nur, ich würde ihm seine Mühe gut lohnen.“

Nach kaum zehn Minuten war Theodor mit einem solchen schwarzen Knaben zur Stelle. Bis an den Gipfel des Baumes zu klettern, war

diesem ein Spaß. Am Neste angekommen, nahm er seine Mütze und setzte die drei jungen Vögelchen, die noch im Neste klebten, hinein. Die Mütze in der Linken, mit der Rechten sich von Ast zu Ast anklammernd, stieg er wieder herunter und legte die Tierchen in Sophiens Taschentuch. Für seine Dienstleistung erhielt er einige Groschen.

„Was aber fangen wir nun mit den armen Tierchen an?“ sagte Sophie. „Sollen wir sie selbst aufziehen? Das ist zu gewagt. Wenn sie sterben, wären wir am Ende schuld daran.“

„Mir fällt etwas ein,“ versetzte Theodor schnell. „Ich baue aus Lehm ein Nest, nach Art, wie die Schwalben. Inwendig füttern wir es mit Wolle und Federn aus. Dahinein setzen wir dann die Jungen und stellen das Nest in die alte verfallene Laube, die ja gar nicht weit vom Kastanienbaume steht. Wenn dann die Alten ihre Kinder piepen hören, werden sie gewiß kommen und sie füttern.“

„Das ist ein ganz prächtiger Gedanke von Dir,“ sagte Sophie. „Ja, das versuchen wir. Beeile Dich nur, daß das Nest so bald als möglich fertig wird.“

Binnen einer Viertelstunde war das Nest geformt und stand auch schon in der Ofenröhre, damit es trocken und fest werde. Nachdem es Sophie hübsch weich ausgepolstert und die kleinen Tierchen hineingesetzt hatte, eilte sie zu der alten Laube. Kaum hörten die alten Holztauben ihre Kleinen piepen und pfeifen, flogen sie im Kreise um das Mädchen herum und stießen ganz wunderbarlich klagende Töne aus. Nach und nach näherten sie sich immer mehr. Ja, als Sophie eben das Nest zwischen das Geäste klemmen wollte, setzte sich die eine der Tauben, gewiß die Taubenmutter, dicht neben dem Mädchen auf einen Zweig.

Kaum hatte sich Sophie entfernt, stürzte das treue Taubenpaar förmlich auf seine Kinder los und fing auch sogleich an zu füttern.

Die Freude der beiden Geschwister war groß, als sie das sahen. „Ich weiß gar nicht,“ sagte Sophie, „mir ist so wohl ums Herz, als hätten wir wer weiß was für eine edle That vollbracht. Und wir haben doch bloß drei kleinen Tierchen das Leben gerettet.“

„Auch mir ist ganz froh zu Mute,“ erwiderte Theodor. „Wie glücklich mag nur erst jemand sein, der einem Menschen das Leben rettet!“

Die kleinen Täubchen gediehen ganz vortrefflich. Sophie und Theodor besuchten sie alle Tage, ohne sie natürlich irgendwie anzurühren oder zu

stören. Den höchsten Grad aber erreichte ihre Freude, als die Tierchen endlich flügge waren, ihr Nest verließen und lustig von einem Baume zum anderen flatterten.

„Das Nest,“ sagte Theodor, „nehme ich nun aber wieder weg und hebe es mir zum Andenken auf. Wenn ich es dann später jemandem erzähle, daß ich einmal den wilden Tauben selbst ein Nest gebaut habe, und dieser jemand will mir's nicht glauben, so kann ich es ihm zeigen.“

Das Grab der Mutter.

„Warum bist Du denn heute immer so still und so traurig, Emilie?“ fragte die kleine, sechsjährige Hedwig ihre ältere Schwester, die an einem schmalen Fenster saß und ihrem Vater ein Paar Strümpfe stopfte.

„Weißt Du denn nicht, Hedwig, was heute vor einem Jahre für ein trauriger Tag für uns war? Da starb ja unsere gute Mutter?“

„Ach ja, jetzt besinne ich mich, es war gerade am Johannistage und wir sollten ein Schulfest haben,“ erwiderte Hedwig. „Ach, die gute, gute Mutter!“

„Hätte ich nur einige Dreier Geld,“ sagte Emilie traurig, „ich kaufte ein Blumenstöckchen oder einen Kranz und schmückte heute ihr Grab damit. Aber wir sind so arm.“

„Vielleicht kann uns der Vater einen Groschen geben,“ erwiderte Hedwig. „Sag's ihm doch.“

„Auch er hat keinen Pfennig mehr in der Tasche,“ sagte Emilie. „Er hat mir heute früh seinen letzten Groschen gegeben,“ damit wir uns heute mittag ein Gericht runde Kartoffeln kaufen könnten.“

„Ach, das ist recht schade!“ versetzte Hedwig wehmütig. „Aber müßte das denn nun gerade ein Kranz von einem Gärtner sein, Emilie? Könnten wir nicht auch einen Kranz von Feldblumen auf das Grab legen? Den hätten wir umsonst.“

„Ja, liebe Hedwig, da hast Du recht. Du bringst mich auf einen

guten Gedanken," fiel Emilie schnell ein. „Draußen im Molchthale weiß ich ganz wunderhübsche Blumen stehen. Dorthin wollen wir zusammen gehen und uns die schönsten Blumen pflücken. Dann binde ich einen Kranz daraus und diesen legen wir auf das Grab der guten Mutter. Sie wird sich gewiß, wenn sie aus dem Himmel herniederfieht, auch über diese Blumen aus dem Molchthale freuen. Sie weiß ja, daß wir arm sind.“

„Und nicht wahr, Emilie, unsern kleinen Paul nehmen wir auch mit?“ sagte Hedwig. „Er wird unserer guten Mutter gewiß auch ein paar Blumen pflücken.“

„Freilich,“ erwiderte Emilie, „der Paul geht auch mit. Er muß der guten Mutter auch was bringen. Weißt Du nicht mehr, wie bitterlich er weinte, als die Nachbarn sie forttrugen nach dem Kirchhofe?“

Emilie legte sogleich ihren Strumpf hin, hing ein Körbchen mit etwas Zwirn an den Arm, nahm die Hedwig an die rechte und den fünfjährigen Paul an die linke Hand und schritt dem Molchthale zu. Hier gab es auf den Gebüschern manche niedliche Blüte, an den moosigen Felsenrändern und an den frischen Quellen manche liebliche Blume. Hedwig und Paul pflückten am eifrigsten, während Emilie etwas wählerisch verfuhr. Bald war das Körbchen mit Blumen gefüllt. Jetzt setzten sie sich in der Nähe eines kleinen Wasserfalles nieder, und Emilie wand mit großer Geschicklichkeit einen bunten, duftenden Kranz daraus.

Mit diesem Kranze stiegen sie dann zu dem Kirchhofe, der auf einer ziemlich steilen Anhöhe lag, hinan. Still und in feierlicher Stimmung nahen sie dem Grabe der Mutter. Selbst der kleine Paul wagte kaum, ein lautes Wort zu sprechen. Mit einer Thräne im Auge legte Emilie den Kranz auf den schon halb verfallenen Hügel nieder. Darauf kniete sie nieder, faltete ihre Hände und betete mit halblauter Stimme ein Vaterunser. Als das Hedwig und Paul hörten, knieten auch sie nieder und falteten ihre Händchen zum Gebet.

Indem sie aber noch so dort knieten, trat eine vornehme, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidete Dame zu ihnen heran. „Für wen habt Ihr jetzt ein andächtiges Vaterunser gebetet, Kinderchen?“ fragte die blasse Dame teilnehmend.

Emilie blickte, fast erschrocken, auf. Sie erkannte sogleich, daß es die Edelfrau war, welche das Rittergut des Dorfes seit einiger Zeit bewohnte

und vor einiger Zeit ihr einziges Kind begraben hatte. „Das Vater-
unser ist für unsere gute Mutter, die hier begraben liegt,“ erwiderte
Emilie mit bewegter Stimme.

„So, so!“ sagte die Dame mitleidig. „Wie lange ist denn Eure
gute Mutter tot?“

„Heute gerade vor einem Jahre starb sie uns,“ antwortete Emilie.

„Also gerade an dem Tage, an welchem ich mein einziges Kind,
meine Aurelie, begrub,“ sagte die Dame mehr für sich. Gleich darauf
aber fuhr sie etwas lauter fort: „Irrt ihr nicht, so seid Ihr wohl die
Kinder des armen Fassbinders unten im Dorfe? Ich glaube Euch mit
ihm gesehen zu haben.“

„Ja, die sind wir,“ sagte Emilie.

„Hattet Ihr denn Geld zu einem so schönen Kranze?“ fragte die Edel-
frau weiter.

„Der Kranz kostet uns kein Geld,“ erwiderte Emilie. „Wir haben
die Blumen dazu unten im Molchthale gepflückt. Wir meinen aber, daß
sich unsere gute Mutter auch über diese wilden Blumen freuen wird. Sie
weiß ja, daß wir arm sind.“

Diese Worte rührten die vornehme Dame, und das ganze Wesen
Emiliens gefiel ihr. Sie schwieg einige Augenblicke und schien über etwas
nachzudenken. Darauf aber sagte sie zu Emilie: „Hättest Du wohl Lust,
zu mir zu ziehen? Ich brauche gerade ein Mädchen von Deinem Alter,
das um mich herum ist und mir diese und jene Handreichung thun kann.
Du sollst es gut bei mir haben.“

„Sie sind sehr gut, gnädige Frau,“ erwiderte Emilie schnell gefaßt.
„Aber ich kann nicht zu Ihnen ziehen und wenn ich's noch so gut bei
Ihnen bekäme. Mein Vater braucht mich. Wer sollte ihm das bißchen
Essen kochen und die Wäsche waschen, und wer sollte meine beiden kleinen
Geschwister hier versorgen, wenn ich fortginge?“

„Du hast recht,“ versetzte die Dame schnell, „es geht nicht, das
sehe ich ein. Aber warte, es giebt noch einen Ausweg. Sage Deinem
Vater, er solle womöglich heute noch einmal zu mir aufs Rittergut kommen,
ich hätte ihm etwas zu sagen.“

„Ich werde es dem Vater sagen,“ erwiderte Emilie. „Aber vor
Nachmittag sechs Uhr wird er nicht bei Ihnen sein können, denn er kommt
erst gegen fünf Uhr vom Steineklopfen nach Hause.“

„Es ist Zeit genug,“ sagte die Dame, „wenn er nur überhaupt heute noch kommt. — Aber jetzt lebt wohl, Ihr guten Kinder. Ich habe mich sehr gefreut, daß Ihr Eure Mutter so liebt und ehrt. Und solchen Kindern soll es wohlgehen, spricht der liebe Gott.“

Die Dame schlich langsam zwischen den Grabsteinen dahin und zum Kirchhofthore hinaus. Gleich darauf erhoben sich auch die drei Kinder und gingen nach Hause.

Den dritten Tag darauf sah man den Vater der Kinder, den Faßbinder, einen Handwagen den Weg, der zum Rittergute führte, hinaufziehen. Er war mit einigen dürftigen Betten, mit einer alten Lade und einem Schränkchen beladen. Emilie schob, während Hedwig und Paul mit fröhlichen Gesichtern folgten. Der Faßbinder zog mit seiner Familie auf das Rittergut, um dort eine Stelle als Feldvogt zu übernehmen, die ihren Mann sehr gut nährte. Emilie wurde Stubenmädchen bei der Edelfrau und bekam es außerordentlich gut. Die vornehme Frau behandelte sie, als wäre sie ihre leibliche Tochter. Damit aber die beiden jüngsten Kinder des Vogts eine gute Pflege hätten, hielt die edle Dame diesem eine Haushälterin.

So befand sich jetzt die einstige arme Faßbinderfamilie ganz wohl. Alle Leute im Dorfe gönnten ihr auch dieses Glück, denn der Vater war ein kreuzbraver Mann.

Ein Jahr später blühten auf dem Grabe der armen Mutter prachtvolle Rosenstöcke und frischgrüner Ephen umränkte sogar einen kleinen Leichenstein. Den hatte Emilie setzen lassen und zwar von dem ersten Lohne, den sie von der Edelfrau ausgezahlt erhielt.

Eine Stunde aus der alten Schule.

Der alte, ziemlich achtzigjährige Großvater war ganz erstaunt, als er eines Tages auf Besuch kam und seinen drei Enkelkindern zusah und zuhörte, wie sie ihre Schularbeiten fertigten. „Nein,“ sagte er zu der kleinen siebenjährigen Adele, „Du kleines Ding gehst kaum erst sechs

Monate in die Schule und kannst schon Geschichten lesen? Und Du, Horst, zählst noch nicht zehn Jahre und kennst schon alle Länder der Erde und rechnest schon mit Tausenden, als wenn's Kirschkerne wären? Und Du, Feodor, hast kaum das zwölfte Jahr im Rücken und zeichnest schon Landschaften und schreibst Briefe wie ein Alter, und plapperst sogar schon französisch und englisch? Es ist doch ganz erstaunlich, was heutzutage in den Schulen geleistet wird! Wenn ich da an meine Schulzeit zurückdenke! Ach du meine Mühe! Was war das für ein erbärmliches bißchen Unterricht. Sechs Jahre habe ich gebraucht, ehe ich nur einige Zeilen im Katechismus lesen lernte."

"O, Großpapa," versetzte Feodor schnell, "das könntest Du uns eigentlich erzählen, wie es damals bei Euch in der Schule zuging, als Du noch ein kleiner Knabe warst."

"Warum nicht?" erwiderte der Großvater. "Das will ich Euch schon erzählen. Aber Ihr werdet staunen und werdet kaum glauben wollen, daß das alles wahr ist, was ich erzähle. Aber es war wirklich so."

"Unser Schulhaus war das elendeste Haus im ganzen Dorfe. Es bestand aus dünnen Lehmwänden und enthielt weiter nichts als ein Erdgeschloß. In diesem befanden sich drei Räume. Links, wenn man eintrat, lag der Kuh- und Schweinestall, rechts die Schulstube, die auch zugleich die Wohnstube der Lehrerfamilie war. Neben diesem Raume erblickte man dann noch ein feuchtes Kämmerchen, was zur Aufbewahrung der Milch, der Kartoffeln und des Feuerholzes diente."

"Das Schulzimmer hatte keine Dielen, sondern nur einen unebenen, feuchten Lehm Boden. Der fürchterlich große Ofen war aus gebrannten Ziegelsteinen erbaut. Zwei winzig kleine, niedere Fenster ließen nur eine Art Dämmerlicht in der Stube aufkommen. In der Mitte derselben stand eine lange, schmale Tafel, deren Farbe vor lauter Tintenflecken nicht mehr zu erkennen war. Bänke, oder gar Stühle gab es nicht. Die Schüler mußten an dieser Tafel stehen. Am Ende der Tafel hing ein Brett, das viel Ähnlichkeit mit einem alten Fensterladen hatte, an der Wand. An diesem schrieb der Lehrer vor. Hinter diesem Brette aber klemmte nicht bloß eine ganz abscheulich große Rute, sondern es hing auch noch ein sogenannter Ochsenziemer daneben. Und wehe dem armen Rücken, der dieses aus Leder geflochtene Ding fühlen mußte!"

"Unser Lehrer, ein schon bejahrter Mann, war ursprünglich Schneider

gewesen, dann hatte er zehn Jahre als Soldat gedient. Da er nun etwas lesen und schreiben konnte, hatte man ihn, nachdem er verabschiedet, zum Dorfschulmeister erwählt. Seine Schneiderei trieb er aber jetzt, trotz des hohen Amtes, nebenbei fort. Manchen Tag ließ er sich in der Schule gar nicht sehen, da hatte er auf dem Felde mit seinem Stückchen Acker zu thun. Da fuhr er denn Dünger oder grub, oder säete. Die Schule aber ging deshalb fort, denn sonst hätte er für diesen Tag das Schulgeld eingebüßt. Er stellte nämlich in solchen Behinderungsfällen seinen Hilfslehrer für sich ein, und das war niemand anders, als — seine Frau, die wohl bereits zu den reichlichen Fünzigern zählte. Sie hieß Gabriele und schnupfte ganz fürchterlich.

„Aber auch wenn der Lehrer selbst Stunde hielt, beschäftigte er sich, wenn er gerade viel Arbeit hatte, zu gleicher Zeit mit dem Schneidern. Wenn wir die Hauptstücke oder das Einmaleins hersagen, oder buchstabieren mußten, flickte er dazu an einem alten Bauernwams oder fertigte einen neuen Leinwandkittel, oder setzte einen neuen Rücken an einen Brustlaß.

„Strenge Zucht hatten wir, sehr strenge. Man brauchte gar nicht viel zu versehen, griff der Herr Schulmeister nach dem Ochsenziemer und dann setzte es ganz karnibalische Prügel. Es verging fast kein Tag, daß nicht einer von uns mit einem blauen oder grünen Rücken nach Hause kam. Aber da krähte kein Hahn darüber. »Zucht muß sein«, sagten die Väter und Mütter daheim.

„Die Frau Schulmeisterin, die weder die Rute noch den Ochsenziemer recht nachdrücklich zu führen verstand, wendete dafür andere Strafen an. Wer ihr nicht folgte, oder sonst seine Sache schlecht machte, mußte eine Stunde vorn an der Thür knien. War das Vergehen größer, mußte er so lange auf einem Erbsensacke (ein Sack, spärlich mit Erbsen gefüllt) knien. War aber die Unart ganz groß, so mußte der Verbrecher eine Stunde, und zuweilen sogar mehrere Tage hintereinander, auf einem dreikantigen Stücke Holz knien und wohl noch obendrein die große Rute empor halten.“

Die drei Kinder staunten und lachten zugleich ob dieser Darstellung. „Aber, Großpapa,“ sagte Horst, „wie war es denn nun eigentlich, wenn Ihr bei der Frau Schulmeisterin Stunde hattet? Das möchte ich gern noch wissen.“

„Das war so,“ fuhr der Großvater fort. „Da setzte sich die Frau Schulmeisterin auf die Ofenbank, nahm ihr großes Spinnrad und fing an zu spinnen. Die Dose stellte sie wohlweislich dicht neben sich. Wir Jungen mußten uns nun in einem Halbkreise um sie her postieren und das ABC-Buch zur Hand nehmen. Nun ging das Buchstabieren los. Da fing nun der erste an: a—b = ab; b—a = ba. Ebenso der folgende und alle anderen. Jetzt fing der erste wieder an: e—b = eb; b—e = be, und wieder so alle anderen. Und so ähnlich ging das Geplapper die ganze Stunde fort, und das war unser Lesen. Wurde gerechnet, so mußte jeder ein Stück aus dem Einmaleins herschnurren. Aber das mußte flott gehen, sonst taugte es nichts. Dann kamen vielleicht die Zehn Gebote daran u. s. w.

„Dazwischen schnupfte nun die Frau Schulmeisterin überhandsweilen einmal. Wehe uns aber, wenn wir dabei eine Miene zum Lächeln verzogen hätten!

„Das allerdrolligste aber dabei war das: Während des Unterrichts — und namentlich zur Sommerzeit — stand gewöhnlich die Stubenthür auf. Da kamen denn nun fast regelmäßig die Hühner herein und gackerten um uns herum und pickten die Brotkrümchen auf, die von unseren dicken Bemmen herunterfielen. Ja, nicht selten kamen sogar die Ferkelchen oder die Ziegenböcklein herein und grunzten und meckerten um uns herum. Das störte aber weder uns noch die Frau Schulmeisterin. Es war, als müßte das so sein. Wir konnten sogar unserer Lehrerin eine Freude bereiten, wenn wir unsere riesigen »Brotkeile« in die Tiere hinein fütterten.

„Seht, Kinderchen, so ging es damals zu, und das nannte man Schule. Nun wundert Ihr Euch gewiß nicht mehr, daß ich sechs Jahre gebraucht habe, ehe ich nur einige Zeilen lesen lernte. Dankt Gott, daß Ihr jetzt so ausgezeichnete Schulen und so tüchtige Lehrer habt, und lernt recht brav!“

Der Wilderer.

In einem schluchtähnlichen Thale des lieben Tirolerlandes stand einsam ein freundliches Häuschen. Es wurde von alten, knorrigen Eichen beschattet. Nebenan führten einige Stufen abwärts, in eine Art Gras-

gärtchen, in welchem wirres Gebüsch und herabhängende Äste eine Art wilde Laube bildeten, welche in heißen Sommertagen einen erquickenden Schutz bot.

In dem Häuschen wohnte ein Gemsjäger mit seiner Frau und drei Kindern, einem Mädchen von fünfzehn, einem Knaben von zwölf und einem kleinen Buben von drei Jahren. Der kräftige Mann hatte schon manche Gefahr, welche die Gemsjagd mit sich bringt, glücklich überstanden. Seine Familie hatte schon oft bittere Angst um seinetwillen ausgestanden, immer aber war er doch schließlich wohlbehalten in ihre Mitte zurückgekehrt.

Eines Tages aber wurde ihre Besorgnis zur quälenden Pein. Hanni, so hieß der Vater, war schon über vier Tage fort. Er hatte wollen schon den zweiten Tag wieder daheim sein, um drüben, in der Almkapelle, wohin nur alle vier Wochen ein Geistlicher kam, den Gottesdienst zu besuchen. Ängstlich liefen die Mutter und die beiden größeren Kinder hierhin und dorthin, um Erkundigungen über das Verbleiben des Vaters einzuziehen. Jeden Gebirgsreisenden, der von den Alpen herab kam, fragten sie, ob er keinen Gemsjäger gesehen habe. Niemand aber konnte sich dessen erinnern. Da machte sich endlich Heinel, der ältere Knabe, auf, den Weg, den der Vater gewöhnlich nahm, zu verfolgen, um irgend eine Spur von dem Ausgebliebenen zu entdecken. Aber auch Heinel kam ohne jegliche Nachricht zurück. So stand es nun endlich bei Mutter und Kindern fest, daß der Vater verunglückt sein müsse. Alle brachen in ein lautes Schluchzen und Weinen aus. Was aber konnten sie thun, um den Verunglückten zu finden? Wo sollten sie ihn suchen? Ein Gemsjäger versteigt sich ja oft sehr tief ins Gebirge hinein.

„Komm,“ sagte die Mutter endlich zu Heinel, „laß uns hinüber in die Almkapelle gehen und dort für den armen Vater beten. Weiter können wir nichts mehr für ihn thun. Du aber, Cordel,“ so hieß das ältere Mädchen, „bleib daheim bei dem Kleinen. Sieh aber wohl acht, wenn irgend jemand von der Alm herunterkommt, daß Du fragst.“

Die Mutter und Heinel gingen. Cordel aber setzte sich mit dem Kleinen vor die Hausthür. Hier indes brannte die Sonne so heiß, daß sie es nicht aushalten konnte, und deshalb suchte sie das schattige Plätzchen im Garten auf. Sie setzte sich in das Gras, nahm den Kleinen auf ihren Schoß und sah nun unverwandt die nahen Felsenpfade hinauf und zu den Bergabhängen empor.

So saß sie über eine Stunde in gespanntester Aufmerksamkeit und unter bitteren Thränen. Da auf einmal bemerkte sie hoch oben, an einem fernen Hange, zwei sich bewegende schwarze Punkte. Die Punkte wurden merklich größer und bewegten sich niederwärts. Jetzt waren sie plötzlich verschwunden. Jetzt tauchten sie weiter unten wieder auf. Cordel unterschied nun deutlich zwei menschliche Gestalten, und ein lichter Strahl der Hoffnung blitzte durch ihr Herz. Doch bald verhüllte wieder ein vorliegender Felsenkranz die dunklen Umrisse der Herabsteigenden.

Erst nach etwa einer Stunde traten plötzlich zwei Männer, davon Cordel den einen sogleich als ihren Vater erkannte, aus einer Felsentiefe hervor. Mit einem freudigen Aufschrei sprang sie auf, nahm den kleinen Bruder auf den Arm und eilte, so schnell sie ihre Füße trugen, den Ankommenden entgegen.

Indem sie so dahinrannte, sah sie ihre Mutter mit dem Heinel in der Ferne aus der Almkapelle zurückkehren. „Mutter! Mutter! Der Vater kommt!“ rief sie mit fast heiserer Stimme, worauf sie sofort querfeldein gestürzt kamen und sich ihr angeschlossen.

„Gott sei tausend Dank,“ rief die Mutter, als der Vater endlich um einen Felsvorsprung herumbog, „daß wir Dich lebendig wiedersehen! — Aber um Gottes willen,“ fuhr sie gleich darauf entsetzt fort, „was ist Dir geschehen? Du trägst ja den Arm in einer blutigen Binde? Und was ist mit dem Fremden da? Er blutet ja über und über?“

„Später, später will ich Euch erzählen,“ versetzte der Vater. „Gilt jetzt und macht gleich ein Lager zurecht und kocht auch schnell eine warme Suppe für den Verunglückten hier. Du aber, Heinel, hilf mir ihn vollends hinein führen.“

Mutter und Cordel thaten, wie ihnen der Vater geheißen. Mit einem tiefen Schmerzensseufzer sank der blutende Fremde auf das Lager nieder, und mit wahren Heißhunger verschlang er die ersten Löffel Suppe. Bald aber übermannte ihn die Müdigkeit. Er sank erschöpft um und schlief ein. M

Jetzt erst erzählte der Vater, daß dieser Fremde da ein berüchtigter Wilderer (Wilddieb) sei, der schon viel Unheil angerichtet habe. „Ich traf ihn vorgestern,“ fuhr der Vater fort, „auf einem schmalen Felsvorsprunge, woselbst er eben einem Gemsbocke auflauerte. Kaum wurde er meiner ansichtig, gab er auch schon Feuer auf mich. Zum Glück durchbohrte die

Kugel bloß das Fleisch meines Unterarmes. Ich eilte natürlich sofort auf ihn los. Er wollte fliehen. Dabei aber glitt er aus und kugelte, zu meinem Entsetzen, einen steilen Abhang hinunter, einem tiefen Abgrunde zu. Einen Schrei hörte ich noch von ihm, dann aber war es still und ich sah keine Spur mehr von ihm. — Was sollte ich nun thun? Mit Gewißheit konnte ich doch nicht annehmen, daß er wirklich tot sei, obgleich die größte Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden war. Sollte ich ihn seinem Schicksale überlassen und jämmerlich umkommen lassen? Das konnte und das durfte ich nicht. Ich machte mich daher sofort auf den Weg, einen Zugang zu dem Abgrunde zu entdecken. Erst mit Eintritt der Dämmerstunde gelang mir das. Bald war der Unglückliche aufgefunden. Er saß an einem kleinen Bache und kühlte sich mit dem frischen Wasser die vielen blutenden Wunden. Gebrochen hatte er nichts, doch vermochte er vor Schmerzen kaum aufzustehen. Als er mich erblickte, fuhr er vor Schreck zusammen, denn er mochte denken, jetzt habe sein letztes Stündlein geschlagen. Wie aber erheiterte sich plötzlich sein Gesicht, als ich ihn teilnehmend ansprach und sein Wort von unserem Zusammentreffen dort oben erwähnte. «Wäre es wirklich möglich,» sagte er, indem er meine Hand streichelte, «daß Du mich aufgesucht hättest, um mich zu retten?»

„Teils, weil es bereits dunkel geworden, teils, weil der Verunglückte zu sehr erschöpft war, mußten wir die Nacht in dem Abgrunde zubringen. Zum Unglück hatte weder ich noch er einen Bissen zu beißen. Auch fröstelte ihn und mich. Es war eine schlimme Nacht. Den anderen Morgen machte ich mich mit ihm auf. Unser Marsch ging äußerst mühsam und langsam. Ich mußte den Armen mehr schleppen, als führen. Bei jedem Schritte seufzte er vor Schmerz. Wie Ihr aber seht, habe ich ihn doch mit Gottes Hilfe glücklich bis hierher gebracht. Und nun laßt uns alles thun, seine Wunden zu heilen und ihn wieder herzustellen.“

„Und dann, Vater?“ fragte die Mutter.

„Dann könnte ich ihn dem Gericht ausliefern,“ erwiderte der Vater; „aber ich werde ihn laufen lassen. Ich glaube, er wird jetzt von der Wilderei gründlich kuriert sein.“

Des Gemsjägers Schußwunde war nicht gefährlich und heilte bald wieder. Der Wilderer dagegen brachte lange zu, ehe er wieder ganz geheilt war und in aller Stille in seine Heimat zurückkehren konnte. Beschämt

und innig gerührt dankte er beim Abschiede für die Großmut des Gemsjägers und für die Wohlthaten, die er in seinem Hause empfangen.

Von dieser Zeit an wurde er ein braver, arbeitssamer Mensch, dem es nie mehr in den Sinn kam, mit dem Stutzen auf die Wilderei zu gehen.

Eine Familie aus Israel.

„Weißt Du es denn schon, Sigismund? Weißt Du es schon?“ redete Anton seinen Schulkameraden, der eben des Weges daher kam, an.

„Was soll ich denn wissen? Was ist denn passiert?“ fragte Sigismund.

„Nun, daß wir eine Judenfamilie ins Dorf bekommen,“ versetzte Anton, wie mit etwas scheuem Tone.

„Was Du sagst, Anton! Eine Judenfamilie? Das wird gut werden! Da können sich die Leute nur in acht nehmen, daß sie nicht an allen Ecken betrogen werden, denn ich habe gehört, daß die Juden ganz abscheuliche Menschen wären und nur auf Lug und Trug ausgingen.“

„Ganz dasselbe habe ich auch schon gehört und sogar gelesen,“ erwiderte Anton. „Ich bin nur begierig, wie ein solcher Jude aussieht. Ich habe im ganzen Leben noch keinen gesehen.“

„Aber wie kommt denn diese Judenfamilie in unser Dorf?“ fragte Sigismund. „Und in welches Haus zieht sie denn? Doch nicht etwa in unsere Nachbarschaft?“

„Nein,“ gab Anton zum Bescheid, „und das ist gut. Sie zieht in das neue Haus neben der unteren Mühle. Das Haus hat der alte Jude neulich gekauft. So erzählte mir mein Vater.“

„Ob denn dann die Judenfinder auch mit in unsere Schule gehen werden?“ sagte Sigismund. „Da bin ich doch begierig, was das für ein Gesellschaftchen sein wird. Das weiß ich, mit diesen Judenfindern gebe ich mich nicht ab.“

„Und ich gewiß auch nicht, Sigismund,“ beteuerte Anton. „Es wäre ja eine Schande, wenn man mit einem Judenjungen umginge.“

In dieser verwerflichen und thörichten Weise unterhielten sich die beiden etwa zwölfjährigen Dorfskaben noch lange. Dabei fiel einem um

den anderen ein, was er schon für böse Dinge von den Juden gehört habe. Das aller schlimmste sei aber doch das, daß die Juden damals den Herrn Christus gekreuzigt hätten. Und deshalb geschehe ihnen schon ganz recht, daß sie von aller Welt verachtet würden.

Nach acht Tagen war das außerordentliche Ereignis geschehen. Es war eine Judenfamilie ins Dorf gezogen. Sie bestand aus einem alten, eisgrauen Großvater, dessen Sohn und Frau, nebst zwei Kindern, einem Knaben von zehn und einem Mädchen von acht Jahren. Mehrere Tage lang wurde im ganzen Dorfe von niemand weiter gesprochen, als von den Einwanderern. Einige schimpften sogar, daß man solches „Judenpack“, wie sie dieselben nannten, ins Dorf hereingelassen habe. Andere meinten, nun könne man nur immer die Thüren und die Taschen zuhalten. Und noch andere sagten sogar, es solle diesem betrügerischen Volke kein Mensch ein Brot, ein Stückchen Butter, oder eine Kanne Milch ablassen.

Wer in diesen Tagen an dem „Judenhause“, wie man jenes Haus neben der unteren Mühle zu nennen pflegte, vorüberging, guckte neugierig in die Fenster hinein, oder blieb wohl gar einige Minuten davor stehen. Als sich nun vollends der alte Jude mit seinem langen eisgrauen Barte und in seinem bis auf die Füße reichenden Rocke auf der Straße zeigte, steckten die Leute die Köpfe zu den Fenstern heraus, als ob der Alte ein ganz anderes Geschöpf wäre, als ein Mensch.

Einige Tage später saß der Judenknaabe, der den Namen Jakob führte, des Morgens mit auf den Schulbänken. Aber das Staunen und das Begaffen von seiten der anderen Kinder! Und doch sah Jakob gerade so aus, wie jeder andere Knabe des Dorfes, nur daß er etwas gerötete Augen hatte. Der arme Knabe kam in die größte Verlegenheit, als er bemerkte, daß er von allen Seiten begafft wurde und daß sich die Kinder scheuten, sich ganz in seine Nähe zu setzen. Er tröstete sich indes damit, daß das schon bald anders werden würde.

Jetzt begann der Unterricht, und schon diesen ersten Tag zeigte Jakob, daß er bereits gute Kenntnisse mitbrachte und daß er überhaupt ein guter, offener Kopf war.

Als die Schule aus war, hätte sich Jakob gern auf dem Heimwege an andere Kinder angeschlossen, aber sie mieden ihn absichtlich. Sigismund und Anton hatten schon ihre Kameraden aufgehetzt, daß sie ja mit dem Judenjungen nicht gehen sollten.

Nicht besser erging es der Sarah, dem Töchterchen der jüdischen Familie. Auch sie wurde von ihren Schülerinnen mit schüchternen und mißtrauischen Augen angesehen. Kein einziges kleines Mädchen gab sich mit ihr ab. Ja, die kleinen Mädchen fürchteten sich fast vor dem Judenkinde. Und doch war auch die kleine Sarah ein Mädchen, wie alle anderen, mit schwarzen Locken und einem munteren, freundlichen Gesichtchen.

Da trug es sich eines Tages zu, daß ein kleines, ganz blutarmes Mädchen seine Schiefertafel unterwegs zerbrochen hatte. Schluchzend trat das arme Kind in die Schule und klagte besonders darüber, daß es nun gewiß harte Strafe zu Hause bekommen werde, denn sein Vater sei sehr streng. Das arme Kind dauerte die Sarah. Sie ging hin zu ihm und sagte, es solle nur still sein, sie wolle ihm ihre Schiefertafel geben, sie hätte noch eine zu Hause. Über diese Handlungsweise war die ganze Klasse ganz überrascht. So etwas hatten die Kinder von dem Judenmädchen nicht erwartet.

Eines Tages erzählten die Kinder untereinander, daß eine ihrer Mitschülerinnen, die kleine Gustel Schwenke unten im Armenhause, sehr, sehr krank sei. Das hörte Sarah. Und was that sie? Noch denselben Tag trug sie der Kranken ein Gläschen Himbeersaft, einiges weißes Gebäck und andere Erquickungen hin. Jeden Tag besuchte sie die franke Mitschülerin, und nie kam sie mit leeren Händen. Dieses Mitleid erregte neue Verwunderung, und schon fingen die Kinder an, die kleine Sarah mit etwas anderen Augen anzusehen.

Auch in Bezug auf den Jakob wurden die Knaben bald anderen Sinnes. Er hatte, wie schon erzählt, einen sehr schlimmen Stand. Man schimpfte ihn. Manche rohe Jungen verspotteten ihn gar. An der kleinsten Unordnung in der Klasse sollte er allemal schuld sein. War irgend einem ein Schiefer- oder ein Bleistift abhanden gekommen, hieß es allemal: „Den hat der Judenjunge!“

Jakob indes ließ alles geduldig über sich ergehen. Er schalt nicht wieder, wenn er gescholten wurde. Er klagte die üble Behandlung nicht einmal dem Lehrer. Dieser aber hörte eines Tages mit eigenen Ohren, wie Sigismund und Anton dem Jakob alle erdenklichen Spottnamen anhängen. Darüber ward der Lehrer sehr unwillig und nahm sofort das große, schwarze Lineal aus seinem Pulte, um die ungezogenen Buben tüchtig zu züchtigen. Die beiden Knaben zitterten vor Angst, denn sie kannten das

schwarze Ding und wußten bereits, wie es that. Da aber stand Jakob plötzlich von seinem Plaze auf, eilte hin zum Lehrer und bat inständig, er möge doch dem Sigismund und dem Anton die Strafe erlassen. Sie hätten es doch am Ende nicht so böse gemeint.

Eine solche That hatten die beiden Sünder von dem Judenknaben nicht erwartet. Sie standen und staunten, richteten aber auch zugleich erwartungsvolle Blicke auf den Lehrer, was dieser thun werde. Und siehe da, er ließ das schon erhobene Strasschwert wieder sinken. Mit eindringlichem Tone aber sagte er zu den beiden Begnadigten: „Schämt Euch zehnmal tief in Euer Herz hinein vor dem braven Jakob, Ihr beiden Christenkinder!“

Von dieser Stunde an wurden Sigismund und Anton dem Judenknaben gewogen und fingen an, sich mit ihm abzugeben und auch mit ihm nach Hause zu gehen.

Einige Wochen später sagte Sigismund zu Anton: „Du, Anton, wir haben doch dem Jakob unrecht gethan. Es ist wirklich ein ganz guter Junge. Er ist so freundlich und so gefällig. Wo er einem eine Freude machen kann, da thut er es.“

„Ich habe es schon längst eingesehen, daß wir gefehlt haben,“ erwiderte Anton. „Aber ich habe mich immer geschämt, es zu gestehen. Ich habe noch nicht das mindeste gesehen, daß der Jakob einen von uns einmal belogen oder gar betrogen hätte. Jede Stecknadel, die er findet, bietet er aus. Gestern hatte er auf der Straße einen Groschen gefunden, und heute früh brachte er ihn dem Lehrer mit und sagte, er möchte so gut sein und umfragen, ob ihn ein Kind verloren habe, und melde sich niemand, solle er den Groschen einem armen Kinde schenken. Und heute vormittag erst — denke Dir, Sigismund — schenkte er dem armen Heinrich unten aus der Waldhütte sein ganzes fettes Frühstücksbrot, weil der arme Junge erzählte, daß er heute früh noch nichts gegessen habe. Sein Vater habe kein Geld zu Brot gehabt.“

„Und weißt Du auch, Anton,“ nahm Sigismund wieder das Wort, „wer neulich, als in der Schule für die Abgebrannten im Nachbardorfe gesammelt wurde, am meisten gegeben hat? Der Jakob! Er hat einen ganzen Gulden mitgebracht. Aber er hat dem Lehrer dieses große Geldstück in aller Stille gegeben.“

So erzählten sich Sigismund und Anton und beschloßen endlich, den

braven Jakob um Verzeihung zu bitten, daß sie ihn früher oft gekränkt hätten, und ihn zu ihrem Freunde zu machen.

Beides geschah. Nun aber zeigte der Judenknaabe erst recht, was für ein liebereiches, gutes Herz er in sich trug. Bald aber waren nicht bloß jene beiden seine Freunde, sondern alle Kinder im Dorfe gewannen ihn von Herzen lieb. Und kamen sie irgendwo zum Spiele zusammen, war es ihnen, als ob etwas fehle, wenn sich der Jakob nicht auch mit eingestellt hatte. Ganz dieselbe Freundschaft und Liebe genoß auch die kleine Sarah endlich unter den Mädchen des Dorfes.

Nun, und die Eltern der Judenfinder? Auch sie gelangten in kurzer Zeit zu Ansehen und Achtung. Sie zeigten sich arbeitsam, sparsam, verträglich und in hohem Grade mitleidig. Von ihrer Thür ging kein Armer ohne eine Gabe fort. Bei ihnen fand mancher Bedrängte Unterstützung und Hilfe. Und wie viel Gutes thaten sie in aller Stille, so daß gar kein Mensch etwas davon erfuhr.

Nach einiger Zeit legte Salomon, so hieß Jakobs Vater, eine Cigarrenfabrik im Dorfe an, in der er nach und nach gegen hundert Leute aus dem Dorfe und aus der Umgegend beschäftigte. Er knauserte nie mit dem Lohne, und so fanden die Leute bei ihm ein gutes Brot und Schutz vor Not und Elend. Bei alledem hielt Salomon streng darauf, daß seine Arbeiter, zu denen viele Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen gehörten, ein anständiges Leben führten, fleißig in ihre Kirche gingen und in ihren Sonntagsbelustigungen nie sich roh und wild gebärdeten. Auch richtete Salomon eine Sparkasse ein. Jeder seiner Arbeiter mußte von seinem Wochenlohne einen gewissen Betrag zurücklegen. Wer das nicht wollte, fand keine Arbeit in der Fabrik.

Auf diese Weise wurde die einst verachtete und verspottete Judenfamilie zur Wohlthäterin des Ortes. Mit Dank und Liebe blickte man jetzt zu ihrem Wohnsitze auf. Wo sich der alte oder der junge Salomon sehen ließen, zog man die Mütze tief vor ihnen ab. Man segnete den Tag, an welchem diese Judenfamilie ins Dorf gezogen war. Als nach einigen Jahren der alte Salomon starb, wurde er mit einer Feierlichkeit begraben, wie das Dorf noch nie gesehen hatte. An keinem Christengrabe hatte man je so viel Thränen des Dankes fließen sehen, als an dem Grabe des alten Juden Salomon.

Sabina.

Der reiche Kaufmann Steinlauer war mit seiner ganzen Familie aufs Land gezogen. Hier sollten seine Kinder ganz der Natur leben. Sie mußten sogar, um sich abzuhärten, barfuß gehen. Er hatte auch die alte Kinderfrau, Sabina, mitgenommen, damit die drei Kinder, welche zuweilen etwas wild waren, nie ohne Aufsicht wären.

Sabina war gottesfürchtig und streng und ließ den Kindern auch nicht den geringsten Fehler durch. Als sie eines Nachmittags mit den Kindern durch das Dorf ging, um in die freien Felder zu gelangen, kam ein altes Väterchen des Weges daher. Es mußte wohl schon nahe an die Achtzig sein. Seine Hand, die sich auf einen Krückenstock stützte, zitterte. Seine Füße schlürften unsicher und in ganz kleinen Schritten auf der Erde hin. Sein eisgraues Haupt hing gebeugt herab und schüttelte unaufhörlich, wie man das zuweilen an ganz alten Leuten sieht. Sein Gesicht erschien hager und lag in welken Falten.

Als Magnus, der älteste Knabe, die mitleiderregende Gestalt erblickte, stieß er seine Schwester Cäcilie heimlich, fing an zu lachen und ahmte den Gang und das Kopfschütteln des Alten nach. Auch Cäcilie konnte sich eines spöttischen Lächelns nicht enthalten.

Die alte Sabina bemerkte den frevelhaften Übermut der Kinder recht wohl. Aber sie sagte kein Wort. Es war ihr nur recht lieb, daß der kleine Dswin nichts davon gesehen hatte.

Von diesem Augenblicke an aber ward Sabina sehr ernst und kleinlaut. Nur wenn die Kinder sie fragten, ließ sie einige Worte vernehmen. In dieser Stimmung blieb sie auch während des ganzen Spazierganges.

Endlich war es Zeit zur Umkehr. Cäcilie hatte einen Kranz von Feldblumen gewunden, in welchem sich die blauen Kornblumen neben den wilden Rosen recht freundlich ausnahmen.

„Aber Sabina,“ begann endlich Cäcilie, als sie wieder nahe an das Dorf kamen, „Du bist ja heute recht kleinlaut und erzählst uns gar nichts? Fehlt Dir etwas?“

„Es fehlt mir nichts,“ erwiderte die Alte, „aber ich habe etwas auf dem Herzen, was mich so ernst und traurig macht.“

Die Kinder stuzten ein wenig und sahen sie fragend an. „Kannst Du uns das nicht sagen?“ versetzte Magnus.

„Ja, ich kann es Euch sagen und ich muß es Euch sogar sagen,“ gab Sabina zur Antwort. „Hier ist gerade ein hübsches Plätzchen zum Sitzen für uns. Kommt, setzt Euch mit mir nieder.“

Die Alte nahm auf einem Steine an einem hölzernen Gartenzaune Platz. Magnus setzte sich zu ihren Füßen, Cäcilie ihr gegenüber auf den Rasen. Nur der kleine Oswin ließ sich nicht ordentlich nieder. Er schäkerte mit dem Spize.

„Cäcilie,“ begann hierauf Sabina in feierlichem Tone, „Du trägst einen Kranz in Deiner Hand. Die Blumen darin sind frisch und schön. Wie lange meinst Du, daß sie anmutig bleiben werden?“

„O, die werden sehr bald verwelken,“ erwiderte Cäcilie. „Vielleicht fallen schon morgen ihre Blätter aus.“

„Magnus,“ wendete sich hierauf Sabina an den älteren Knaben, der seinen Arm auf ihr Knie gelegt hatte, „Du siehst dort drüben am nächsten Bauerngute einen großen, kräftigen Lindenbaum. Seine Krone strotzt im frischen, saftigen Grün der Blätter. Wie wird es mit ihm werden, wenn der Herbst kommt?“

„Dann werden seine Blätter gelb und dürr und fallen herunter,“ gab Magnus zur Antwort.

„Ihr habt recht geantwortet, Kinder,“ sagte hierauf die Alte. „Nun aber wißt, gerade so geht es mit dem Menschen. Er blüht auf, wie eine Blume des Feldes, und strotzt einmal in Jugendfülle wie der Lindenbaum im üppigen Grün. Aber Jugend und Schönheit vergehen. Ach, sie vergehen gar schnell. Die rosigten Wangen verbleichen einmal und legen sich in blasse Falten. Die weißen Perlenzähne verschwinden einer nach dem anderen. Das Haar ergraut. Die Glieder welken. Die Hände beginnen zu zittern. Das Haupt beugt sich allmählich zur Erde. Das thut das Alter. Das ist das Gesetz der Natur. Das ist der Wille des allweisen Schöpfers.“

„Auch Ihr werdet einmal alt werden. Auch Euch wird der Herbst des Lebens nahen. Wie würde es Euch dann wohl zu Mute sein, wenn

Euch, die Ihr gebeugt und schwach einherschleicht, die Kinder verlachten und verspotteten?“

Magnus und Cäcilie schwiegen und schlugen tiefbeschämt die Augen nieder. Sie erinnerten sich, was sie heute gethan. Sie wußten, worauf Sabina hinzielte.

„Ihr schweigt und schlägt beschämt die Augen nieder,“ fuhr Sabina nach einer kleinen Pause fort. „Diese Antwort beweist mir, daß Ihr mich verstanden habt. Und ich bin überzeugt, daß Ihr Euch diese Versündigung nie wieder werdet zu schulden kommen lassen. Nichts ist empörender zu sehen, als das, wenn die Jugend das Alter verachtet und verspottet. Vergesset daher nie mehr das Wort der Bibel: »Verachtet das Alter nicht, denn Ihr gedenket auch einst alt zu werden.«

Das Gute bricht sich Bahn.

In dem Dorfe Lindenweiler stand dicht neben der Kirche das Schulhaus. Es war alt und hatte deshalb ein altertümliches, aber dennoch freundliches Ansehen. An der Sonnenseite kletterten frische, saftige Weinreben an den Wänden empor und umrahmten mit ihren dunkelgrünen Guirlanden die hölzernen Fensterstöcke. Über der Hausthür spannte sogar ein großer Zapfenbirnbaum seine Äste breit an dem Gemäuer hin und bedeckte zum Theil die Fenster, sodaß im Herbst die goldenen Früchte, sozusagen, zum Fenster hineinwuchsen. An der einen Ecke des ländlichen Schulhauses standen zwei uralte Nußbäume, wie zwei greise Brüder, dicht nebeneinander, sie spendeten im Sommer wohlthuenden Schatten und für den Winter prächtige Nüsse an den Christbaum.

Der Lehrer, der in dem Schulhause wohnte, war ein schon bejahrter Mann, aber noch rüstig und strebsam. Er studierte viel in den Büchern, und was er daraus lernte, wendete er für seine Schule an.

Eines Tages las er in einem Buche, daß man in den großen Städten „Spieleschulen“ eingerichtet habe, in welchen Knaben und Mädchen im Alter von drei bis fünf Jahren alle Tage ein paar Stündchen auf eine

nützliche Weise beschäftigt würden. Vor allen Dingen spiele und singe man mit den Kleinen und leite sie zu leichten Handarbeiten, wie Flechten, Stäbchen legen, Figuren stechen und dergleichen an.

„Halt,“ dachte da der alte Lehrer, Namens Wöllner, „ob sich denn eine solche Spielschule nicht auch in Lindenthal einrichten ließe? Kleine Kinder giebt's genug hier, und die meisten von ihnen laufen den ganzen Tag ohne Aufsicht umher, vertreiben sich mit den Gänsen, Hühnern und Ferkeln die Zeit und verwildern auf diese Weise, noch ehe ich sie in die Schule bekomme. Welchen Segen würde es für das ganze Dorf haben, wenn schon diese Kleinen ein wenig in die Zucht genommen würden. Aber“ — fiel ihm jetzt ein — „wer sollte denn die Lehrerin von dem kleinen Volke sein? Ich selbst kann mich nicht mit ihm befassen, da ich von früh bis abends mit der Schule beschäftigt bin. Aber meine älteste Tochter, die zwanzigjährige Luise, — ja, die paßt dazu. Geduld und Liebe besitzt sie, dazu auch einen offenen Kopf. Wenn ich ihr nur die nötige Anweisung gebe, wird sie sich bald in die Sache finden. Will aber auch gleich mit der Luise darüber sprechen.“

Er rief seine Tochter und teilte ihr seinen Plan mit.

Luise war gern damit einverstanden und bat nur ihren Vater, er möge ihr Bücher verschaffen, aus denen sie lernen könne, wie man solche kleine Kinder zu unterrichten habe.

Ein Vierteljahr später war die Kleinkinderschule im vollen Gange.

Wenn es nachmittags zwei Uhr schlug, kamen die kleinen Hänschen, Gottfriedchen, Töffelchen, Ehregottchen, Hannchen, Lorchchen und Riefchen lustig zum Schulthore herein gewackelt. Manche Mutter brachte ihr Christliebchen oder ihr Lottchen wohl auch selbst geführt. Und — was die Hauptsache war — die Kinderchen kamen gern und konnten zu Hause kaum die Zeit erwarten, bis die Uhr zur Spielschule rief.

„Muhme Lise“ — so nannten die Kinderchen des Lehrers Tochter — verstand es aber auch, mit den Kleinen umzugehen und sich ihre Liebe zu erwerben. Was Muhme Lise gesagt hatte, galt bei ihnen mehr, als was daheim die Mutter sagte.

War die Witterung nicht günstig, versammelte Luise die Kleinen in einer geräumigen Stube, worin niedere Bänke standen, auf denen jene im Kreise umher saßen. Da wurden denn nun Geschichten erzählt, kurze Verschen und leichte Liedchen gelernt, Spiele gespielt, Turnübungen ausgeführt,

Stäbchen gelegt, Perlen gefädelt, bunte Papierstreifen geflochten und dergleichen. War das Wetter warm und gut, ging Luise mit ihren Vili-putern in den Garten vor dem Schulhause und spielte mit ihnen solche Spiele, die sich in der Stube nicht gut ausführen ließen. Aber es gab kein Spiel darunter, wozu nicht auch gesungen worden wäre. Das sah denn nun ganz allerliebste aus, wenn sich die kleinen kurzbeinigen Bübchen und die munteren dickbäckigen Mädchen im Kreise drehten oder Blindkuh oder Haschekater spielten. Bei allen Spielen und Scherzen hielt Fräulein Luise besonders darauf, daß die Kinder stets reinlich und nett erschienen, recht deutlich sprechen und sich anständig betragen lernten.

Niemand freute sich mehr über das fröhliche Gedeihen dieser Kleinkinderschule, als Luisens Vater, der alte Lehrer. War seine Schule geschlossen, zündete er sich in der Regel seine lange Pfeife an, und dann stand er oft lange an der Thür und sah dem lustigen Leben und Weben der kleinen Gesellschaft zu. Aber nicht bloß er und seine Tochter freuten sich über das gute Werk, das sie geschaffen, sondern das ganze Dorf hatte sein stilles Wohlgefallen daran, denn alle Leute sahen ein, wie außerordentlich nützlich ihren Kleinen dieser Aufenthalt in der Spielschule sei.

Anfangs hatte der alte Wöllner freilich viel, viel Mühe und Verdruß gehabt, ehe er die Bauern in Lindenweiler dazu brachte, ihre Hänschen und Gretchen in die Spielschule zu schicken. Der eine Bauer sagte: „Dummes Zeug da, eine Spielschule! Mein Gottlob lernt noch genug, wenn er mit sechs Jahren in die Schule kommt!“ — Ein anderer sagte: „Hm! Schon wieder was Neues! Das Neue taugt nichts. Mein Großvater ist auch in keine Spielschule gegangen und ist doch ein reicher Bauer geworden!“ — Ein dritter spottete sogar und sagte: „Was nur der Herr Schulmeister noch alles einführen wird! Am Ende sollen wir gar noch die Bischekinder zu ihm in die Schule bringen.“

Herr Wöllner aber ließ sich durch solche unverständige Rede nicht abschrecken. Als dann endlich die Leute sahen, welchen Segen die neue Einrichtung für ihre Kleinen hatte, wollten alle ihre Kinder in die Spielschule schicken. Dabei hatte der alte Lehrer abermals mancherlei Verdruß, denn er konnte die Kinderchen nicht alle aufnehmen, da nicht genug Raum im Schulhause war.

Das Hungerschloß.

Am Ende eines Gebirgsdorfes stand eine kleine Hütte. Die Leute nannten sie das Hungerschloß. Denn das wußten alle, daß, wer in diese elende Hütte zog, nicht mehr viel zu beißen haben könne. Und doch stand sie nie leer. Einmal wohnten sogar zwei arme Familien darin. Jede hatte noch dazu ein Häuflein Kinder. Der Vater der einen Familie war Bergmann und der der anderen Kohlenbrenner. Beide verdienten äußerst wenig. Brot und Kartoffeln und wieder Brot und Kartoffeln waren das Frühstück, die Mittagsmahlzeit und auch das Abendessen. Fleisch kam das ganze Jahr nicht auf den Tisch. Die armen Kinder liefen halb nackt umher. Die wenigen Kleidungsstücke, die sie noch besaßen, waren Lumpen.

Besonders kläglich sah es während des Winters in dem Hungerschlosse aus, wenn der Schneesturm durch die Wandspalten pfiß und die Fensterscheiben fingerdick mit Eis belegt waren. Da gab es freilich oft Thränen in den Kinderaugen, denn nicht bloß der Hunger, nein auch die Kälte thut weh.

Am standhaftesten ertrug David, des Bergmanns zehnjähriger Sohn, all die Leiden der Armut. Er weinte nie, wenn er auch vor Frost mit den Zähnen klapperte. „Ich bin der größte unter den Kindern allen,“ dachte er, „und wenn ich weine, da würden die Kleinen noch viel mehr weinen.“ David tröstete sogar zuweilen die anderen Kinder, wenn sie sich vor der Nachtkälte fürchteten. Manchmal machte er wohl gar einen Spaß, um ihre Thränen durch Lachen zu vertreiben.

Am teilnehmendsten zeigte sich David gegen das sechsjährige Hännchen, eine Tochter des Kohlenbrenners. Das Kind sah blaß aus. Seine Wangen waren abgezehrt. Es war krank. Ein Arzt konnte ihm nicht zu Hilfe gerufen werden. Kräftige Speisen konnte es auch nicht bekommen. Da war es denn kein Wunder, daß das arme Kind immer elender wurde. Wo nun David dem Hännchen eine Freude machen konnte, that er es. Brachte er im Sommer Beeren aus dem Walde, Hännchen bekam die meisten und größten davon. Erhielt er im Dorfe einmal einen Apfel

oder eine Birne geschenkt, Hannchen mußte ein Stück davon haben. Hatte er sich einmal einen Dreier verdient, brachte er seiner kleinen Freundin wohl gar für einen Pfennig Semmel oder einen Zwieback mit nach Hause. „Hier, mein gutes Hannchen,“ sagte er dann, „iß. Das ist einmal etwas anderes, als das harte Schwarzbrot. Du bist krank. Die Semmel wird Dir gesund sein.“

Ja, als Hannchen einmal drei Tage lang ihr Lager nicht verlassen konnte und weder aß noch trank, weinte David im stillen. Und was that er? Er nahm ein Töpfchen, ging damit, ohne jemand ein Wort davon zu sagen, zur nächsten Bauerfrau und bat unter Thränen: „Ach, schenkt mir doch ein Töpfchen Milch für Kohlenbrenners Hannchen! Das arme Mädchen ist sterbenskrank. Es hat schon drei Tage nichts gegessen und getrunken. Vielleicht trinkt es doch ein wenig warme Milch.“

Diese Gutherzigkeit des Knaben rührte die Bauerfrau. Sie gab ihm nicht nur ein Töpfchen Milch, sondern sagte auch: „Wenn die Milch dem kranken Kinde gut thut, so magst Du alle Tage wiederkommen und ihm ein Töpfchen voll holen.“

Das ganze Hungerschloß freute sich, als David mit der geschenkten Milch ankam. Niemand aber war glücklicher als Hannchens Mutter. „Du guter, guter David!“ sagte sie wiederholt, indem sie ihm die Backen streichelte.

Die Milch wurde sogleich erwärmt, und siehe da, sie schmeckte der Kranken ganz vortrefflich. Dankbar blickte Hannchen den David an und streckte ihm die welke Hand entgegen. Man sah es dem armen Mädchen deutlich an, wie es sich erquickt fühlte. Ein Glas gute Milch war ja noch nie über ihre Lippen gekommen.

Die Milch wirkte wie eine heilsame Arznei auf das kranke Mädchen. Von Stund an fühlte es sich wohler. Schon nach wenig Tagen konnte es sein Lager wieder verlassen.

Als jene Bauerfrau, die ein mitleidiges Herz besaß, erfuhr, daß ihre Milch solche wunderschnelle Hilfe leistete, freute auch sie sich und wurde von einem gewissen Stolze auf ihre Kühe erfüllt. „Na, so mag nur das arme Ding von nun an selbst zu mir kommen,“ sagte sie eines Tages zu David, „und sich satt trinken. Vielleicht kommt dadurch das Mädchel endlich einmal ordentlich wieder zu Kräften. Es hat mich schon lange gedauert.“

Die schöne, nahrhafte Milch that immer größere Wunder an dem Kinde. Schon nach einem Vierteljahre hatten sich seine Backen gefüllt, und die reine, frische Luft hatte ein blühendes Rot daran gehaucht. Hannchen war jetzt, wie man zu sagen pflegt, munter, wie ein Fisch im Wasser. Obgleich Hannchen noch klein war, wußte sie doch recht wohl, daß sie ihre Gesundheit eigentlich dem David zu verdanken habe. Hatte sie ihn nun schon zeither sehr lieb gehabt, so liebte sie ihn jetzt wie ihren eigenen Bruder. Wo sie ihm einen Gefallen erzeigen konnte, that sie es. Oft saß sie und sann, wie sie ihm wohl eine Freude machen könne. In der Regel aber vermochte sie ihm nichts weiter zu bieten, als ein Blumensträußchen. So lebten David und Hannchen in herzlicher Freundschaft, aber in tiefer Armut mit ihren Geschwistern dahin.

Als David zwölf Jahre alt war, kam er zu einem Bauer in einem fernen Dorfe als Kuhhirte. Wohl ging es seinen Eltern und Geschwistern zu Herzen, als er Abschied nahm. Niemand von den Seinigen aber weinte. Nur Hannchen konnte sich der Thränen nicht enthalten. Sie stand an den alten Ofen gelehnt und bedeckte beide Augen mit ihrer grauen Schürze. Am liebsten hätte sie es gesehen, wenn ihr David gar keine Hand gegeben hätte. Sie mochte gar nicht Abschied nehmen.

David wurde ein kreuzbraver Bursche, auf den sich sein Brotherr in allen Stücken verlassen konnte. Nach wenig Jahren überkam er die Pferde und bewies sich nun auch als ein treuer und geschickter Knecht.

Als einen solchen lernte ihn ein reicher Baron kennen. Und dieser that es nicht anders, David, der übrigens ein kräftiger und schmucker Bursche geworden war, mußte sein Leibkutscher werden. David kam nun freilich einige zwanzig Meilen weit ins Land hinein, aber er hatte es bei seinem neuen Herrn sehr gut, bekam sehr guten Lohn und konnte sich alle Jahre ein recht ansehnliches Sümmechen sparen.

Als sein Herr bemerkte, daß er sparte, bekam er einen noch viel besseren Stand und auch noch mehr Lohn.

Nachdem David eine Reihe von Jahren Leibkutscher gewesen war, beschloß er, sich ein Häuschen und etwas Geld zu kaufen und selbst einen kleinen Hausstand zu gründen. Am liebsten wollte er sich in seinem Vaterdorfe ankaufen. Er reiste deshalb in dasselbe zurück.

Sein Vater und seine Mutter waren gestorben. Seine Geschwister hatten unter den Bauern ein Unterkommen gefunden. Von seiner ein-

stigen kleinen Freundin, dem Hännchen, hatte er seit geraumen Jahren nichts mehr gehört. Trotzdem aber hatte er sie nicht vergessen. „Wie mag's ihr ergehen?“ dachte er oft bei sich.

David kam in seinem Vaterdorfe an. Leider aber war da niemand ein Haus feil. Nur das Hungerschloß, sagte man ihm, sei zu verkaufen und noch dazu sehr billig, denn es könne kein Mensch mehr darin wohnen.

„Das Hungerschloß ist mein Vaterhaus,“ dachte David bei sich. „Vielleicht ist's gar ein Fingerzeig des Himmels, daß gerade kein anderes Häuschen zu haben ist, als dies. Ich kaufe es, breche es ab und baue ein neues an seine Stelle. Dazu kaufe ich mir noch etwas Feld in der Nähe, und dann sollen die Leute schon nicht mehr sagen können: Dort steht das Hungerschloß.“

Gesagt, gethan. Nach vier Wochen war das Hungerschloßchen verschwunden und nach kaum sechs Monaten stand ein nettes Dorfhaus mit einem kleinen Kuhstalle und einer Tenne an seiner Stelle. Bald nachher kaufte David einen Scheffel Feld dazu, und nun galt es, noch eine Kuh herbeizuschaffen. Da erfuhr er durch einen Fleischer, daß etwa drei Stunden von dem Orte, bei einem Bauer, eine sehr gute Kuh zu verkaufen stehe. Schon den nächsten Tag machte sich David auf den Weg, dieselbe zu besuchen und zu erhandeln.

Er trat in den Kuhstall ein. Eine Magd war eben darin mit dem Melken beschäftigt. Als diese den Fremden sah und sprechen hörte, stutzte sie und vergaß darüber das Melken. Sie stierte ihn einige Sekunden an. Dabei aber zuckte es in ihrem Gesicht, wie wenn eine innere Freude durchbrechen wolle. Endlich schien sie sich nicht mehr halten zu können. Sie sprang plötzlich auf, eilte auf den Fremden zu, faßte ihn bei der Hand und sagte: „Bist Du nicht der David aus dem Hungerschloße?“

„Und Du“ — versetzte dieser — „bist Du nicht das Hännchen aus dem Hungerschloße?“

„I nun freilich, David,“ erwiderte die Magd überglücklich. „Die bin ich.“

Die Freude des Wiedersehens nach vielen, vielen Jahren war groß. David hätte beinahe den ganzen Kuhhandel darüber vergessen. Derselbe wurde indes endlich noch abgeschlossen. David nahm die Kuh mit.

Ein Vierteljahr später diente die Magd nicht mehr bei jenem Bauer. Sie war Davids Frau geworden. David und Hannchen, wie dieser sie immer noch nannte, lebten ganz glücklich zusammen. Sie teilten treulich Freud und Leid und nährten sich redlich im Schweiße ihres Angesichts.

Bei Fleiß und Sparsamkeit kamen die beiden Leute bald zu einem gewissen Wohlstande. Nach etwa zehn Jahren kaufte David das Bauerngut, in welchem er einst für das franke Hannchen Milch gebettelt hatte, noch zu seinem Besitztume hinzu. Da er nun mehrere Knechte und Mägde brauchte, so rief er seine Geschwister aus den fremden Diensten zurück, damit sie in Lohn und Brot zu ihm treten sollten. Es war eine wahre Freude, in dieses Bauerngut einzutreten, die Ordnung und Reinlichkeit und die zufriedene und glückliche Familie darin zu sehen! Und wo bei Fleiß und Sparsamkeit ein zufriedener Sinn und Eintracht und Liebe wohnen, da kann der Segen des Himmels nicht fehlen.

Auf dem rechten Wege bleiben.

„S'ist alle! Rein alle! Ihr braucht keinen Faden mehr zu weben, Nachbar Klaus. Druckmann, unser Kaufherr, nimmt keinen Faden mehr an. Er lohnt alle seine Weber ab und uns auch. Ich komme eben von ihm her. Er behauptete, er könne nichts mehr an der Ware verdienen und er müsse schließlich noch betteln gehen, wenn er weiter fortarbeiten lasse. Aber — Nachbar Klaus, ein Paar neue Pferde und einen neuen Kutschwagen hat er sich vor etwa drei Tagen noch gekauft. Er ist ein Blutsauger! Ich weiß schon, was er beabsichtigt. Wir sollen kommen und ihm vor die Füße fallen und ihm anbieten, daß wir noch weniger Lohn haben wollen, als bisher. So will er's haben. Und dann hätten wir sofort wieder Arbeit.“

Mit dieser Nachricht kam Kuzner, der ebenfalls Leinweber war, zu seinem Nachbar Klaus, einem greisen Alten. Mutter Klaus, als sie diese Hiobspost hörte, stützte ihren Kopf sorgenschwer auf die Hand und weinte. Der Alte aber ließ das Schiffchen stille stehen, stieg aus dem Webstuhle

heraus und schritt auf Kuznern zu. „Ich habe mir's gedacht, daß das noch kommen wird,“ erwiderte Klaus. „Woche für Woche gab der Kaufherr weniger Lohn, so daß man kaum noch das trockene Brot verdiente. Und das war eben das Vorspiel zu seinem Schurkenstreiche. Ihm vor die Füße fallen? Nein, daß thue ich nicht und sollte ich morgen mit meiner Frau und meinen Enkeln betteln gehen müssen.“

„Aber mein Gott,“ weinte Mutter Klausen, „was soll nun da aus uns werden? Wir haben uns zeither so schon bloß von Kartoffeln ernähren müssen. Jetzt können wir auch diese nicht mehr kaufen! Ach, wenn doch nur wenigstens mein Sohn noch lebte, daß er für seine Kinder ordentlich sorgen könnte. Die armen Würmer jammern mich am meisten.“

„Nun, wißt Ihr was, Ihr Leute,“ nahm Kuzner wieder das Wort, „es ist noch nicht aller Tage Abend. Es giebt viele Millionen Menschen in der Welt, die keine Weber sind, und sie haben ihr gutes Brot. Und ich habe mir schon im stillen ein Plänchen zurecht gelegt. Wenn man auf redlichem Wege nicht mehr fortkommt, muß man sich einen anderen suchen.“

„Wie meinst Du das, Kuzner?“ fragte Klaus. „Und was hast Du vor?“

„Nachbar Klaus,“ begann Kuzner, indem er seine Hand auf die Schultern des Alten legte, „Ihr wißt, daß wir hier dicht an der Grenze von Böhmen wohnen, und Ihr wißt auch ganz wohl, daß das Pascherhandwerk seinen Mann recht gut nährt. Wie wäre es, wenn wir zusammen so ein kleines Paschergeschäft anfangen? hm?“

„Davor soll mich der liebe Herrgott bewahren,“ erwiderte der Alte, mit der Hand eine abwehrende Bewegung machend. „Ich soll in meinen alten Tagen noch vom Wege der Rechtschaffenheit abweichen und mir auf verbotenen Wegen mein Brot suchen? Dann lieber verhungern, als ein Betrüger werden!“

„Nun, wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen,“ entgegnete Kuzner.

„Nein, Freund Kuzner,“ versetzte Klaus wieder, „mit solchen Ratschlägen bleibe mir vom Halse. Aber Du hast mich auf einen anderen Gedanken gebracht. Es ist allerdings nicht nötig, daß man immer an der Scholle und am Handwerk kleben bleibt. Und das Sprichwort: «Schuster bleib bei Deinem Leisten», ist nur halb wahr. Es wird jetzt einige Stunden von hier eine neue Eisenbahn gebaut, und, wie ich gehört

habe, fehlt es an Erdarbeitern. Dort werde ich anfragen. Wenn mir das Karren auch sauer ankommen wird, es kann nichts helfen. Hat's doch der liebe Herrgott gleich von vornherein zu dem Menschen gesagt: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen.“

„Nun meinetwegen,“ sagte Kuzner hierauf etwas spitzig, „schindet Ihr Euch mit dem Karren herum. Ich werde mir auf leichtere Weise mein Brot verdienen. Ich pasche ein wenig, und wir werden bald sehen, wer der Klügste gewesen ist.“

Mit diesen Worten ging Kuzner zur Thür hinaus.

Schon den nächsten Tag ging der alte Klaus und fragte an, ob er bei dem Eisenbahnbau Arbeit bekommen könnte. Da es wirklich an Arbeitern fehlte, nahm man ihn, trotz seines Alters, an. Er leistete, was er konnte. Wenn andere standen und schwatzten und eine halbe Stunde lang ihre Tabakspfeifen anzündeten: Klaus arbeitete ruhig fort und sah sich, sozusagen, nicht um. Die meisten der anderen Arbeiter setzten aller Viertelstunden die Schnapspulle einmal an den Mund. Das kam bei Klaus den ganzen Tag nicht vor.

Dieses gewissenhafte Arbeiten und dieses brave Verhalten blieb nicht unbeachtet. „Vater Klaus,“ sagte eines Tages der Inspektor der Bauarbeiten, „ich sehe, das Karren wird Euch nicht leicht. Aber Ihr seid ein zuverlässiger Mann, und deshalb will ich Euch zum Aufseher über etwa fünfzig Arbeiter machen. Natürlich wird sich damit auch Euer Lohn erhöhen.“

Klaus war sehr erfreut und nahm dankbarst die neue Stellung an. Jetzt schon verdiente er fast doppelt soviel, als einst als Weber.

Als die Bahn fertig und fahrbar war, lohnte man ihn nicht ab, sondern gab ihm eine Aufseherstelle in einem Bahnhofe. Hier hatte er sein gutes Brot und konnte mit Frau, Tochter und Enkeln ohne Sorgen leben.

Eines Tages stand er auch im Bahnhofe und sah, wie ein Personenzug langsam dahengerollt kam. „I, grüß Dich Gott, Kuzner,“ rief da Klaus plötzlich, indem er, als der Zug stand, auf einen Wagen zueilte.

„Grüß Gott, Klaus,“ erwiderte der darin sitzende Kuzner, aber mit einer Stimme, die keineswegs eine Freude des Wiedersehens ausdrückte.

Als Klaus genauer in den Wagen hinein sah, bemerkte er zu seinem nicht geringen Schrecken, daß Kuzner gefesselt war und neben ihm ein Gerichtsdienner saß.

„Du hattest recht, Nachbar Klaus,“ sagte Kutner in reinigem Tone. „Ich habe Deiner Worte schon tausendmal gedacht. Mit mir ist's aus. Wir werden uns in diesem Leben nicht wiedersehen.“

Klaus, welcher seit geraumer Zeit nichts mehr von Kutner gehört hatte, erkundigte sich jetzt nach seinem Schicksal und erfuhr, daß Kutner eines Tages beim Paschen ertappt worden sei. Er aber hatte sich gewehrt und mit einem Messer einen Grenzaufseher schwer verwundet. Dafür sei er nun zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden und eben jetzt auf dem Wege, seine Strafe anzutreten.

„Ja,“ sagte der Alte für sich, „das alte Sprichwort bleibt doch wahr: Ehrlich währt am längsten.“

Hoch oben.

„Aber, Mama, wir sind doch recht schlimm daran, daß wir gar so hoch oben wohnen. Die Kinder, die unten im Städtchen, in den gewöhnlichen Häusern wohnen, haben es doch viel tausendmal besser als wir. Was giebt's dort unten nicht immer zu sehen! Bald kommt der Dampfswagen, bald kommt ein Dampfschiff an. Dann marschieren wieder einmal die Soldaten zum Thore hinaus. Auch ein Bärenführer ist neulich durch die Stadt gezogen. Das können wir alles nicht sehen. Und — denke nur — jetzt ist sogar ein Puppentheater unten im Goldenen Hirsch, das haben schon alle Kinder unten im Städtchen gesehen. Nur wir können's nicht sehen, weil wir da oben auf dem alten Kirchturme wohnen. So oft ich Dich bitte, mich doch einmal in das Theater gehen zu lassen, sagst Du allemal: »Nein, das kann ich Dir nicht erlauben, im Finsternen die vielen Treppen hinab und in noch späterer Abendstunde die vielen Treppen herauf zu steigen.« Ach, wie prächtig muß es doch in einem solchen Theater sein!“

So klagte Wilhelm, der zehnjährige Sohn einer Türmerfamilie, der Mutter seine Not. Die Mutter hörte alles ruhig mit an, sagte aber dann: „Lieber Junge, Du redest, wie Du es verstehst. Dein Vater und

ich sind froh, daß wir diese Türmerstelle bekommen haben. Es ist zwar ein mühsamer Posten, besonders weil immer eins von uns beiden eine Nacht um die andere wachen muß, aber wir haben doch auch unser Auskommen dabei. Und was nun das Theater betrifft, nach dem Du Dich gar so sehr sehnst, so höre, was ich Dir sage: Und wenn unten im Städtchen das schönste Theater der ganzen Welt aufgeschlagen wäre mit den größten Künstlern und der herrlichsten Musik, wir haben doch noch weit schönere Schauspiele hier oben, auf unserem Turme.“

„Du machst Spaß mit mir, Mama,“ erwiderte Wilhelm. „Meinst Du etwa mein kleines Theater mit den ausgeschnittenen Papierpuppen, das nicht größer ist, als unser kleiner Kohlenkasten?“

„Ich scherze nicht, lieber Wilhelm,“ entgegnete die Mutter. „Ich meine wirklich ein großes herrliches Theater, das wir alle Tage umsonst sehen können, ja, das gerade wir hier oben am allerbesten sehen können. Und eine Musik hört man dazu, daß einem das Herz im Leibe lacht.“

„Ich verstehe Dich nicht, Mama,“ versetzte Wilhelm kopfschüttelnd. „Ich weiß nicht, wovon Du redest. So lange ich hier oben bin, habe ich noch kein Theater gesehen, und ich gucke doch oft genug vom Geländer hinaus in die weite Welt.“

„Nun, Wilhelm,“ entgegnete die Mutter, „da Du es noch nicht gesehen hast, will ich Dir es morgen zeigen. Aber Du mußt recht zeitig mit mir aufstehen, denn das Schauspiel beginnt in aller Frühe.“

Wilhelm schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe. „Mama,“ wiederholte er, „ich verstehe Dich nicht. Aber aufstehen will ich, so früh Du willst. Wecke mich nur.“

Wilhelm grübelte den ganzen nächsten Abend, was nur die Mama wohl meinen möge. Er schlief sogar etwas unruhig, denn er war sehr gespannt, was sie ihm zeigen werde.

Es war den nächsten Morgen fünf Uhr, als die Mutter, ihr jüngstes Kind auf dem Arme und das kleine sechsjährige „Dorchen“ an der Hand, mit dem Wilhelm hinaustrat auf die Gallerie, die um den Turm herum führte. Das Thal zu ihren Füßen lag noch in tiefem Schatten. Man vermochte kaum die links und rechts aufsteigenden Felsenkegel, den fernen See und den breiten Strom, der sich zwischen den Bergen hinwälzte, zu erkennen. Auch das Städtchen war noch in ein ziemliches Dunkel gehüllt.

„Nun gieb genau acht, mein Sohn,“ sagte die Mutter, „bald wird

das Schauspiel seinen Anfang nehmen. Dort drüben hinter den Bergen beginnt es.“

Wilhelm sah stumm, aber höchst gespannt nach dem fernen Gebirge, das in schwarzen Gestalten am Himmel lag, hinüber. Über demselben schwamm eine langgestreckte Wolkenschicht, gleich einem riesigen Walfische. Da auf einmal legte sich ein leichtes Rot an den untersten Saum der Wolke. Dieses Rot aber wurde von Minute zu Minute heller und prunkender, bis bald darauf die ganze lange Wolkenschicht wie mit purpurner Glut übergossen schien.

„Gefällt Dir das, Wilhelm?“ fragte die Mutter.

„O, diese Wolke sieht prächtig aus!“ entgegnete dieser. „Und sieh nur, wie herrlich sie sich dort im See und unten im Flusse abspiegelt. Das ganze Wasser sieht aus wie Purpur.“

„Das ist erst der Anfang des Schauspiels,“ sagte die Mutter. „Nun gieb nur weiter acht.“

Es dauerte gar nicht lange, zeigte sich am Osthimmel ein goldgelber Lichtglanz, der die Kuppen der umliegenden Berge matt beleuchtete. Dieser Glanz aber wurde immer feuriger und feuriger, bis endlich einzelne Strahlen wie feurige Raketen daraus empor schossen.

„O wie schön!“ rief Wilhelm aus. „Siehst Du es, Mama?“

Nach wieder einigen Minuten trat ein feurig goldener Rand aus dem Strahlenkreise hervor, der mit einem Male die gegenüberliegenden Bergspitzen wie in Feuer tauchte. In demselben Augenblicke ertönte hinter Wilhelm die Morgenglocke, die sein Vater mit geübter Hand in Bewegung setzte. So hatte sie ihm noch nie geklungen, wie heute, wie jetzt. Es war ihm, als müsse er seine Hände falten und beten.

Als die Glocke ihren Morgensegen beendet und, anstatt des Amen, ihre dreimal drei Schläge gethan hatte, erschollen andere Lieder zu Wilhelms Ohren. Es waren die Lerchen, die sich aus dem Thale erhoben hatten und nun hoch über dem Turm ihre Frühpsalmen anstimmten.

„Wie herrlich doch die Lerchen singen!“ sagte Wilhelm.

„Siehst Du,“ entgegnete die Mutter, „das ist die Musik, von der ich Dir gesagt habe, daß sie viel, viel schöner sei als die im Theater.“

Unterdessen war die Sonne vollends aufgegangen und stieg nun majestätisch, wie eine strahlende Riesengoldkugel, über den Berg empor. Da flohen die Schatten aus dem Thale. Silberne Nebelgebilde stiegen,

Geistern gleich, aus demselben empor. Der ganze Osthimmel glich einem großen Feuermeere.

„Nun was meinst Du, Wilhelm,“ fragte jetzt die Mutter, „ist das nicht ein wundervolles Schauspiel? Ob wohl das schönste und größte Theater der Welt solche Bilder vorführen kann?“

„Jetzt verstehe ich Dich ganz, liebe Mama,“ erwiderte Wilhelm, fast gerührt. „Und ich danke Dir, daß Du mich aus dem Bette geholt und mir einen Sonnenaufgang gezeigt hast. Und ich verspreche Dir, daß ich Dich nie mehr um das Puppentheater plagen werde. Aber den Kindern unten in der Stadt will ich's sagen, daß sie einmal zu uns herauf kommen und unser Theater ansehen sollen. Wenn nur erst zehn davon von unserem Turme aus einen Sonnenaufgang gesehen haben, kommen sie gewiß nach und nach alle.“

Quendelmeier.

Vor geraumen Jahren lebte in dem Gebirgsdorfe Fochenbach ein reicher Bauer. Er hatte zwei prächtige Grauschimmel im Stalle stehen, dick wie Wollsäcke und glatt wie die Male. Im Kuhstall hingen an blanken Ketten und braunledernen Halsgurten vierzehn schmucke Kühe, noch schöner als die sieben fetten, welche einst Pharaon im Traume aus dem Nil steigen sah. Des reichen Bauern Felder trugen hundertsältige Frucht, und seine Wälder waren so wohl gepflegt, daß man seine Lust daran hatte. Zudem besaß Quendelmeier, so hieß der Bauer, noch eine bedeutende Summe bares Vermögen, mit dem er aber nicht etwa gottlos geizte. Er half gern einem Nachbar, der in Not war, mit einem kleinen Darlehn aus. Auch schloß er seine Hand nicht zu, wenn es einmal galt, Armen und Verunglückten eine Gabe zu reichen.

Quendelmeier war früher durchaus nicht bemittelt gewesen, sondern hatte das Gut, das noch dazu in schlechtem Zustande war, mit bedeutenden Schulden übernommen. Seinen jetzigen Wohlstand verdankte er seinem

unermüdliehen Fleiße und seiner verständigē Führung der Wirtschaft. Für das schöne Geld, was andere Bauern in Wirtshäusern vertranken oder verspielten, kaufte er sich nützliche Bücher und Schriften über die Kinder- und Pferdezuht, über den Feld- und Waldbau und dergleichen. Was er dabei Neues lernte, wendete er auch sofort an, und so verbesserte er von Jahr zu Jahr sein Besitztum und kam vorwärts.

Was aber sagten die Leute in Jochenbach dazu? — Die Bewohner dieses Ortes waren außerordentlich abergläubisch. Der Glaube an Gespenster und Spuk und Hexerei grassierte seit uralten Zeiten unter ihnen wie eine Seuche und war nicht auszurotten, mochten Lehrer und Prediger auch noch so sehr dagegen eifern. Kränkelte in irgend einem Hause ein Kind, so war es behext. Gab eine Kuh einmal etwas weniger gute Milch, so war sie behext. Hatten die Raupen ein Krautfeld tüchtig zerfressen, so hatte eine böse Hexe die Raupen hinkommandiert u. s. w.

Aber nicht bloß das Unglück, sondern auch das Glück schrieben sie gewissen Zaubermächten zu. Wie sie nun in dieser Beziehung über den reich gewordenen Quendelmeier dachten, das wollen wir aus ihrem eigenen Munde hören.

Eines Spätnachmittags kamen zwei ältere Frauen vom Felde und schritten plaudernd den Feldweg hinab, der zu Quendelmeiers Gute führte.

„Sieh nur,“ sagte Beate, die jüngere, indem sie auf das Feld zeigte, „wie bei dem Quendelmeier dies Jahr die Kartoffeln wieder stehen! Solche Kartoffeln sieht man doch weit und breit nicht. Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen.“

„Das wäre ja ein wahres Wunder, wenn es mit rechten Dingen zuginge, Gevatterin Beate,“ erwiderte Susse, die etwas ältere Frau. „Das ganze Dorf weiß es und weiß es schon längst, daß der Quendelmeier mit Geistern und Hexen in Verbindung steht. Wie viele Leute haben schon zur Dämmerzeit und auch noch später einen dreibeinigen Hasen um sein Gut herum schleichen oder kreuz und quer über die Felder springen sehen. Das ist der, der ihm den Segen in die Felder und Wälder bringt. Und mehr als zehnmal habe ich selbst schon auf dem Gute eine große, schwarz-weiße Elster sitzen sehen. Man sagt, daß sie regelmäßig jeden Tag auf dem Dachfirst herumhüpfe, solange der Mond zunimmt. Und Du solltest nur wissen, Beate, wie sich das Tier gebärdet, wie es mit dem langen Schwanze auf- und niederdukt und was es für sonderbare

Töne ausstößt. Zuletzt kreist es dann noch dreimal durch den Hof und verschwindet.“

„Das ist gewiß die Hexe, die den Segen in die Ställe bringt,“ versetzte Beate. „Ja, ja, wo kämen sonst die glatten Grauschimmel und die drallen Kühe und die fetten Schweine her bei dem Quendelmeier?“

„Aber das ist noch nicht alles,“ fuhr Susse eifrig fort. „Weißt Du denn auch, wie der Quendelmeier zu dem vielen Gelde kommt?“

„Nun, Susse?“ fragte Beate.

„Das bringt ihm ein feuriger Drache nachts ins Haus,“ erwiderte Susse. „Mein Großvater, Gott hab ihn selig! hat das feurige Ding mehr als einmal mit eigenen Augen zur Feueresse hineinfahren sehen. Und jedesmal ist es Freitags und jedesmal nachts um zwölf Uhr gewesen. Ganz gruselig hat es ausgesehen! Und gezischt und geklirrt hat es, wenn das feurige Ding zur Esse hineingefahren ist. Das ist der Geist, der dem Bauer das bare Geld zuträgt. Ja, meine alte Muhme, die Lore, will auch wissen, daß der Quendelmeier ein Zaubervögelchen habe, das ihm jeden Pfennig und jeden Thaler, den er ausgiebt, binnen sieben Tagen wiederbringt. Ist es nun da ein Wunder, wenn der Bauer steinreich wird?“

„Na aber, ich möchte trotzdem nicht in seiner Haut stecken,“ versetzte hier Beate. „Da will ich doch lieber nichts haben, lieber trockenes Brot essen, als mit bösen Geistern in Verbindung stehen.“

„Da bin ich ganz Deiner Meinung, Beate,“ sagte Susse. „Und wer mag's wissen, was der Quendelmeier einmal für ein Ende nehmen wird. Ein gutes gewiß nicht. Das meinte neulich auch der alte Nachtwächter unten im Dorfe.“

Über diesem Gespräche waren die beiden Frauen nahe an Quendelmeiers Gut gekommen. Hier sahen sie, wie eben ein Zaunkönig durch die Gartenhecke schlüpfte. „Wer weiß,“ sagte Susse, wie etwas ängstlich, „ob das nicht das Zaubervögelchen war, das das Geld wiederbringt.“

„Klein genug war das Tier,“ erwiderte Beate, „so daß es den Leuten unvermerkt in die Taschen schlüpfen kann.“

Indem die Frauen noch eine Strecke das Dorf entlang gingen, kam ihnen der alte Nachtwächter entgegen. „Wißt Ihr schon das Neueste?“ redete dieser sie an. „Es ist ein Unglück geschehen.“

„Ein Unglück?“ fragten beide Frauen zugleich. „Wem denn? Was denn?“

„Den Quendelmeier hat sein Sattelgrauschimmel heute an die Brust geschlagen. Er ist sofort ohnmächtig geworden und liegt im Bette. — Das Blättchen scheint sich nun zu wenden.“

Diese letzten Worte sprach der Alte mit einer eigentümlichen Betonung und mit sonderbaren Gebärden.

„Meint Ihr, daß es mit dem Quendelmeier zu Ende gehen könne?“ fragte Susse.

„Ich denk's und ich mein's,“ versetzte der Alte. „Sein Bund mit den bösen Geistern wird wohl zu Ende sein, und da geht's nun auch mit ihm zu Ende. Wenn er's nur erst überstanden hätte! Ich mag jetzt nicht mit ihm tauschen!“

„Siehst Du, Beate,“ sagte Susse, „haben wir nicht recht gehabt, als wir vorhin davon sprachen? Einen Hufschlag an die Brust, das ist schon ein schlimmer Anfang.“

Quendelmeier war wirklich durch den Huf seines Pferdes sehr gefährlich getroffen worden. Es mußten innere Brustteile verletzt worden sein. Er litt furchtbare Schmerzen. Sein Atem wurde immer kürzer und kürzer. Der Dorfarzt wendete zwar alle nur möglichen Mittel an, zu helfen, aber vergeblich. Unter entsetzlichen Ängsten und Stöhnen gab Quendelmeier am neunten Tage darauf seinen Geist auf.

Die traurige Art und Weise seines Todes und namentlich seines Todeskampfes machte nun in ganz Jochenbach wieder viel Redens. Es hätte gar nicht anders kommen können, hieß es, als daß Quendelmeier ein trauriges Ende hätte nehmen müssen. Wer sich einmal mit bösen Geistern eingelassen habe, der müsse sich auch gefallen lassen, daß sie ihm zuletzt den Garaus spielten. Und Quendelmeier könne immer zufrieden sein, daß er mit neun Tagen davongekommen sei. Sie hätten ihn auch noch viel länger peinigen können.

Der Gottesacker, auf dem der brave Quendelmeier seine Ruhestätte fand, lag dicht hinter der Kirche. Über den Gottesacker aber führte ein Weg, der zwar abends nicht gern, aber doch dann und wann begangen wurde. Der alte Nachtwächter mußte alle Abende darüber hinweg, um sein Revier zu begehen.

Am Abende des Tages, an dem Quendelmeier begraben worden war, saßen eine Anzahl Bauern des Ortes in der Schenke, die dicht neben der Kirche lag. Sie unterhielten sich natürlich den ganzen Abend über nichts anderes, als über Quendelmeier und seinen qualvollen Tod.

Es wurde von niemand bestritten, daß er mit bösen Geistern im Bunde gestanden habe. Jetzt hätten sie nun nur gern wissen mögen, wie es ihm erst in jener Welt ergehen werde.

Über diesen einfältigen Gesprächen war es zehn Uhr geworden. Da auf einmal hören sie, wie der Nachtwächter ganz ängstlich in sein Horn stößt, als ob es in nächster Nähe brenne. Alle springen auf und eilen bestürzt hinaus. Kaum aber sind sie einige Schritte gegangen, kommt ihnen auch schon der alte Nachtwächter ganz außer Atem entgegen.

„Was giebt's denn? Wo brennt's denn?“ rufen alle bunt durcheinander.

„Ach, um Gottes willen! Ein Gespenst! Ein greuliches Gespenst!“ kreischt der Alte nur noch mit halbem Atem.

„Ein Gespenst? Ein Gespenst? Aber wo denn? Wo denn?“ fragen die Bauern ängstlich.

„Auf dem Kirchhofe. Auf dem Grabe — von — Quendelmeier!“ erwidert der Alte, zum Tode erschöpft. „Mit meinen eigenen Augen — habe ich's gesehen! — Ein schreckliches Ungeheuer!“

Die Bauern durchzuckte bei dieser Nachricht ein entsetzlicher Schreck. Da ihrer aber viele beisammen waren, faßten sie doch endlich den kühnen Entschluß, dem Nachtwächter zu folgen und das Gespenst selbst zu sehen. „Da es noch nicht Mitternacht ist,“ meinte einer der Ältesten, „ist es auch mit den Gespenstern noch nicht zu gefährlich. Immerhin aber rate ich, daß wir uns gehörig bewaffnen.“

Diesem Rate folgend, begaben sich alle in die Schenke zurück und jeder suchte sich irgend einen Stecken, Pfahl oder Knüttel. Einer nahm sogar eine Heugabel und einer des Schenkwirts alte Flinte mit.

Die Nacht war warm und still, aber vom ersten Viertel des Mondes nur matt beleuchtet. Still und scheu wie Diebe schlichen die bewaffneten Bauern, den Nachtwächter an der Spitze, dem Gottesacker zu. Sie traten ein. Langsam und auf den Zehen näherten sie sich bis auf etwa fünfzig Schritte dem frischen Grabe Quendelmeiers.

„Seht Ihr! Seht Ihr! Dort! Dort! Gleich neben dem Grabe!“ flüsterte der alte Nachtwächter ganz ängstlich. „Dort liegt's! Seht nur den abscheulich großen Kopf. Seht nur die beiden langen Teufelshörner! Kommt's Euch nicht auch vor, als sähe man einen ellenlangen Schwanz? Und der ganze Körper, wie plump und schwarz! Still! Still! Jetzt regte sich's!“

Die Bauern standen starr vor Entsetzen. Alles, was der Alte zu sehen glaubte, glaubten auch sie zu sehen. „Was ist da zu thun?“ sagte der eine. „Ich wage mich keinen Schritt weiter hinan!“ — „Das haben wir nun davon,“ sagte ein zweiter, „daß wir so einen im Dorfe hatten, der es mit bösen Geistern hielt. Nun legen sie sich ihm sogar noch aufs Grab, und kein Mensch kann nachts mehr über den Kirchhof gehen.“ — „Soll ich auf das Gespenst schießen?“ sagte der mit der Flinte. — „Um alles in der Welt, nur ja nicht schießen!“ fiel schnell ein vierter ein. „Wir könnten alle verloren sein!“

Indem die Bauern noch so standen und nicht wußten, was sie thun sollten, kamen noch zwei Männer herbei, die ebenfalls von dem Gespenste gehört hatten. Unter diesen beiden war der Müller, dessen Mühle nicht weit von dem Kirchhose stand. Kaum aber hatte der Müller, der nicht gerade zu den Allerabergläubigsten gehörte, einen Blick auf das vermeintliche Gespenst geworfen, schlug er plötzlich ein fürchterliches Gelächter auf und sagte: „S, das ist ja mein alter Mühlesel, der dort liegt! Was wollt Ihr denn mit einem Gespenste?“

Und richtig. Als der Müller den Esel lockte, erhob sich das Gespenst und kam auf ihn zu. „Das hat der Kerl so an der Mode,“ sagte der Müller, „daß er, wenn's warm ist, des Nachts unter freiem Himmel bleibt. Wie es ihm freilich eingefallen ist, heute abend gerade hier auf dem Kirchhose und an Quendelmeyers Grabe eine Lagerstatt zu suchen, weiß ich nicht. Jetzt aber mag er mit mir nach Hause und in seinen Stall gehen.“

Beschämt und sichtlich kleinlaut verließen die Bauern den Gottesacker und gingen nach Hause. Der alte Nachtwächter aber machte seine weitere Runde durchs Dorf. Von dieser Zeit an sprachen die Bauern nicht oft mehr von dem verstorbenen Quendelmeier, sondern ließen ihn in Ruh und Frieden schlafen.

Lieben Kinder, Ihr meint vielleicht, es sei doch gar nicht möglich, daß Menschen so abergläubisch sein könnten. Und ich sage Euch, daß es sogar heute noch genug Menschen giebt, die steif und fest noch an viel dümmeres Zeug glauben, als jene in Focherbach.

Kubik und Quadrat.

„Heute habe ich ein gutes Geschäft gemacht! Ein herrlicher Bauplatz, den ich gekauft habe! An der Hauptstraße gelegen und mitten in der Residenz! Das will was sagen! Und dieses Spottgeld: die Kubikelle für dreißig Kreuzer! Wahrhaft unglaublich! Lächerlich! Dreißig Gulden ist die Kubikelle in dieser schönen Lage unter Brüdern wert! Man sollte gar nicht glauben, daß es in der Residenz noch solche Dumme geben könne. Verkaufen mir da die Kubikelle für dreißig lumpige Kreuzer! Hahaha! Fünftausend Kubikellen habe ich gekauft. Darauf lasse ich nun ein großes Haus bauen. Dieses Haus mit großem Garten kostet dann allerwenigstens seine Hundertfünfzigtausend Gulden und ich bin ein steinreicher Mann. Deshalb wird mir es auch niemand verargen, daß ich mir vor lauter Freude gleich einen Esel gekauft habe. Denn als steinreicher Mann kann ich den Weg aus der Residenz bis in mein Dorf nicht zu Fuße machen. Und später, wenn der Hausbau beginnt, werde ich ja doch alle Tage hinein müssen, und das wäre mir zu Fuß zu beschwerlich.

„Aber was werden nun erst die Leute im Dorfe sagen, wenn sie von meinem guten Geschäft und von meinem Glücke hören? »Ja, unser Schulze,« wird's heißen, »das ist ein Pfiffikus! Der weiß, wo Barthel Most holen kann!« Na, und was wird erst meine Frau, die Walpurg, sagen! Sie wird es mir am Ende gar nicht glauben wollen, daß sie, die alte Dorfschulzen, in ihren alten Tagen noch eine steinreiche Frau werden soll. Aber es hilft nichts, sie muß schon daran glauben.“

Unter diesem fröhlichen Selbstgespräche ritt Posemuckel, der Schulze des Dörfchens Rudelbach, aus der Residenz nach Hause, Posemuckel war

in seinen jungen Jahren als Barbier ins Dorf gekommen. Da er nun ein gutes Mundwerk besaß, auch lesen und etwas schreiben konnte und, wenn er irgend etwas erzählte, dann und wann ein fremdes Wort gebrauchte, so galt er als der Gescheiteste im Orte, und man machte ihn endlich zum Schulzen. Als Schulze bildete er sich nun freilich nicht wenig ein und hielt sich nicht bloß für den Gescheitesten im Orte, sondern auch in der ganzen Umgegend. Heute nun kam er aus der Residenz. Dasselbst hatte er in einer Weinstube, welche an der Hauptstraße lag, ein paar lustige Herren aus der Residenz getroffen. Das Gespräch hatte sich dabei auf die Neubauten in der Stadt und auf die hohen Preise der Häuser gelenkt. Dabei hatte Posemuckel geäußert, daß es doch herrlich sein müßte, so ein großes Haus in der Residenz zu besitzen.

„D,“ hatte da einer der Herren gesagt, „das Glück könnt Ihr bald haben. Ihr dürft Euch nur einen Bauplatz kaufen und ein Haus darauf bauen!“

„Ja,“ hatte da Posemuckel geäußert, „wenn nur die Baupläze nicht so schrecklich teuer wären. Was kostet denn wohl die Kubikelle Land oder Garten hier auf der Hauptstraße?“

Das Wort Kubikelle war nun schnell dem einen Herrn durch den Kopf gefahren. „D,“ hatte jetzt derselbe gesagt, „die könntet Ihr bei mir billig haben. Ich habe selbst einen Bauplatz hier auf dieser Straße zu verkaufen und würde Euch die Kubikelle für 30 Kreuzer ablassen.“

Über diese ungeheure Billigkeit war nun Posemuckel ganz erstaunt gewesen und hatte schnell gefragt, ob er denn da wohl 5000 Kubikellen bekommen könne, denn, wenn er einmal baue, sollte es auch etwas Großes werden.

„Ei freilich,“ hatte hierauf der Herr geantwortet. „So viel, als Ihr haben wollt.“

Nachdem man nun den betreffenden Garten, dessen Besitzer jener lustige Herr wirklich war, flüchtig in Augenschein genommen, kehrte die Gesellschaft wieder in das Weinhaus zurück, und der Kauf wurde vor drei Zeugen abgeschlossen. Posemuckel kaufte also 5000 Kubikellen, die Kubikelle zu 30 Kreuzern.

Die Herren würden ihren Scherz nicht so weit getrieben haben, wenn nicht zufällig ein Advokat darunter gewesen wäre, der das eingebildete

Wesen Posemuckels längst kannte. Dieser Advokat aber sagte: „Immer zu! Wenn auch dieser aufgeblasene Dorfschulze einmal tüchtig gedemütigt wird. Er beschummelt ohnedies seine Dorfbewohner wie und wo er nur kann.“

Acht Tage später, eines Montags früh, erschien Posemuckel mit einem jungen Baumeister bei jenem Herrn, dem er den Bauplatz abgekauft hatte. Er kam, um den Platz auszumessen und die Fläche abzustecken, auf welche das neue Haus zu stehen kommen sollte.

„Nein,“ dachte da der Herr, „nun sei es des Späßes genug!“ Darauf nahm er den Schulzen bei der Hand, führte ihn in seinen großen Garten und sagte: „Lieber Freund, ich hatte nicht geglaubt, daß Ihr unser Kaufgeschäft dort in der Weinstube wirklich für Ernst halten würdet. Überlegt Euch doch, wie wir den Handel abgeschlossen haben. Ihr habt mir 5000 Kubikellen Gartenland abgekauft. Eine Kubikelle aber ist eine Elle lang, ein Elle breit und eine Elle hoch. Wenn man aber einen Bauplatz kauft, so kauft man ihn nicht nach Kubik- sondern nach Quadrat- Ellen. Den Unterschied dieser beiden Maße habt ihr entweder nicht verstanden oder in Euren Gedanken verwechselt. Besteht Ihr indes auf dem Kaufe, d. h. wollt Ihr Eure 5000 Kubikellen durchaus haben, nun gut, so sollt Ihr sie bekommen. Holt Arbeiter herbei und laßt graben. Aber wißt: das Loch, das Ihr grabt, darf nicht größer sein als eine Elle lang und eine Elle breit. In diesem Loche könnt ihr dann hinunter graben, bis Ihr 5000 Ellen tief seid. Dann habt Ihr eben 5000 Kubikellen.“

Was da Posemuckel für ein Eßigg Gesicht machte und wie lang vor Ärger und Beschämung seine Nase wurde, läßt sich gar nicht beschreiben. Das aber mußte er sich gestehen, daß nicht jene Herren die Dummen gewesen waren, sondern daß er selbst der Dumme war.

„Es möchte alles noch sein,“ brummte Posemuckel für sich, „wenn ich aber nur nicht gleich den Esel gekauft hätte!“

„Nun,“ sagte der Herr, der sehr vermögend war, „daraus soll Euch kein Nachteil erwachsen. Den Esel will ich Euch abkaufen für meine beiden großen Jungen. Denen werde ich eine große Freude damit machen. Auch sollt Ihr noch ein Fäßchen Wein für Euren unnötigen Weg daren bekommen. Laßt es Euch bei mir abholen, sobald Ihr wollt.“

Der Handel um den Esel war schnell abgeschlossen, und so ritt denn nun der Schulze Bosemuckel auf Schusters Rappen wieder nach Rudelbach zurück. Was er aber jetzt für sich hin gesprochen hat, das hat niemand gehört.

Die goldene Freiheit.

Der kleine Feodor war ein großer Freund von Tieren. Das wußte auch sein Vater und deshalb schenkte dieser ihm zu jedem Geburtstage irgend ein Tier oder Tierchen. Einmal erhielt Feodor ein Lämmchen, dann wieder einmal einen Ziegenbock. Später bekam er ein Ziperkätzchen, einen jungen Affenpinscher und am letzten Geburtstage zwei Paar weiße Kaninchen. So oft nun Feodor eine freie Stunde hatte, beschäftigte er sich mit seinen großen und kleinen Lieblingen. Das Schaf führte er auf die Weide. Den Ziegenbock spannte er an ein leichtes Wägelchen. Dem Ziperkätzchen hing er einen Ball an einen Bindfaden und band diesen an den Tischkastenknoopf, damit das Tierchen mit dem Balle spiele. Den Affenpinscher lehrte er kleine leichte Kunststückchen u. s. w.

Sehr gern hätte nun Feodor auch ein Singvögelchen gehabt, etwa ein Rotkehlchen, oder einen Zeisig, oder einen Stieglitz. Wiederholt auch bat er seinen Vater darum und versprach dabei, das Tierchen gewiß recht gut pflegen zu wollen. Ein Singvöglein aber kaufte ihm der Vater absichtlich nicht, denn er sagte: „Die lieben Singvöglein hat der liebe Gott nicht dazu geschaffen, daß wir sie in enge Käfige stecken und ans Fenster hängen sollen. Wer sie singen hören will, mag hübsch hinaus gehen in den grünen Tempel der Natur, wo sie ihre Lieder frisch und froh erklingen lassen.“

So sagte und dachte der Vater, und Feodor gab endlich die Hoffnung auf, je einmal ein Singvöglein zu besitzen.

Da wurde es wieder einmal Winter. Der Schnee fiel dicht und lag bald ellenhoch. Dazu schickte der alte Winterkönig eine Kälte, daß

alle Bäche und Flüsse vor Frost stehen blieben. Ging man auf der Straße, so schrie und „schnarpste“ der Schnee, daß es einem angst und bange wurde. Wer auch nur eine halbe Stunde draußen war, kam gewiß mit einer roten Nasenspitze nach Hause.

Am schlimmsten hatten es die armen Vögel, die im Freien zubringen mußten. Wo sollten sie Nahrung hernehmen, da der Schnee ellenhoch lag? Wo sollten sie einen Schluck Wasser finden, da alle Bäche und Flüsse zugefroren waren? — Kein Wunder daher, daß sie Wald und Busch verließen und herein kamen in die Gehöfte, um hier ein Körnlein oder ein Brotkrümchen zu finden.

Da hatte sich denn auch in dem Gehöfte, das Feodors Eltern bewohnten, ein Finkenpärchen eingefunden. Es hüpfte von früh bis abends vor den Thüren herum und suchte, kläglich pinkend, nach einem Körnlein oder Krümchen. Wurde sein Hunger arg, kam es auf den Fensterstock geflogen und pickte an die gefrorenen Scheiben, als wolle es sagen: „Erbarmt Euch unser! Wir hungern und frieren!“

Und — sie klopfen nicht vergeblich an. Feodor vergaß es keinen Tag, den armen Bettlern eine Hand voll Brotkrümchen auf den Fensterstock zu streuen. Dadurch aber wurden die beiden Finken nach und nach so zahm, daß sie gar nicht mehr fortfliegen, wenn Feodor das Fenster öffnete und seine Hand heraus streckte. Ja, noch mehr, sie hüpfen endlich sogar auf den inneren Fensterstock und nahmen dort ihr Futter in Empfang.

„Vater,“ sagte eines Tages Feodor, „wenn Du mir es erlaubst, so fange ich das Finkenpärchen ein und stecke es in einen Käfig, damit es bei uns in der warmen Stube bleiben kann.“

„Dagegen habe ich nichts,“ gab der Vater zur Antwort. „Für diese Wohlthat werden Dir die armen Tierchen gewiß recht dankbar sein. Nur mußt Du ihnen versprechen, daß Du ihnen zum Frühlinge ihre Freiheit wiederschenken willst.“

Es machte dem Feodor gar keine Schwierigkeit, die Finken zu fangen. Und wie freute er sich, als sie nun beide in einem Drahtbauer staken und über seinem Arbeitstischchen hingen. Auch die Tierchen selbst schienen sehr bald mit ihrer neuen Wohnung sehr zufrieden zu sein, und dazu mochte das gefüllte Fressnäpfchen, das sie darin fanden, nicht wenig beitragen.

Der Winter verging. Der Frühling nahte. Der Schnee schmolz.

Die Bäche, Flüsse und Teiche brachen auf. Die Erde trieb frische Gräser, und die Knospen der Bäume und Sträucher begannen zu schwellen.

Auch in Feodors Vogelbauer kehrte der Frühling ein. Das Finkenpaar wurde von Tag zu Tag munterer. Es hüpfte jetzt viel eifriger auf den Stengeln hin und her, als früher. Dann und wann ließ das Männchen sogar schon ganz seltsame Töne hören, wie wenn es anfangen wollte zu schlagen.

Als dies der Vater hörte, sagte er: „Jetzt, Feodor, ist es Zeit, den Tierchen ihre Freiheit wiederzugeben. Jetzt ist es keine Wohlthat mehr, sondern eine Qual, hier in den engen Käfig eingeschlossen zu sein.“

Als Feodor diese Worte hörte, traten Thränen in seine Augen. Er war ja ein Tierfreund und hatte diese beiden Vögelchen so lieb gewonnen, wie seinen Affenpinscher und seine Kaninchen. „Aber, Vater,“ sagte er daher, „die Vögelchen haben es ja so gut bei mir! Ich gebe ihnen mehr Futter, als sie brauchen, warum soll ich sie denn da wieder fliegen lassen?“

„Und wenn Du sie noch so gut pflegst,“ erwiderte der Vater. „Eins kannst Du ihnen doch nicht ersetzen, und das ist die Freiheit. Der Tiere höchstes Glück aber ist die Freiheit.“

Der Vater war streng. Als er merkte, daß Feodor das nicht begreifen wollte, sagte er: „Folge mir, Feodor!“ — Feodor gehorchte. Hierauf führte der Vater den Knaben in ein kleines, enges Stübchen und sagte: „Hier bleibst Du, Feodor. Du wirst zu essen und zu trinken bekommen, so viel Du bedarfst. Ich aber werde die Thür abschließen und nicht eher wieder öffnen, bis Du darum bittest.“

Die erste Stunde ging's. Die zweite wurde dem Knaben schon ziemlich langweilig. Während der dritten guckte er fast wehmütig zum Fenster hinaus auf den Wiesenplan, wo andere Kinder munter umher hüpfen. Noch aber war die vierte Stunde nicht abgelaufen, rief er seinen Vater und bat ihn flehentlich um Erlösung aus dem engen Stübchen.

„Gut,“ sagte der Vater, „ich werde Dich jetzt wieder heraus lassen, denn ich hoffe, Du wirst nun eingesehen haben, was es heißt, eingesperrt zu sein. Gewiß auch wirst Du Dich jetzt leichteren Herzens entschließen, Deinem Finkenpärchen die goldene Freiheit wiederzuschicken.“

„Ja, ja, lieber Vater,“ versetzte Feodor, „gewiß, gewiß. Ach, es ist schrecklich, so eingesperrt zu sein.“

Eine Stunde später saß Feodor mit dem Vogelbauer am Gartenzaune, öffnete das Thürchen, und huch! waren die beiden Finken heraus und flatterten lustig in die warme Frühlingsluft empor.

Der Geburtstag.

„Was schenken wir nur morgen unserm Papa zum Geburtstage?“ sagte Josephine zu ihrem Bruder Heino. „Geld haben wir nicht, um ihm etwas zu kaufen. Blumen haben wir ihm schon alle Jahre geschenkt. Wenn wir ihm nur einmal etwas Besonderes schenken könnten.“

„Da habe ich gerade einen guten Einfall,“ versetzte Heino. „Weißt Du, unser Papa ist sehr gern Walderdbeeren. Da wollen wir ihm doch heute nachmittag ein Körbchen voll suchen. Darüber wird er sich gewiß freuen.“

„Ei ja, ei ja, Heino!“ rief die Schwester aus, „das ist wirklich ein guter Gedanke von Dir. Das wollen wir thun.“

Nachdem die Kinder der Mutter ihr Vorhaben mitgeteilt, traten sie, ein geflochtenes Körbchen in der Hand, den Weg nach dem Walde an. Dort aber, wo gewöhnlich Erdbeeren standen, fanden sie nicht eine einzige reife mehr. Sie waren schon weggepflückt. So mußten die Kinder tiefer in den Wald hinein gehen. „Wenn wir nur den Felsen fänden, zu dem ich voriges Jahr einmal, als wir mit unserem Lehrer botanisieren gingen, kam. Dort standen wunderschöne Erdbeeren und so viel, daß wir hätten uns zu Tode essen können. Der Felsen muß dort rechts hinüber liegen.“

„Wenn Du das weißt,“ sagte Heino, „dann werden wir ihn schon finden.“

Sie gingen. Aber sie gingen und gingen und kamen an keinen Felsen, trafen aber auch keine Erdbeeren. Nur Heidelbeeren standen allenthalben in Menge.

Da sie nun in dieser Richtung nicht zum Ziele kamen, meinten sie, sie würden sich wohl mehr links wenden müssen. Und so wendeten sie sich links. Wieder aber waren sie wohl eine halbe Stunde gegangen, und

es ließ sich noch kein Felsen blicken. Da wurden die Kinder traurig, und Josephine sagte: „Weiter können wir jetzt nicht gehen. Wir müssen uns wieder auf den Heimweg machen.“

„Ach, wie schade,“ erwiderte Heino, „daß wir keine Erdbeeren gefunden haben! Was sollen wir nun morgen früh dem Papa schenken?“

„Wir werden uns doch am Ende wieder mit einem Blumenstrauß behelfen müssen,“ sagte Josephine. „Aber laß uns nun umkehren. Mir scheint, es beginnt bereits zu dunkeln.“

Sie kehrten um, in der Meinung, daß sie so die rechte Richtung nach der Heimat hätten. Sie hatten sich indes bitter getäuscht. Sie liefen und liefen, und der Wald nahm kein Ende. Die Bäume schienen immer dichter zusammen zu treten und immer riesiger zu werden. Schon trat völlige Dunkelheit ein. Die Vöglein gingen schlafen. Kein Laut mehr. Nur die Waldbächlein rauschten noch fort.

Heino weinte laut. Seine Füße schmerzten. Vor Müdigkeit konnte er kaum mehr fort. Josephine unterdrückte ihre Thränen und ihre Todesangst, um den Bruder nicht noch bänglicher zu machen.

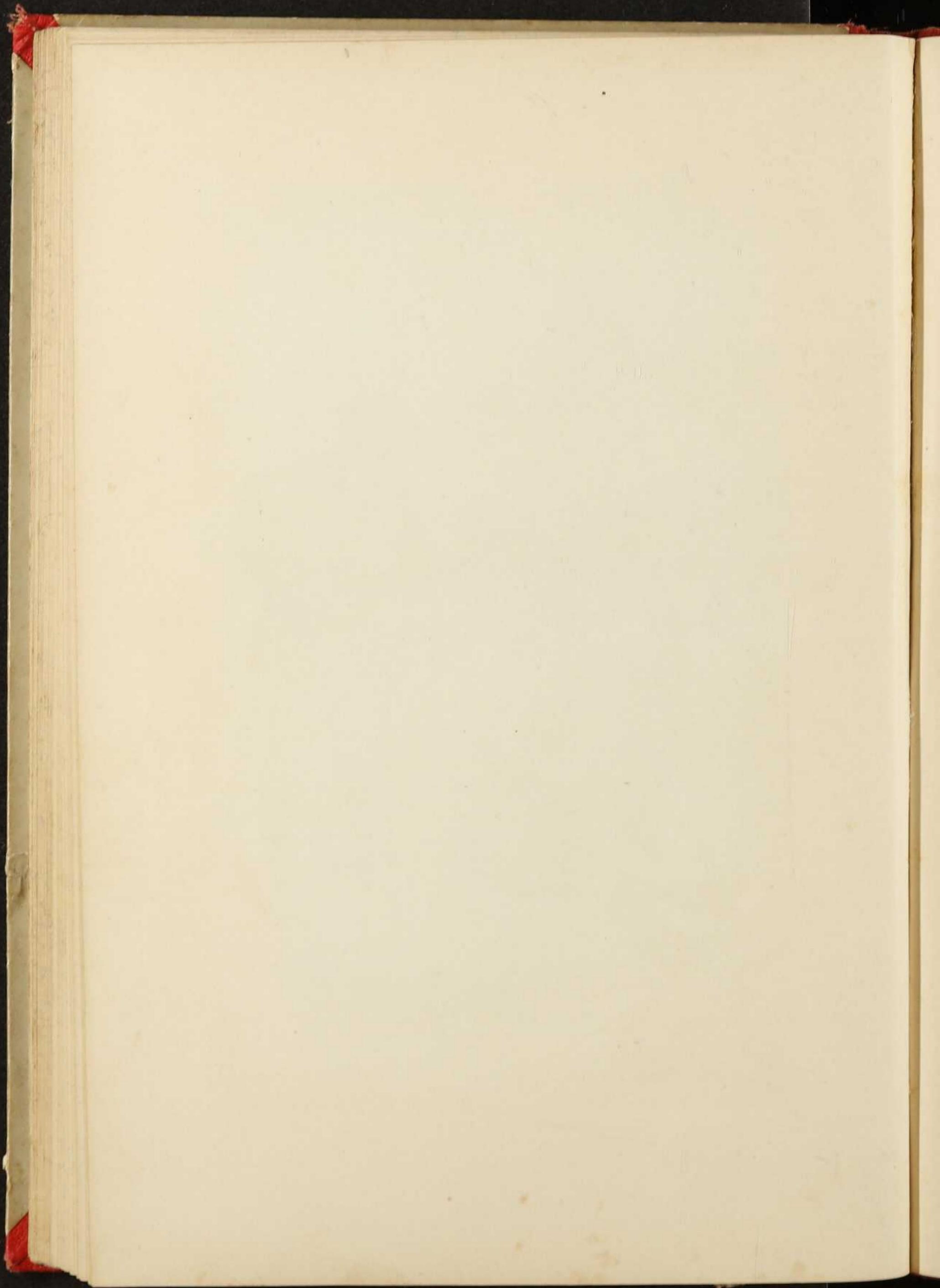
Endlich war es völlig Nacht und das Geschwisterpaar so müde geworden, daß es kaum mehr seine Füße heben konnte. „Es hilft nichts,“ sagte Josephine, „wir müssen diese Nacht im Walde zubringen. Wir können nicht weiter. Wir kämen sonst in Gefahr, in einen Abgrund zu stürzen oder sonst Schaden zu nehmen.“

„Aber wenn nun wilde Tiere kommen?“ jammerte Heino.

„Hab nur keine Angst, Heino,“ tröstete die Schwester, der aber selbst das Herz vor Angst brechen wollte, „der liebe Gott wird uns schon beschützen. Wir wollen nur recht fromm zu ihm beten. Aber unsere guten Eltern! Was werden die für Angst um uns haben!“

Die Kinder standen eben unter einer riesigen Buche, indem sie so sprachen. Hier setzten sie sich nieder, und Heino legte seinen Kopf auf Josephinens Schoß. Sie beteten beide inbrünstig. Über dem Gebete aber drückte ihnen der Schlaf die Augen zu und versenkte Josephine in einen wunderbaren Traum. Es träumte ihr, sie lägen nur drei Schritte von einem fürchterlichen Abgrunde. Dicht neben ihnen aber saße ein Engel, einen Lilienzweig in der Hand. Dieser Engel streckte seine Rechte schützend über sie aus und beobachtete, wie ein treuer Wächter, jede ihrer Bewegungen. Über ihm stände die Mondsichel und würfe einen blaffen





Silberschein auf sein schneeweißes Gewand. So lägen sie sicher und geborgen.

Die Sonne stand den nächsten Morgen schon ziemlich hoch am Himmel und die Lieder der Waldvögel hallten bereits tausendstimmig in den Wipfeln dahin, als Josephine eine leise Berührung an ihrem Arme fühlte. Sie erwachte und mit ihr zugleich Heino. Wer aber stand vor ihnen? Ein großer, großer Jagdhund, der sogleich ein kräftiges Gebell erhob. Auf dieses Bellen kam flugs ein Jäger herbei, der, als er die Kinder erblickte, sofort in sein Waldhorn stieß, worauf man alsobald von allen Seiten jubelnde Stimmen vernahm. Von links und rechts kamen Dorfbewohner herbei, die alle hochauf jauchzten, als sie die Kinder gesund und wohl erblickten. Nach einigen Minuten erschienen endlich auch leuchtend und schweißtriefend die Eltern der Kinder. Ehe sie aber noch die glücklich Wiedergefundenen umarmten und küßten, fielen sie beide auf ihre Kniee und dankten dem lieben Herrgott unter heißen Thränen für die Rettung ihrer Lieben.

Jetzt erst erkannte man die Gefahr, vor der die Kinder behütet worden waren. Nur noch drei Schritte weiter, und sie wären beide in einen klippenreichen Abgrund gestürzt.

Welche Freude, welcher Jubel, welche Glückseligkeit sich nun hier unter der alten Buche entwickelte, läßt sich leicht denken. Die Wonne des Wiederfindens war ebensogroß, als das Weh und Herzeleid, das die armen Eltern die Nacht hindurch erduldet hatten. Die ganze Umgegend war von ihnen aufgeboten worden, die Verlorenen suchen zu helfen. Die ganze Nacht hindurch hatte man den Wald nach allen Richtungen hin durchkreuzt und durchrufen, bis endlich früh des Jägers alter „Waldmann“ auf die Spur gekommen war und die Kinder entdeckt hatte.

Die Kinder wurden im Triumphe nach Hause geführt. Mehr als einmal mußte Josephine unterwegs ihren wunderbaren Traum erzählen, denn alle Leute wollten ihn aus ihrem eigenen Munde hören.

So überglücklich aber hatte der Vater noch keinen Geburtstag erlebt als diesen.

Der Stelzfuß.

„Also, Großvater, heute wolltest Du uns erzählen, wie Du um Dein Bein gekommen bist,“ sagte der kleine Nepomuk, indem sich der Großvater auf die Ofenbank niedersetzte und seinen Stelzfuß vor sich hinstreckte.

„Nun ja doch, Ihr kleinen Quälgeister,“ erwiderte der Alte, „da kommt nur her. Ich hab's Euch einmal versprochen. Aber dann laßt mich ein paar Tage in Ruhe von wegen Geschichten erzählen. Ich bin froh, wenn ich ruhen kann.“

Nepomuk, seinen hölzernen Säbel umgehungen, stellte sich, die Hände auf den Rücken legend, dem Großvater gegenüber. Neben dem Knaben stand Nanny, seine älteste Schwester, während Betty, die jüngste, sich ganz nahe an den guten Großvater andrängte und ihre Arme auf sein linkes Knie legte.

„Nun, so hört,“ begann der Alte, indem er sich den grauen Schnurrbart aus den Lippen strich. „Wie ich so ein Bursche von siebzehn Jahren war, lebte ich drin im Ungarlande als Hirte. Da entstand Aufruhr. Das Volk scharte sich zusammen, bewaffnete sich, um sich frei zu machen. Es wollte nicht mehr unter dem österreichischen Kaiser stehen, sondern wollte selbst einen Fürsten zu seinem Oberhaupte erwählen. Kaum hörte ich von diesem Aufruhr, ließ ich sogleich meine Herde Vieh im Stiche und meldete mich auch mit zu den Kämpfern für das Vaterland. Ich wurde in die Reiterei aufgenommen. Schon vier Wochen darauf kam ich mit einem Trupp österreichischer Husaren ins Gefecht. Ich kam hart in den Kampf hinein, weil ich mich etwas zu weit vorgewagt hatte. Da auf einmal sehe ich mich von drei Husaren umringt, von denen der eine ein Offizier war. Ich hieb wie rasend um mich und warf meinen Fuchs bald auf die linke, bald auf die rechte Seite. Zum Glück kam mir ein Kamerad zu Hilfe, so daß ich es jetzt nur noch mit dem Offizier zu thun hatte. Wir fochten wacker. Keiner aber vermochte dem anderen etwas anzuhaben. Da endlich machte das Offizierspferd eine falsche Wendung. Diese Gelegenheit benutzte ich, führte einen kräftigen Hieb, und dieser Hieb

traf den Offizier gerade in das Gesicht. Er sank rückwärts vom Pferde, ich aber sprengte zu meiner Truppe zurück.

„Drei Jahre später kam ich nach Prag. Da ich nun zwanzig Jahre zählte, mußte ich Soldat werden. Wie sehr aber erschrak ich, als ich meinen Rittmeister zum erstenmale erblickte. Er trug eine gewaltige Narbe über das Gesicht. Ja, sagte ich mir auf der Stelle, das ist kein anderer, als der Offizier, den Du damals verwundet hast. Noch größer aber wurde mein Schreck, als der Rittmeister, indem er an uns Rekruten auf- und niederritt, plötzlich vor mir sein Pferd anhielt, mich durchbohrend ansah und endlich zu mir sagte: »Nicht wahr, Du bist schon einmal Soldat gewesen?« — Ich wollte nicht heraus mit der Sprache. — »Rede!« befahl er. »Warst Du nicht schon bei der ungarischen Reiterei, damals zur Zeit des Aufruhrs?« — »Zu Befehl, Herr Rittmeister!« sagte ich endlich kleinlaut. Ich erwartete jetzt nichts anderes, als daß ich sofort arretiert und zu Spießruten oder gar zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt werden würde. Aber es kam ganz anders. — »Bist ein braver Bursche!« sagte der Rittmeister und reichte mir sogar die Hand. »Wenn Du auserzert bist, so melde Dich bei mir,« fügte er noch hinzu. Weiter sagte er nichts und ritt weiter. Natürlich wurde ich nun mit Fragen bestürmt, was dieser Vorfall für eine Bewandnis habe. Aber ich verriet kein Wort.

„Als meine Rekrutenzeit um war, meldete ich mich bei dem Rittmeister. »Ich habe mich erkundigt,« sagte er zu mir, »daß Du nie ein Wort über unser Zusammentreffen damals in Ungarn hast verlauten lassen, und das freut mich. Zum Lohne dafür sollst Du mein Diener werden. Bleibst Du brav, werde ich weiter für Dich sorgen.«

„Vier Jahre später aber war ich nicht mehr sein Diener, sondern Unterwachtmeister in der Schwadron. Da entstand wieder Krieg. Meine Schwadron kam tüchtig ins Treffen. Mitten im Kampfe bemerke ich, daß mein Rittmeister in großer Gefahr schwebt. Sein Pferd ist leicht verwundet und dadurch unfolgsam geworden. Ich fliege ihm zu Hilfe und komme eben an, als ein feindlicher Reiter sein Pistol zieht und es auf den Rittmeister richtet. Ich sprengte auf den Reiter los und schlage ihm mit meiner Pike das Pistol aus der Hand. Aber ich hatte mit meiner Pike auch sein Pferd arg verwundet. Das Tier schlägt in seinem Schreck aus und zerschmettert mir die rechte Kniescheibe total. Mein Rittmeister

war gerettet, ich aber stürzte vom Pferde und konnte erst nach mehreren Stunden in ein Lazarett gebracht werden. Mein Bein wurde abgenommen. Ich hatte unsägliche Schmerzen zu ertragen. Meine Leiden aber wurden dadurch um vieles gemildert, daß mir mein Rittmeister eine wahrhaft rührende Teilnahme bewies. So oft er nur konnte, besuchte er mich auf meinem Schmerzenslager. Und nie kam er, ohne mir irgend eine Erquickung mitzubringen. Wäre ich sein leiblicher Sohn gewesen, er hätte nicht väterlicher für mich sorgen können.

„Seine letzte That der Dankbarkeit und Großmut aber war, daß er mir, als ich endlich wieder an Krücken gehen konnte, dieses kleine Besitztum hier schenkte, auf welchem Ihr, lieben Kinder, jetzt mit Euren Eltern bei mir lebt.“

„Und wo ist denn jetzt der gute Rittmeister?“ fragte Nepomuk.

„Er hat seinen Tod im letzten Kriege gefunden und liegt im Böhmerland begraben,“ sagte der Großvater. „Er möge sanft ruhen! Ach, es war ein guter Herr!“

Indem der Großvater diese Worte sprach, zitterte eine Thräne auf seine hagern Wangen hernieder.

Am Hirtenfeuer.

Der Sommer war bereits vorüber. Eine kalte Herbstnacht hatte die Fluren und die Stoppelfelder mit einer ziemlich dichten Reifkruste überzogen, so daß die Vormittagssonne alle Mühe hatte, den vorwinterlichen Schmuck wieder zu zerstören und die Eiszsternchen in blinkende Perlen zu verwandeln. Meinte es auch die Sonne gut, so blies doch immerhin ein kalter Wind von Norden her, und wer noch auf dem Felde zu thun hatte, der fror dabei an die Hände und wohl gar schon an die Nasenspitze.

So ging es auch dem zwölfjährigen Gottlieb, der mit seinem kleinen Bruder, Sebastian, unweit des Dorfes die Kühe hütete. Aber er wußte sich zu helfen. Er rupfte mit seinem Bruder Stoppeln (Halmsturzeln) aus, trug aus dem nahen Walde dürre Äste herzu und zündete

mitten auf einem Kartoffelfelde ein Feuer an. Stein, Stahl und Schwamm führte er, wie jeder rechtschaffene Kuhhirte, stets bei sich.

Es gewährte einen gar freundlichen Anblick, als die Flamme lustig empor knisterte und eine graue Rauchwolke munter aufwirbelte. Die beiden Knaben kauerten daneben, während die Kühe rechts und links still weideten. Andere Hirtenknaben ließen gewöhnlich noch ihre Jodellieder dazu erklingen oder knallten mit ihren großen Peitschen, daß es bis ins Dorf hinein hallte. Gottlieb und Sebastian aber verhielten sich ganz still und waren sehr kleinlaut. Ihre Gesichter sahen so traurig aus, als wäre ihnen kürzlich jemand Liebes gestorben.

„Laß uns heute wieder an unsere arme Schwester denken!“ sagte Gottlieb, als das Feuer ausloderte. „Die letzten Kartoffeln haben ihr gewiß sehr gut geschmeckt. Die arme, arme Karoline muß nun da drinnen stecken in dem finsternen Gefängnisse und hat nichts weiter, als Wasser und Brot! Und sie ist doch so unschuldig, das weiß der liebe Gott. Wenn es doch nur recht bald herauskäme, wer der Bauerfrau das Päckchen Leinwand gestohlen hat!“

Auf diese Worte hin gingen die beiden Brüder und suchten auf dem Kartoffelacker liegengebliebene Kartoffeln zusammen. Sie wühlten dergleichen wohl auch hie und da noch aus dem Acker heraus. Diese Kartoffeln legten sie an den Rand des Feuers, damit sie kochten, oder vielmehr rösteten. Solche trocken gebratene Kartoffeln schmeckten gar nicht übel, sahen aber ganz schwarz aus und deshalb hießen sie in der Hirtensprache „Paster“.

Indem die beiden Knaben so dort kauerten und das Feuer schürten, kam ein Wanderbursche den Feldrain daher. „Da kann man wohl mit essen,“ sagte er scherzend, als er die Knaben erblickte. „Hunger hätte ich gerade.“

„Einen kann Er bekommen,“ sagte Gottlieb. „Aber die anderen haben wir für unsere arme Schwester gebraten.“

„Für Eure arme Schwester?“ erwiderte der Wanderbursche. „Was ist denn mit ihr? Und warum sagst Du mir das mit einem so traurigen Gesicht?“

„Ach ja,“ versetzte Gottlieb, „weil es ihr so traurig geht. Sie steckt schon seit acht Tagen dort drüben in der Fronfeste. Dort, wo man unten das schmale Fensterchen sieht, da ist ihr Gefängnis.“

„Was hat sie denn Schlimmes gethan?“ fragte der Wanderbursche.

„Gar, gar nichts,“ sagte Gottlieb. „Sie diente mit bei demselben Bauer, wo ich diene. Da kam nun vor etwa zehn Tagen die Bauerfrau vom Jahrmarkte und brachte ein Päckchen neue Leinwand mit. Das Päckchen legt sie in der Stube auf den Tisch. Wie sie aber in einiger Zeit die Leinwand wieder wegnehmen will, ist sie nicht mehr da. Kein Mensch weiß, wo sie hin ist. Da nun die Bauerfrau wußte, daß niemand weiter im Hause gewesen war, als meine arme Schwester, so mußte diese die Leinwand gestohlen haben. Und deshalb hat man sie den anderen Tag ins Gefängnis gesteckt. Aber unsere Karoline stiehlt nicht, das wissen wir alle und das weiß auch der liebe Gott.“

„Da hast Du recht, mein Junge,“ versetzte hier schnell der Wanderbursche, der mit sichtlicher Spannung der Erzählung zugehört hatte, „der liebe Gott weiß es, daß Deine Schwester unschuldig ist, und er wird ihre Unschuld sehr bald ans Tageslicht bringen. Vielleicht heute noch.“

„Ach, wenn das wäre!“ rief Gottlieb aus, und dabei erheiterte sich sein ganzes Gesicht. „Wie froh wollten wir sein! — Aber, Sebastian,“ fuhr er zu seinem Bruder gewendet, fort, „die Paster sind jetzt gut, Du mußt nun gehen und sie der guten Karoline hintragen, damit sie dieselben noch recht neubacken bekommt. Sie wird Dich schon kommen sehen und den Arm wieder zum Fenster heraus strecken, wie gestern, und dann giebst Du sie ihr. Grüße sie nur auch recht schön von mir und erzähle ihr, was uns der Fremde da gesagt hat.“

„Ja“, fügte der Wanderbursche schnell hinzu, „sage ihr auch noch, spätestens morgen früh würde sie wieder auf freiem Fuße sein.“

Sebastian legte die schwarzen Knollen auf den an die Brust geklemmten Arm und ging.

„Wo wohnt denn der Ortsrichter hier im Dorfe?“ fragte hierauf der Wanderbursche.

„Dort drüben in dem Gute mit dem neuen Ziegeldache wohnt er,“ gab Gottlieb zur Antwort.

„Gut,“ versetzte der Wanderbursche, „zu diesem will ich jetzt gehen und Deine Karoline erlösen.“

Gottlieb wußte nicht, was er sagen und was er von dieser Rede denken sollte. „Aber so nehme Er doch wenigstens den Paster da noch

mit, den ich Ihm versprochen hatte," rief er dem Wanderburschen, der schon eifrig dahin schritt, nach.

„Ach ja, ach ja," versetzte der Wanderer, „den hätte ich ja bald vergessen. Er soll mir gut schmecken.“

Gottlieb sah dem rätselhaften Fremden noch lange nach und wußte durchaus nicht, was er von ihm halten, ob er hoffen oder zweifeln sollte.

Wie groß aber war sein Staunen, als er gegen den Abend, wo er seine Herde wieder heimtrieb, seine Schwester wieder im Kuhstall stehen sah. „Der liebe Gott hat meine Unschuld ans Licht gebracht," sagte sie fröhlich zu dem ganz verwunderten Bruder. „Der Wanderbursche, dem Du einen Paster geschenkt hast, hat mich gerettet.“

„Aber wie ist nur das zugegangen, Karoline?" fragte Gottlieb.

„Das ist so zugegangen," begann hierauf Karoline. „Als der Wanderbursche an demselben Tage, da die Leinwand gestohlen worden ist, abends drüben im Städtchen auf die Herberge kommt, sitzt schon ein anderer Handwerksbursche, aber ein zerlumpter Kerl, da und bietet ein Päckchen neue Leinwand, das er gefunden haben will, zum Verkaufe aus. Dem Wirte von der Herberge aber fällt der Bursche auf. Er schöpft Verdacht und schickt nach der Polizei. Diese nimmt den Menschen fest und steckt ihn ins Loch. Gestanden hat er nun zwar noch nichts, aber die Polizei ist fest überzeugt, daß er die Leinwand gestohlen hat.“

„Das alles hat jener Wanderbursche, dem Du den Paster geschenkt hast, unserm Ortsrichter erzählt. Und darauf hat man mich sofort wieder aus dem Gefängnisse heraus gelassen. Ach, wie froh ich war! Und wie habe ich dem lieben Gott gedankt!“

„Nun wünschte ich weiter nichts," sagte Gottlieb darauf, „als, ich träfe den guten Menschen noch einmal. Ich glaube, ich fiele ihm um den Hals und gäbe ihm einen tüchtigen Schmaß!“

Jener zerlumpfte Handwerksbursche, den man ins Gefängnis gesteckt hatte, war wirklich der Dieb gewesen, der die Leinwand gestohlen. Später gestand er ein, daß er in das Bauerngut gekommen sei, um zu betteln. Als er aber das Päckchen Leinwand erblickt und keinen Menschen in der Nähe gesehen habe, habe er es schnell an sich genommen und sei davongegangen.

Gott schützt wunderbar.

„Aber wo nur der Hausschlüssel hin ist?“ sagte die kleine siebenjährige Klementine, indem sie den alten Stroheckel vor der verschlossenen Hausthür aufhob. „Ich habe es ganz genau gesehen, daß ihn die Mutter hier unter diesen Deckel gelegt hat, als sie mit uns fortging. Sie sagte auch noch zu mir, daß sie den Hausschlüssel hierher lege, damit wir ihn hätten, wenn wir aus dem Walde zurück kämen, und ins Haus könnten. Es wird ihn doch nicht etwa ein Spitzbube gefunden haben?“

Klementine suchte noch einmal, aber es war kein Schlüssel zu sehen. „Nun, da hilft es nichts,“ sagte sie hierauf zu ihren beiden kleineren Geschwistern, einem Knaben und einem Mädchen, „wir müssen uns hierher setzen und warten, bis die Mutter aus der Stadt zurückkommt.“

Sie setzten sich und sahen sehnsüchtig nach der Gegend hin, wo die Mutter herkommen mußte. Nur der kleine Reinhard kümmerte sich nicht um die Mutter. Er hatte seine Freude an zwei Sperlingen, die sich auf dem Dache wacker herumpelzten.

So saßen die Kinder schon eine Stunde und lauerten. Es fing bereits an zu dunkeln. Um den Hunger zu stillen, langte Klementine dann und wann eine Hand voll Heidelbeeren, die sie im Walde gepflückt hatten, aus dem Körbchen. Selbst der Hausmieze mochte die Zeit lang werden. Sie sprang zu einem offenstehenden Fenster heraus und leistete den Kindern Gesellschaft.

„Was sitzt Ihr denn hier, Kinderchen?“ sagte eine vom Felde heimkehrende Bauerfrau. „Ihr könnt wohl nicht ins Haus?“

„Ach freilich nicht,“ erwiderte Klementine kläglich und erzählte darauf die Begebenheit mit dem Hausschlüssel.

„Dachte ich mir's doch,“ erwiderte die Bauerfrau. „Vor etwa zwei Stunden kam ein wild aussehender Kerl an mir vorüber. Er ging gerade auf Euer Haus zu und schien an die Thür zu klopfen. Wahrscheinlich wollte er betteln. Ich sah auch noch, wie er sich später bückte, wie wenn er etwas aufhöbe. Der Kerl hat gewiß den Hausschlüssel mitgenommen.“

„Und das ist gewiß ein Spitzbube gewesen,“ fiel Klementine schnell ein und fing an zu weinen. „Und nun wird er einmal abends kommen

und uns bestehlen! Ach, was wird unsere Mutter sagen, wenn sie das hört!“

Es wurde jetzt nicht bloß Abend, sondern es schien sich auch ein Gewitter aufzutürmen. Da, wo die Sonne nieder sank, stand bereits eine dunkle Wolken schicht. „Kommt,“ sagte Klementine zu ihren Geschwistern, „wir wollen der Mutter ein Stück entgegen gehen, sie muß jeden Augenblick kommen. Wenn sie erfährt, daß der Hausschlüssel gestohlen ist, kann sie gleich den Schlosser bestellen, der unten im Dorfe wohnt, daß er das Thürschloß aufmacht. Wir müßten ja sonst am Ende unter freiem Himmel schlafen.“

Sie gingen. Der Westhimmel gestaltete sich immer dunkler und dunkler. Schon zuckten leichte Blitze an den dichten Wolken schichten hin, und ein dumpfes Rollen ließ sich aus der Ferne vernehmen.

Als die Kinder etwa eine Viertelstunde weit gegangen waren, trafen sie die Mutter. Sie machte ein verwundertes Gesicht, als sie die Kinder erblickte. Wie sehr aber erschrak sie erst, als ihr Klementine schluchzend erklärte, was mit dem Hausschlüssel vorgefallen sei.

„Mein Gott,“ sagte sie, „nun kann man ja keine Nacht mehr ruhig schlafen! Wenn ich auch das Schloß ändern lasse, hat's einmal so ein Spitzbube auf uns abgesehen, so wird er doch eines Abends kommen und einbrechen und einem die paar Thaler nehmen, die man sich mit Mühe und Not erübrigt hat. Daß mich nun auch diese Sorge noch treffen muß! Man ist doch ein wahres Unglückskind! 's ist doch wahr, der liebe Herrgott macht es manchem Menschen doch recht schwer!“

Während die Mutter noch so sprach, erhob sich ein gewaltiger Sturm und trieb das Gewitter in rasender Eile daher. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag erfolgte, und der Regen begann in Strömen hernieder zu stürzen.

„Jetzt kann ich unmöglich zum Schlosser gehen,“ sagte die Mutter. „Wir müssen ins nächste Haus eintreten und das Wetter erst vorüber lassen. Es wird nicht lange anhalten.“

Sie traten in das nächste Haus ein. Kaum aber hatten sie die Thür hinter sich zugemacht, that es einen Donnerschlag, als ob es den ganzen Weltenbau zusammenschmetterte. „Es muß ganz in der Nähe eingeschlagen haben!“ sagten die Leute in dem Hause. Sie hatten recht. Kaum daß eine Minute vergangen war, rief es draußen: „Feuer! Feuer!“ Und zu gleicher Zeit ertönte auch die Feuerglocke von der Dorfkirche.

Alle, bis auf die Kinder, stürzten zum Hause hinaus, um zu sehen, wo es brenne. Kaum aber hatte die Mutter einen Blick hinaus geworfen, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, denn sie sah, daß ihr eigenes Haus, das einzeln auf einer kleinen Anhöhe lag, über und über in hellen Flammen stand, so daß an eine Rettung nicht mehr zu denken war.

Einige Minuten schrie und jammerte sie wie eine Verzweifelte und vermochte kaum, sich auf ihren Füßen zu erhalten. Plötzlich aber ward sie ganz stille, sank auf ihre Kniee, faltete ihre Hände zum Himmel und sprach ein kurzes Dankgebet.

Die Umstehenden, welche das sahen und hörten, meinten nicht anders, als die Frau habe ihren Verstand verloren, da sie dem lieben Gott für dieses Unglück noch danken könne. Später, als die Frau ganz ruhig geworden war, wurden sie eines andern belehrt.

„Heute sehe ich es recht klar und deutlich ein,“ sagte sie, „wie wunderbar uns der liebe Herrgott oft zu schützen weiß.“ Und nun erzählte sie die Geschichte mit dem Hauschlüssel. „Hätte jener Landstreicher,“ schloß sie, „den Hauschlüssel nicht gestohlen, so wären meine drei Kinder, mein Liebstes, mein größter Schatz auf der Welt, zu Hause und wären jetzt erschlagen und verbrannt. Mag auch mein Hab und Gut in Asche liegen. Das Beste hat mir der liebe Gott gerettet, meine drei Kinder. Drum will ich ihm auch lebenslänglich danken.“

Da die Mutter, der der Tod bereits vor zwei Jahren ihren Mann genommen hatte, eine brave, biedere Frau war, fand sie von allen Seiten Teilnahme und Unterstützung, so daß sie sich ihr Häuschen wieder aufbauen konnte. Über die neue Hausthür aber ließ sie die Worte schreiben:

„Gott schützt wunderbar!“

Der Wasserdoftor.

Der alte Tischler Meirich muß doch heute einen rechten Ärger im Leibe haben, denn er wirft die Meißel und Schmiegen und die Spannschrauben hin und her, daß es nur so kracht und poltert. Hobelt er ein

Brett, so faust er mit dem Hobel darauf hin, daß die hellen Funken herausspringen möchten. Und dabei brummt und murmelt er unaufhörlich vor sich hin und schimpft auf das jezige junge Volk, auf den jugendlichen Unverstand und daß die Jungen immer klüger sein wollen als die Alten.

Indem er noch so knurrt und wirtschaftet, tritt sein Nachbar Belten herein. Er bleibt einige Augenblicke an der Thür stehen, sich über das sonderbare Gebaren des Alten schier verwundernd. „Aber, Nachbar Meirich,“ spricht er endlich, „was ist denn heute mit Euch, Ihr kommt mir ja so unwirsch vor?“

„Da möchte man wohl auch nicht unwirsch werden,“ versetzte der Alte, den Hobel unter die Hobelbank feuernd. „Mit beiden Füßen möchte man drein springen, wenn man sieht, wie mit Menschenleben gespielt wird.“

„Aber wieso denn, Nachbar? Wieso denn?“ sagte Belten schnell.

„Könnt Ihr Euch einen größeren Unverstand denken, Nachbar?“ beginnt hierauf Meirich. „Ihr habt vielleicht schon gehört, daß beide Kinder von meinem Sohne, dem Gelbgießer drüben, krank sind. Sie haben beide das Scharlachfieber. Da habe ich denn nun — und meine Frau dazu — geraten, sie sollen immer auf eine recht warme Stube halten, und die Kinder tüchtig in Betten einpacken und ihnen fleißig recht heißen Thee zu trinken geben, damit die Kinder recht zum Schwitzen kommen. Und was thun die dummen Menschen? Gott verzeih mir meine Sünde, daß ich so spreche! — In eiskaltem Wasser baden sie die armen Würmer. In eiskalte, nasse Tücher wickeln sie die armen Kinder ein und lassen sie stundenlang darin liegen! Kalt Wasser geben sie ihnen zu trinken und die Fenster der Stube, worin die Kinder liegen, reißen sie auf, so weit es geht, und das alle Tage mehrmals. Ist das nicht eine Tollheit, eine wahre Versündigung an den armen Wesen? Mich wundert nur, daß sie es nicht schon längst «ausgemacht» haben. Ich sag' es frei heraus, wenn die Kinder sterben, das haben ihre Eltern auf dem Gewissen! Ich war so glücklich über die kleinen Enkelchen, und nun geht man so mit ihnen um! Nein, über solche Rabeneltern! Ich könnte aus der Haut fahren!“

„Aber ich begreife Euren Sohn nicht, Nachbar,“ versetzte Belten. „Er ist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen!“

„Das ist's eben! Eben das ist's, daß er immer klüger sein will als andere Leute,“ fällt Meirich schnell ein. „Da ist neulich so ein Wasserdoctör ins Dorf gezogen und hat den Leuten die Köpfe verdreht. Und da hat sich mein Sohn auch breit schlagen lassen und hat diesen Doctör angenommen. Ich bin mit Händen und Füßen dagegen gewesen, aber die Jugend will eben heutzutage neunundneunzigmal gescheiter sein als wir Alten!“

„Leider! Leider!“ versetzte Belten, bedauerlich mit den Achseln zuckend.

„Das sage ich aber,“ fährt der Alte entrüstet fort, „sterben die Kinder — und ich erwarte die Todesnachricht jede Stunde — dann dürfen weder mein eigener Sohn noch seine Frau — die auch überaus klug sein will — mir je wieder über die Schwelle kommen!“

Meirich schimpfte noch lange fort, und Belten pflichtete allen seinen Ansichten bei. Meirich blieb noch viele Tage, ja noch mehrere Wochen in dieser aufgeregten Stimmung. Sein Ärger ging sogar so weit, daß er, obgleich ihm die Enkelchen ans Herz gewachsen und sein Stolz und seine Freude waren, niemals hinschickte und sich erkundigen ließ, wie es ihnen ginge. Bei ihm stand es unumstößlich fest, daß sie mit dem kalten Wasser zu Tode kuriert würden, und so erwartete er eben bloß noch die Todesnachricht.

Nachdem einige Wochen verstrichen waren und Meirich eines Morgens in seiner Werkstatt stand und eben mit dem Leimtiegel beschäftigt war, klopfte es leise an die Thür. „Herein!“ rief er mit etwas gedrückter Stimme, denn er dachte sofort: „Jetzt wird die Todesnachricht kommen.“ Leise und langsam öffnete sich die Thür und herein trat seine Schwiegertochter, den kleinen Knaben in ein Bettchen gewickelt auf dem Arme und das dreijährige Mädchen, das dem Großvater ein Körbchen Blumen bringen wollte, an der Hand. Beide Kinder sahen dick und rot aus und waren so überaus munter, als ob sie nie krank gewesen wären.

Der Großvater stand einige Sekunden wie versteinert, als wollte er seinen Augen gar nicht trauen. Endlich aber sagte er, indem er auf die junge Frau zutrat: „Nein, ist's denn wirklich wahr, daß das meine herzlichen Enkelkinderchen sind?“

„Sie sind es, lieber Großvater,“ sagte die Schwiegertochter. „Sie kommen eben, um Dir nach langer Zeit wieder einen «Guten Morgen»

zu bringen und Dir zu sagen, daß sie wieder ganz gesund sind und daß ihnen die Kaltwasserkur ganz gut bekommen ist.“

„Nein, da schlag' einer doch ein Rad,“ rief der Alte, der jetzt mit einem Male wie umgewandelt war. „Die Kinder sehen ja aus wie die Pfeifer und haben das Scharlachfieber gehabt!“

„Und das alles hat das Wasser gethan, lieber Großvater,“ sagte die junge Frau lächelnd.

„Hm! Hm!“ machte es der Alte, sichtlich etwas beschämt. „Man sollte es doch kaum glauben! Na, gib mir nur den Kleinen da einmal her. Ich muß mir den kleinen Woll sack wieder einmal ordentlich ansehen.“

Bei diesen Worten rückte der Alte seine großrädige Brille zurecht, nahm den Kleinen in seine Arme und sah ihm so recht in das volle Gesicht und in die lieben, freundlichen Augen hinein. In den Zügen des Großvaters aber lagerte jetzt eine Glückseligkeit, wie nie zuvor. Wiederholt küßte er bald den Kleinen, bald das kleine Mädchen. Das Küssen aber war sonst bei ihm nie vorgekommen, wenn er die Enkelchen auch noch so lieb gehabt hatte.

Von dieser Zeit an ward doch der Großvater Meirich etwas anderen Sinnes in Bezug auf seine Hausmittel und die Wasserkur. „Am Ende“ sagte er später zu seinem Nachbar Belten, „laß ich mir, wenn ich einmal krank werden sollte, doch auch den Wasserdoktor holen.“

Arm aber edel.

„Grüß Gott! Melzer!“

„Glück auf! Wenzel!“

So begrüßten sich an einem schönen Frühlingmorgen zwei Männer, welche sich auf einem Feldwege trafen. Melzer war ein armer Bergmann und Vater von fünf noch ziemlich kleinen Kindern. Er ging eben nach seinem Silberbergwerke, um anzufahren. Wenzel dagegen war ein reicher Bauer, der eben seine Fluren, wegen der Aussaat, einmal besichtigen wollte.

Nachdem sich beide begrüßt hatten, gingen sie eine weite Strecke stumm nebeneinander her. „Nun, Melzer,“ unterbrach endlich Wenzel das Schweigen, „Ihr seid ja heute recht still und verdrossen. Was habt Ihr denn?“

„Wo soll bei unsereinem auch die heitere Laune herkommen?“ erwiderte Melzer, indem er seine Pfeife stopfte. „Wenn man fünf Kinder hat und alle Tage mit einem Fuße im Grabe steht, vergeht einem schon das Pfeifen und Singen und Schwätzen.“

„Oho!“ scherzte Wenzel. „Ihr Bergleute habt ja mehr Silber in den Händen als unsereiner. Was kann's denn da für Not haben?“

„Ihr könnt gut Spaß machen,“ sagte Melzer. „Wer so ein Bauerngut hat, wie Ihr, zwanzig Kühe im Stalle und den Kasten voll Geld, der weiß gar nicht, wie einem armen Familienvater zu Mute ist. Meine Kinder können heute mittag wieder bloß Wassersuppe essen. Mein geringer Verdienst langt weder vor noch hinter. Was soll nur erst aus ihnen werden, wenn mir einmal ein Unglück zustößen sollte? Und — es spukt jetzt gewaltig unten im Schacht. Es scheinen viel böse Wetter im Anzuge zu sein. Man möchte wirklich jeden Tag gewärtig sein, daß man die Seinen nicht wieder sieht. Dieser Gedanke liegt mir wie Blei in den Gliedern. Erst heute wieder war es mir so sonderbar, als ich fortging. Die Kinder klammerten sich wie Kletten an mich, als ich Abschied nahm. Dem Jüngsten, dem Hans, mußte ich die Arme mit Gewalt von meinen Beinen losmachen.“

„Na, na,“ versetzte Wenzel, „seid nur nicht ängstlich. Mit den bösen Wetterern wird es schon nicht so arg werden. Es wäre freilich schlimm, wenn Ihr einmal ein Unglück haben solltet und die Gemeinde müßte dann Eure Frau und Eure fünf Kinder ernähren.“

Die beiden Männer gingen auseinander. Melzer ging nach seinem Bergwerke, Wenzel weiter durch seine Felder.

Gottes Wege sind wunderbar. Noch ehe die Mittagsglocke läutete, durchlief die Schreckenskunde das Dorf, im Bergwerke sei ein großes Unglück geschehen und mehrere Bergleute seien dabei ums Leben gekommen. Alles, was Beine hatte, eilte der Unglücksstätte zu. Unter den Bestürzten befand sich auch Melzers Frau. Eine entsetzliche Ahnung verlieh ihren Füßen Flügel. Sie war fast die erste, die an dem Bergwerke ankam. Hier aber trat sofort der Obersteiger zu ihr und führte sie in seine Stube.

Er hatte ihr die Schreckenskunde mitzuteilen, daß ihr Mann unter den von einem bösen Wetter Erschlagenen sei. Er that dies mit der größten Vorsicht und bezeigte ihr das herzlichste Mitleid.

Die arme Bergmannsfrau sank fast in Ohnmacht, als sie endlich hörte, daß ihr Mann tot sei. „Meine armen Kinder! Meine armen Kinder!“ rief sie einmal über das andere.

Das Los der armen Witwe wurde ein sehr trauriges. Sie bekam zwar eine ganz kleine Geldunterstützung, was aber war das unter so viele? Sie arbeitete von früh bis abends, ihr Verdienst indes war so gering, daß ihre Kinder sich keinen Tag satt essen konnten und deshalb zu kränkeln anfangen. So blieb ihr endlich nichts weiter übrig, als den Bettelstab zu ergreifen. Es wurde ihr unendlich schwer. Aber die Not und das Elend waren zu groß, und Hunger thut weh.

Es war ein trauriger Anblick, wenn man die arme Mutter, einen Korb auf dem Rücken und ihre fünf Kinder an ihrer Seite, von Haus zu Haus wandern sah. Anfangs fand sie viele mitleidige Herzen. Nach und nach aber wurden die Leute im Dorfe des Gebens müde. Man nannte die Unglücklichen wohl gar ein faules Bettelvolk. Hier und da schloß man sogar die Thür vor ihnen zu.

Zu diesen Hartherzigen gehörte auch der Bauer Wenzel, der ohnedies im ganzen Dorfe als Geizhals bekannt war. Eines Tages arbeitete er in seiner Scheune, die der liebe Gott mit einer reichen Ernte gesegnet hatte, als die arme Bergmannsfrau wieder mit ihren fünf Kindern zum Hofthore hereintrat. „Kommt das Lumpengesindel schon wieder?“ brummte er verdrießlich vor sich hin. „Man kann sich heutzutage der Bettelleute gar nicht mehr genug erwehren. Von dem vielen Geben möchte man selber zum Bettler werden!“

Die arme Frau hatte das ärgerliche Murren nicht gehört. Als sie des Bauers ansichtig wurde, knieete sie mit ihren fünf Kindern vor der Scheune nieder. Alle falteten ihre Hände und beteten einen frommen Liedervers. Diesen hörte der Bauer mit an, aber sein Herz blieb ungerührt. Anstatt seine milde Hand aufzuthun, fuhr er die Unglücklichen, als sie geendet, an und sprach: „Eure Bettelei hab ich nun satt! Ihr seid ja vor kaum vier Wochen erst bei mir gewesen! Mir fällt das liebe Brot auch nicht zur Feueresse herein, daß ich es nur so den Bettelleuten hinbrocken könnte! Ich kann nichts dafür, daß den Melzer das böse

Wetter erschlagen hat. Wie komme ich denn dazu, Euch mit zu erhalten? Schert Euch fort und kommt mir nie wieder in mein Gehöfte! Klopft wo anders an, nur bei mir nicht mehr!“

„Aber so habt doch Erbarmen mit uns,“ flehte die arme Mutter. „Ich würde gewiß nicht betteln gehen, wenn —“

„Es seht nichts und damit Punktum!“ unterbrach sie der grausame Wenzel. „Schert Euch fort, sag’ ich, sonst schicke ich nach dem Bettelvogte und lasse Euch hinausbringen.“

Mutter und Kinder brachen in Thränen aus. Langsam erhoben sie sich und ebenso langsam schlichen sie zum Hofthore hinaus.

Sie mochten ohngefähr hundert Schritte von dem Bauerngute entfernt sein, als sich ein unbekannter Mann zu ihnen gesellte. Der Fremde sah allerdings etwas wild aus, stellte sich aber sehr freundlich, schenkte jedem Kinde einen Groschen und ließ sich darauf mit der Bergmannsfrau in ein Gespräch ein. „Ihr seid doch wohl hier im Dorfe gut bekannt?“ sagte er. — „O ja,“ erwiderte die Bettlerin, „ich bin ja hier aufgewachsen.“ — „Ihr kennt wohl auch das Gut ganz genau, aus dem Ihr vorhin heraus kamt?“ fuhr der Fremde fort. — „In- und auswendig kenn’ ich es,“ gab die Frau zur Antwort, „ich habe ja drei Jahre darin gedient.“ — „Das ist mir lieb,“ versetzte der Fremde und wurde dabei zusehends freundlicher. „Da könnt Ihr mir einen Gefallen erzeigen, wenn Ihr mir über einiges Aufschluß gebt. Ihr sollt es nicht umsonst thun. Es soll mir auf fünf Thaler nicht ankommen.“

Die arme Frau stuzte. „Fünf Thaler? Fünf Thaler?“ dachte sie bei sich, „da könnten wir ja vier Wochen davon leben? Nun, was wünschen Sie denn zu wissen?“ fragte sie darauf den Fremden. — „Ihr sollt mir sagen,“ versetzte der Fremde, „ob der Bauer Wenzel einen Hund hat, den er etwa des Nachts losläßt; wann er seinen Hof zuschließt; ob er des Abends etwa in die Schenke zu gehen pflegt; wann er gewöhnlich zu Bette geht; wo er schläft, wo die Knechte schlafen und noch einiges andere.“

Da aber stuzte die Bergmannsfrau wieder. „Dieser hat ganz gewiß böse Absichten,“ dachte sie bei sich. „Er ist ein Spitzbube und will den Bauer bestehlen.“ Ihr Plan war indes schnell gefaßt. Die fünf Thaler, dachte sie, willst Du Dir und Deinen Kindern verdienen und dadurch den Bauer Wenzel retten, wenn er Dir auch keinen Bissen Brot gegeben hat.

„D,“ sagte sie gleich darauf, „das kann ich Ihnen alles ganz genau sagen.“ Und nun fing sie an, zu erzählen und die inneren Einrichtungen des Bauernhofes ganz genau zu beschreiben.

Der Unbekannte hörte mit gespitzten Ohren zu, warf aber hie und da noch eine Frage dazwischen. „Danke schön! Danke schön!“ sagte er endlich, gab der Armen die versprochenen fünf Thaler und bog links ab, nach einem Gebüsch. Kaum aber war er den Augen der Bettlerin entschwunden, kehrte diese mit ihren fünf Kindern um und ging wieder zum Bauer Wenzel.

Als dieser die arme Familie abermals in seinen Hof treten sah, geriet er förmlich in Wut, fing an zu fluchen und zu schimpfen und griff sogar nach einem Besen, um die Armen zum Thore hinaus zu treiben.

„Gemach, gemach, Wenzel!“ begann die Frau. „Ich komme jetzt nicht, um Euch um ein Stückchen Brot zu bitten. Ich habe Euch etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Ihr seid in großer Gefahr.“ — „Was wird's denn sein?“ versetzte der Bauer kurz und verächtlich. Darauf erzählte nun die Bergmannsfrau, was sie erlebt und gehört habe. Der Bauer wollte anfangs den Worten der Armen nicht glauben. Als diese ihm aber die fünf Thaler zeigte, ließ er alle Zweifel fallen und wurde vor Schreck ganz blaß im Gesicht.

„Habt's Dank!“ stammelte er, „daß Ihr mir das gesagt habt. Hätte es Euch nicht zugetraut, da ich Euch doch abgewiesen hatte. Werde mich schon abfinden.“

Noch denselben Tag nahm Wenzel mehrere handfeste Männer in sein Gut, die bei ausgelöschtem Lichte wachen mußten. Und schon am dritten Morgen durchlief die Kunde das Dorf, daß man beim „Wenzelbauer“ zwei Spitzbuben, beide mit Dolchen und Pistolen versehen, gefangen habe.

Und wie belohnte Wenzel die edle That der armen Bergmannsfrau? — Er schickte ihr drei Mehen Kartoffeln und ein Sechspfundbrot. Ihm aber hatte die großmütige Arme nicht nur mehr als tausend Thaler bares Geld, das er in einem Schränkchen verborgen hielt, sondern vielleicht gar das Leben gerettet. Über dieses undankbare, schmutzig geizige Wesen Wenzels wurde aber das ganze Dorf erbittert. „Nein,“ sagten einige wohlhabende Leute, „diese großmütige That muß besser belohnt werden. Wir wollen eine Sammlung für die brave Frau veranstalten.“

Es wurde gesammelt und dabei kam so viel zusammen, daß die

arme Frau einen kleinen Handel mit Band und Zwirn anfangen konnte. Alle Leute verpflichteten sich, bei ihr zu kaufen. Dieses kleine Geschäft aber brachte ihr soviel ein, daß sie sich mit ihren Kindern nun redlich nähren konnte und nicht mehr betteln zu gehen brauchte.

Der Bären-Toni.

Ein Vater und sein Sohn, der etwa vierzehnjährige Benno, hatten sich auf einer Alpenreise verirrt. Kein Weg, kein Steg war mehr zu sehen. Bald stiegen sie diesen, bald jenen Felsen empor, bald hier, bald dort einen Abhang hinunter, aber nirgends kamen sie zu einem erwünschten Ziele. Immer mußten sie wieder umkehren, oder einen anderen Versuch nach links oder rechts machen.

Die Lage der Verirrten wurde dadurch noch bedenklicher, daß bereits die Nacht vor der Thür stand und daß sich von allen Seiten Gewitter aufzutürmen schienen.

„Wenn wir nur wenigstens eine Höhle fänden, in der wir die Nacht zubringen, oder einen Felsenüberhang, unter dem wir Schutz vor dem Wetter finden könnten,“ sagte der Vater. „Ein Wetter wird's wohl geben, und dann wäre es freilich schlimm, wenn es uns unter freiem Himmel erwischte.“

Obgleich Benno durchaus kein verzagter Knabe war, war ihm doch, als es jetzt immer dunkler und dunkler wurde und nur die nächsten Felsenhörner noch zu sehen waren, nicht wohl zu Mute. Eine Nacht so hoch oben, zwischen öden Steinwänden, ohne ein schirmendes Dach zubringen zu müssen, erfüllte ihn mit Bangen. Hatte er doch auch gelesen, daß sich zuweilen noch Bären in den Hochalpen zeigten. Und mit einem solchen Alpenbewohner Bekanntschaft zu machen, dünkte ihm höchst bedenklich.

Da sich der Himmel immer dichter mit Wolken bedeckte, riet der Vater, nicht weiter zu gehen, sondern in einer kleinen Felsenschlucht, die eben vor ihren Füßen lag, ihr Nachtlager aufzuschlagen. „An ein Abendbrot dürfen wir freilich nicht denken,“ sagte der Vater, „denn Du weißt,

Benno, daß ich Dir heute mittag das letzte Stückchen Brot und das letzte Stückchen Schweizerkäse gegeben habe. Aber das thut auch nichts. Eine Nacht halten wir es schon aus. Unser Herr Magen muß auch einmal einen bösen Tag mit darein nehmen. Es ist aber gut, daß wir große Tücher bei uns führen, mit denen wir uns vor der Kühle der Nacht schützen können. Das Gewitter wird schon auch gnädig vorüber gehen, und so habe keine Angst, Benno. Der liebe Gott wird uns schützen.“

Eben wollte der Vater sein Reisebündel ablegen, als er plötzlich stutzte. „War das nicht die Stimme einer Kuh, die ich soeben vernahm?“ sagte er. „Horch! Schon wieder! Es kommt da von links herüber. Gewiß sind wir in der Nähe einer Almhütte!“

„O, das wäre herrlich!“ sagte Benno, indem er die Hand hinter die Ohrmuschel legte, um schärfer zu hören. Und richtig, bald darauf vernahm er das dumpfe Gebrüll noch einmal.

„Die Almhütte kann durchaus nicht weit von hier entfernt sein,“ meinte der Vater. „Komm und laß uns einige hundert Schritte da links hinüber steigen. Vielleicht sind wir so glücklich, die Sennhütte zu finden.“

Vorsichtig stiegen sie bald über Felsblöcke, bald über loses Geröll hinweg und endlich eine bewachsene, stille Berglehne hinab.

Bald auch erblickten sie, zu ihrer großen Freude, in einiger Entfernung den matten Schein des Lichtes. Bedächtig wegen der Finsternis jeden Tritt abmessend, schritten sie darauf zu und standen endlich glücklich vor einem armjeligen Häuschen, einer Almhütte.

Sie klopfen an. Die niedere Thür öffnete sich. Ein alter Senner, der mit einem stämmigen Geißbuben die Hütte bewohnte, nahm sie freundlich auf. „Butter, Käse, einen Trunk Milch und ein Nachtlager kann ich Euch bieten,“ sagte er. „Weiter habe ich nichts.“

„O,“ erwiderte Bennos Vater, „weiter brauchen wir ja auch nichts. Und wir danken Gott, daß wir das bei Euch finden!“

Bald stand das einfache Abendbrot auf einem schmalen, kleinen Tischchen, das in einem Winkel der Wohnung klemmte. Noch nie hatte dem Benno ein Abendbrot so gut geschmeckt als heute. Wie wohl war ihm, als sich endlich der Magen befriedigt fühlte und der Knabe sich sicher unter Dach und Fach wußte. Neugierig blickte er sich in dem niederen Gemache um. Da gab es freilich weder Tapeten, noch Vorhänge, noch

Spiegel und Gemälde. Kein Sofa, nicht einmal ein ordentlicher Stuhl war darin zu sehen. Fenes Tischchen und ein paar hochbeinige Schemel bildeten die ganzen Möbel. Rechts von der Thür sah man einen Herd und über diesem hing ein kupferner Kessel. Dieser Kessel war das einzige Kochgeschirr. Dielen gab es auch nicht. Man stand mit den Füßen auf Gottes blanker Erde.

Nach dem Abendbrote kamen der Vater und der alte Senner ins Plaudern. Der Vater erzählte von dem Leben in der großen Stadt und der Alte schilderte in seiner Weise die Freuden und Leiden des Alpenlebens. Benno war ganz Auge und Ohr bei der Darstellung des Alten. Erfuhr er doch aus dessen Munde weit mehr, als er zeither aus Büchern gelesen hatte. Am meisten interessierte es den Benno, als der Alte endlich auch auf die Gemsen und Steinböcke und die Gemsjagd zu reden kam.

„Giebt es denn noch Bären auf den Alpen?“ fragte Benno.

„Wohl schwerlich,“ erwiderte der Alte. „Wenigstens hat man seit vielen Jahren nichts gehört, daß sich ein solches Tier hier habe sehen lassen. Und doch“ — unterbrach sich hier plötzlich der Alte — „bald hätte ich es vergessen, war nur erst voriges Jahr fast alle Tage ein solches Ungeheuer zu sehen. Und, was das aller schlimmste ist, dieser Bär ist ganz in unserer Nähe.“

„Auf dem Berge, wo wir uns jetzt befinden?“ fragte Benno schnell.

„Noch näher!“ versetzte der Alte mit etwas schelmischem Tone.

„Doch nicht etwa gar in der Nähe von Eurer Sennhütte?“ fragte Benno, etwas ängstlich werdend, wieder.

„Noch viel näher, lieber Junge,“ gab der Alte lächelnd zur Antwort.

„Noch näher?“ fragte Benno mit schon halb versetztem Atem. „Da müßte das böse Tier ja geradezu in Eurer Hütte sein?“

„So ist's auch, lieber Junge,“ versetzte der Alte, „der Bär befindet sich sogar mit hier in der Sennstube, wo wir eben sitzen.“

Benno wußte nicht, wie er diese Worte nehmen und was er denken sollte. „Macht Ihr Spaß oder Ernst?“ sagte er endlich, den Alten ganz starr anblickend.

„Spaß und Ernst, wie Du willst,“ erwiderte dieser. „Willst Du den Bären sehen?“

Benno sah den Alten verwundert an, gab aber keine Antwort. Er wußte nicht, sollte er ja oder nein sagen. Um ihn endlich aus der pein-

lichen Ungewißheit zu erlösen, sagte der Alte: „Sieh hin, lieber Junge! Dort sitzt der Bär im Winkel.“ Bei diesen Worten zeigte der Alte nach dem Geißbuben, der sich in eine Ecke neben dem Herde gedrückt hatte und eingenickt war. Es war ein etwa fünfzehnjähriger, kräftiger Bursche mit derben Händen und Füßen und braunem Gesicht. Dabei ziemlich hoch herausgewachsen.

„Ach so,“ sagte Benno, wieder leicht aufatmend, „der junge Mensch dort führt wohl den Namen Bär?“

„Nein, nein,“ entgegnete der Alte, „er ist, oder besser, er war ein Bär, ein leibhaftiger Bär, vor dem sich mancher Reisende gefürchtet hat.“

Benno schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Das verstehe ich nicht. Ich merke wohl, daß Ihr einen Spaß mit mir treibt, aber ich weiß nicht, wie das alles gemeint ist.“

„Das glaube ich gern, lieber Sohn,“ sagte hierauf der Alte. „Und deshalb werde ich Dich über diese Sache aufklären und Dir diese sonderbare Bärengeschichte erzählen. Oder bist Du etwa zu müde und möchtest lieber zur Ruhe gehen?“

„Ach nein, nein,“ versetzte Benno schnell. „Ich bin noch gar nicht müde. Erzählt nur, erzählt!“

„Nun sieh, die Sache verhält sich so,“ begann hierauf der alte Senn, nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine kurze Pfeife noch Feuer hatte. „Der Vater von dem Geißbuben dort, der Toni (Anton) heißt, wohnte unten im Thale und ist Gebirgsführer. Wenn er nun aber die Fremden auf und über die Alpen führte, wurde er fast jedesmal gefragt, ob man keine Gemsen sehen würde. Am schlimmsten darin waren die Engländer. Sie begnügten sich nicht einmal mit Gemsen, sondern wollten durchaus Bären sehen. Da hatte denn der Führer ordentlich seine wahre Not. Er sollte durchaus Gemsen und Bären schaffen. Ja, aber, das Viehzeug läuft doch eben nicht herum, wie die Fliegen um die Milchbreischüssel. Und wo sollten nun gar erst die Bären herkommen?“

„Als ihm nun aber eines Tages ein reicher Engländer drei Dukaten bot, wenn er ihn einen Bergpfad führe, wo man möglicherweise einen Bären sehen könne, wurde die Sache dem Führer doch verführerisch. Er fing jetzt an, darüber nachzudenken, wie es doch wohl anzufangen sei, einen Bären zu beschaffen. «Damit wäre etwas zu verdienen,» sagte er

für sich. «Halt! Wie wäre es, wenn ich mir einen lebendigen Bären kaufte und ihn an irgend einer vom Wege abgelegenen Stelle an eine Kette hinge? Dann könnte ich ja die Bärensehnsucht der Reisenden befriedigen? — Aber nein! das geht doch nicht, denn erstens kostet mich ein solches Tier beim Ankaufe zu viel, zweitens ist seine Fütterung zu teuer und drittens würde die Sache auch bald verdächtig werden, wenn der Bär sich immer an ein und derselben Stelle zeigte. Nein, das geht also nicht. — Aber halt! Da kommt mir ein neuer Gedanke! Ja, ja, das wird gemacht, und da paßt mein Toni ganz prächtig dazu.»

„Wenige Tage darauf brachte der Alpenführer ein Bärenfell mit nach Hause. Das Fell nähte er zusammen und stopfte es hie und da etwas aus. Jetzt rief er seinen Toni herbei, teilte diesem seinen Plan mit und sagte: «Und Du, Toni, Du mußt den Bären abgeben. Du nimmst die Bärenhaut, wie sie jetzt ist, auf den Rücken und trägst sie an eine Stelle hoch oben im Felsengeklüfte, die ich Dir zeigen werde. Sobald ich dann mit den Fremden komme und Du hörst einen Pfiff von mir, kriechst Du in die Bärenhaut hinein und kletterst dann vorsichtig den Berg hinan, oder auch an dem Berge hin. Kannst auch dann und wann ein wenig brummen dazu. Du wirst sehen, daß ich mit diesem Kunststückchen viel Geld verdiene, und Dir will ich die kleine Anstrengung schon auch gut bezahlen. Du bekommst von mir für jede solche Bärenvorstellung zehn Bazen. Bedenke, was Du Dir alles davon anschaffen kannst.»

„Toni, dem die Sache äußerst lustig vorkam, willigte mit Freuden ein, zumal ihm noch dazu ein so schöner Lohn in Aussicht stand. Und so spielte er einen ganzen Sommer hindurch den Brummbär, wobei es ihm freilich nicht selten ziemlich heiß wurde unter dem zottigen Felle.

„Namentlich waren es reisende Ausländer, welche oft ganz überglücklich waren, endlich einmal einen Bären in der Wildnis zu sehen. Wie flogen da schnell die Brillen auf die Nasen und die Fernröhre aus den Futteralen, wenn von irgend einem plötzlich das braune Beest entdeckt wurde! Der listige Führer wußte es schon so einzurichten, daß die Fremden des Ungeheuers selbst zuerst ansichtig werden mußten. Da gab es dann ein Zeigen und leises Zuflüstern: «Dort, dort! Seht Ihr ihn! Da links klettert er am Felsen empor! Jetzt streckt er sich hin! Hört Ihr! Er brummt! Er wird doch nicht in unsere Nähe kommen!» riefen die Frauen und Fräulein gewöhnlich. Das Ende vom Liede aber war, daß die Reisenden

in ihrer Freude und in ihrem Stolze dem Führer ein gutes Trinkgeld in die Hand drückten.“

„Aber warum spielt denn der Toni jetzt den Bären nicht mehr?“ fragte Benno, dem die Geschichte außerordentlich viel Spaß machte.

„Das will ich Dir sagen, lieber Junge,“ erwiderte der Alte, „weil dem Toni das Bärenleben einmal beinahe sehr schlecht bekommen wäre. Es fehlte nicht viel, hätte es ihm das Leben gekostet. Eines Tages nämlich hat sich ein Amerikaner, der ganz allein reist, in den Alpen verirrt und kommt unglücklicherweise in jene Gegend, wo der Bären-Toni sein Wesen treibt. Kaum erblickt der Amerikaner das vermeintliche Ungetüm, zieht er auch schon seinen Revolver aus der Tasche, um auf den Bären zu schießen. Zum größten Glück bemerkt dies Toni noch zur rechten Zeit und schreit nun aus Leibeskräften: »Um Gottes willen! Nicht schießen! Nicht schießen! Ich bin ja ein Mensch!«

„Der Amerikaner erschrickt und staunt zugleich und mag sich wohl in eine Zauberwelt versetzt glauben. Diese Augenblicke aber benutzt Toni, biegt schnell um eine Felsenecke, um sich den Augen des Fremden zu entziehen, fährt dann blizschnell aus der Bärenhaut heraus und eilt mit ihr, was er laufen kann, den Berg hinab.

„Seit dieser Zeit aber war Toni nie wieder dazu zu bewegen, den Bären zu spielen. Er kam zu mir und wurde ein Geißbub, was er eben heut noch ist. Und nun, lieber Sohn, nicht wahr, nun verstehst Du, wie ich's meine, wenn ich vorhin sagte, wir hätten einen Bären ganz in unrer Nähe?“

„Jawohl, jawohl,“ erwiderte Benno.

„Und nun,“ versetzte der Vater scherzend, „kannst Du jawohl auch, wenn wir wieder nach Hause kommen, erzählen, daß Du einen Bären gesehen hast.“

Über dieser Erzählung war es spät und die höchste Zeit geworden, sich zur Ruhe zu begeben. Betten konnte freilich der Senner seinen Gästen nicht bieten. Sie mußten miteinander auf einem kleinen Boden auf Heu schlafen. Wie aber Hunger der beste Koch ist, so ist Müdigkeit der beste Bettmeister. Vater und Sohn schliefen ausgezeichnet. Den nächsten Morgen setzten sie, nach einem kleinen Frühstück, ihre Reise weiter fort. Der Vater drückte dem Alten beim Abschiede, unter herzlichem Danke für die freundliche Aufnahme, ein anständiges Trinkgeld in die Hand und Benno

ließ sich's nicht nehmen, auch den Bären-Toni mit einem blanken halben Gulden zu erfreuen.

Dieser war über das blanke Geldstück ganz glücklich. Ein so großes hatte seine Tasche noch nie beherbergt. „Dank's Gott! Dank's Gott!“ wiederholte er wohl an zehnmal und küßte dabei dem Benno sogar die Hand.

Lange noch standen der alte Senn und der Bären-Toni vor ihrer Hütte, sahen und winkten den Abziehenden mit ihren Hüten nach und riefen: „Glückliche Reise!“

Ein Befehrter.

Gertrud und Robert waren die Kinder eines wohlhabenden Ökonomen. Ihr Vater war früher Hausbesitzer in der Stadt gewesen, hatte sich aber, aus Liebe zum Landleben, ein großes Landgut gekauft und trieb nun eben die Ökonomie. Seinen beiden Kindern hielt er einen Hauslehrer. Damit sie recht gesund und kräftig würden, mußten sie sich viel Bewegung in freier Luft machen, mußten selbst zuweilen auf dem Felde mit arbeiten helfen.

Da der Vater beide Kinder für die Ökonomie erziehen wollte, erhielt jedes eine Anzahl Tauben, Hühner und Gänse zur Verpflegung. Auch überwies er jedem einige Beete im Gemüse- und Blumengarten, die sie nach ihrem Gutdünken besäen und bepflanzen sollten. Wie leicht erklärlich, hielt es Gertrud mehr mit Blumen. Auf ihren Beeten blühten Rosen, Nelken, Aurikeln, Fuchsien, Tulpen, Veilchen u. dergl. bunt durcheinander. Robert dagegen hielt es mit solchen Pflanzen, welche eßbare Früchte trugen. Auf seinem Lande sah man Stachel-, Johannis- und Erdbeeren. Auch säete er viel Zuckerschoten und Radieschen. Viel Ärger hatte er dabei mit den Sperlingen, die ihm, wenn sie plötzlich einmal Appetit auf grünes Gemüse bekamen, nicht selten die jungen, zarten Pflänzchen auszogen. Wahrhaft in Wut aber konnte er geraten, wenn er einmal die Hühner auf seinen Beeten erwischte, weil ihm diese wiederholt große Löcher gescharrt hatten, um Regenwürmer zu suchen.

Wie sehr erschraf daher Gertrud, als sie eines Nachmittags in das Gärtchen trat und sah, wie eine ihrer Hennen das Beet, worauf Robert den Tag vorher Radieschen gesäet, ganz durchscharrt hatte. So gut es ging, brachte sie das Beet eiligst wieder in Ordnung und trieb dann schleunigst die Henne zum Gärtchen hinaus. In demselben Augenblick aber kam Robert um die Plumpe herum. Ihn durchzuckte sogleich eine böse Ahnung. „Gewiß,“ sagte er, „hat mir Deine alte, dumme Henne da wieder Unheil angerichtet.“

Da ihm nun Gertrud das Unglück nicht verschweigen wollte und konnte und ihm erzählte, was sich zugetragen, geriet Robert dermaßen in Wut, daß er die Henne alles Ernstes auf der Stelle tot schlagen wollte. Er griff sogar schon nach einem Knüttel. Gertrud schrie hell auf und bat flehentlich um Gnade für ihr Puttchen. Robert aber hörte nicht darauf. Er jagte, wie von Sinnen, hinter der ängstlich gackernden Henne her und warf ihr wiederholt den Knüttel nach.

Zum Glücke kam der Hauslehrer dazu, der dem Knaben sofort Halt gebot und ihn den Knüttel weglegen hieß. Hierauf ließ sich der Hauslehrer von Gertrud erzählen, was vorgefallen sei. Robert erhielt einen sehr strengen Verweis, daß er, als ein vernünftiger Mensch, so unvernünftig sein und das unverständige Tier, das weiter nichts gethan, als einfach seine Nahrung gesucht habe, so ängstigen und mißhandeln könne. „Oder,“ schloß er seine Rede, „konnte etwa die Henne wissen, daß das ein wohlgepflegtes Gartenbeet sei und daß da Radieschen darauf gesäet seien und daß sie deshalb dort keine Würmer suchen dürfe? Doch“ — sagte der Hauslehrer noch — „es mag für diesmal sein Bewenden haben. Aber siehe zu, daß Du, als mit Verstand begabt, nicht einmal viel strafbarer handelst.“

Wenige Tage darauf unternahm der Hauslehrer mit den beiden Kindern eine Tagespartie in das Gebirge hinein. Dabei aber hatten sie einmal den rechten Weg verloren und mußten nun mehrere Stunden zwischen den Bergen und in den Wäldern umherirren. Da wurden die armen Magen gar lang und murrten und knurrten fürchterlich. Besonders klagte Robert über gewaltigen Hunger. Nachdem der Hauslehrer wieder den rechten Pfad gefunden, schlug er ganz absichtlich einen Seitenweg ein, der an einem Rübenfelde dicht vorbei führte. Robert ging hinter ihm her. Da hört der Hauslehrer hinter sich etwas knirschen, wie wenn jemand

mit den Zähnen einen Apfel spaltet. Er sieht sich um. Und siehe da, Monsieur Robert hat eine gewaltige Rübe in der Hand und beißt begierig hinein.

„Ei, ei! Robert!“ sagte jetzt der Hauslehrer, indem er stehen blieb und den Knaben ernst ansah. „Weißt Du, was Du jetzt gethan hast? Du hast gestohlen, denn das Rübenfeld gehört nicht Deinem Vater.“

„Ja, aber ich hatte solchen großen Hunger!“ erwiderte Robert weinerlich.

„So!“ sprach der Hauslehrer wieder. „Und um Deinen Hunger zu stillen, begingst Du einen kleinen Diebstahl? Du wußtest, daß Du das nicht thun durfst, darum thatest Du es heimlich. Und nun — Robert — und nun denke an die arme Henne, die auch ihren Hunger stillen wollte. Weiter sage ich nichts.“

Robert schlug beschämt die Augen nieder und ließ die Rübe, so köstlich sie ihm auch schmeckte, wieder fallen.

Von dieser Zeit an kam Robert nie mehr in Wut, wenn ein Tier irgend einen Schaden angerichtet hatte. Und selbst, als ihm einmal Nachbars Kaze ein junges Kaninchen erbiß, blieb er ziemlich ruhig. Er dachte an die Rübe.

Zur See.

Fabian war der Sohn eines Schuldirektors in einem kleinen Städtchen. Schon als kleiner Knabe zeigte er bei seinen Spielen eine merkwürdige Geduld und Ausdauer. Nahm er sich vor, mit seinem großen Baukasten einen Kirchturm zu bauen, der von der Diele bis an den Tisch reichte, so mußte es auch werden. Stürzte der Bau auch zehnmal wieder ein, Fabian fing geduldig von vorne an und ließ nicht eher nach, bis endlich der Turm fix und fertig da stand.

Einmal kam er auf den sonderbaren Gedanken, seine junge Kaze, die er zum sechsten Geburtstage geschenkt bekommen hatte, durch einen Reifen

springen zu lehren. Das aber war eine wahre Riesenaufgabe, denn die Katzen besitzen durchaus nicht viel Lust, sich mit der Kunst abzugeben. Da der Kleine das Käzchen durchaus nicht mißhandelte, ließ ihn der Vater gewähren. Er war selbst gespannt, ob denn wirklich das Tierchen das Kunststück noch lernen und ob Fabian denn doch nicht endlich die Geduld verlieren werde. Und siehe da, der Kleine setzte es durch, daß Miezchen nach etwa drei Monaten ganz charmant durch einen ziemlich engen Reifen sprang.

Ganz dieselbe Geduld und Beharrlichkeit zeigte Fabian, als er größer wurde, auch im Lernen. Mochte ihm die Lösung einer Aufgabe auch noch so sauer werden, er stand nicht eher auf, als bis er zum Ziele war. Wahrhaft staunenswerten Fleiß zeigte er in der Erlernung der französischen und englischen Sprache. Und wenn er ein solch fremdes Wort hundertmal laut für sich hersagen sollte, um es richtig aussprechen zu lernen, er ermüdete nicht. „Es muß werden!“ Das war sein Lösungswort.

„Es freut mich ungemein,“ sagte der Direktor eines Tages zu seiner Frau, „daß unser Fabian einen so eisernen Willen zeigt. Bleibt dieser feste Wille immer auf das Rechte und Gute gerichtet, so kann er unser Kind zum Glücke führen.“

Fabian las in seinen Freistunden viel. Namentlich gefielen ihm die Reisebeschreibungen berühmter Reisender. Ganz besonders aber wurde er von den Schilderungen des Seelebens, der Seereisen, der Seestürme gefesselt. Das Leben zu Schiffe, das Schwimmen auf dem ungeheuren Weltmeere erschien ihm nach und nach in so rosigem Lichte, daß allmählich der Gedanke in ihm reifte, einmal zur See zu gehen und ein Matrose zu werden. Dieses Vorhaben blieb indes noch lange sein Geheimnis. Selbst seinen besten Kameraden verriet er kein Wort davon. Nur an dem einen hätte man etwas merken können, daß er sich nämlich mit unsäglicher Mühe ein Segelschiff von zwei Ellen Länge baute, dasselbe nach allen Regeln der Schiffskunst mit Masten, Segeln, Tauen u. s. w. versah und es dann am Rande des Schloßteiches vom Stapel laufen ließ.

Da Fabian so eifrig lernte und mit seltener Wißbegier über den Büchern lag, glaubte sein Vater nichts anderes, als daß der Knabe einmal studieren und ein Gelehrter werden wolle. Wie sehr erschrak er daher, als er einmal den Fabian fragte, was er denn eigentlich werden wolle, und dieser ihm ganz bestimmt antwortete: „Papa, ein Seemann

will ich werden!“ Diese Antwort hatte der Vater nicht erwartet. Hätte Fabian gesagt, er wolle ein Schneider, oder ein Glaser, oder ein Faßbinder werden, es würde ihn nicht so überrascht haben.

„Ein Seemann also willst Du werden?“ wiederholte der Vater. „Hast Du Dir denn aber auch reiflich überlegt, mein Sohn, was Du Dir da vornimmst? Weißt Du, wie außerordentlich beschwerlich gerade dieser Beruf ist? Kennst Du all die Gefahren, denen der Seemann ausgesetzt ist?“

„Papa, ich habe mir alles überlegt,“ erwiderte Fabian. „Ich habe ja sehr viel über Seestürme und Schiffbrüche gelesen. Aber gerade diese schauerlichen Ereignisse haben mir Lust gemacht, sie kennen zu lernen. Ach, Papa, ich denke mir es wunderschön auf dem Schiffe und auf dem Meere! Wie herrlich muß es sein, so von einem Erdteile zum anderen segeln und auf diese Weise die ganze Welt kennen lernen zu können.“

Der Vater kannte den festen Willen Fabians. Er wußte, daß es ihm wenig nützen werde, ihm sein Vorhaben auszureden. Nachdem er mit seiner Frau Rücksprache genommen, willigte er in Fabians Plan ein.

Als Fabian vierzehn Jahre alt und aus der Schule entlassen war, brachte ihn sein Vater nach Hamburg zu einem Schiffskapitän. Wie jubelte der Knabe, als er den mächtigen Hafen mit den vielen Hundert großen und kleinen Schiffen erblickte! Das Flattern der vielfarbigen Flaggen, das Wogen der blendend weißen Segel, das leichte Dahingleiten der schmalen Rähne und Schluppen und das bunte Leben und Treiben auf den Verdecken und in den Tauen machte auf ihn einen solch betäubenden Eindruck, daß er seinem Vater plötzlich um den Hals fiel und mit Thränen im Auge sagte: „Ich danke Dir, mein guter Papa, daß Du meinen Wunsch erfüllt hast und ich ein Seemann werden kann!“

„Werde es mit Gott!“ erwiderte der Vater. „Er sei und bleibe Dein Schutz! Ich will nur von Herzen wünschen, daß Du Deinen Schritt nie bereuest!“

Acht Tage später segelte ein großer Dreimaster mit vollen Segeln zum Hafen hinaus, die Elbe hinab und der Nordsee zu. An dem Bugspriet (der schrägliegende Vordermast) lehnte Fabian, mit großen Augen und sich selbst vergessend die ungeheure Flutfläche betrachtend, die sich vor dem Schiffe ausbreitete. Das Meer war ihm ja eine ganz neue Welt. Er stand indes noch nicht drei Minuten, erhielt er plötzlich einen wuchtigen Puff in den Rücken, so daß ihm der breite Glanzhut vom Kopfe flog,

und eine Stimme donnerte ihn an: „Meinst wohl, auf dem Schiffe könne man mit Maulaffen feil halten? Marsch! An Deine Arbeit! Oder hast Du's schon vergessen, was es in der Kajüte zu thun giebt?“

Der Puff und diese eben nicht freundliche Ansprache kamen von einem alten Matrosen, dessen braunes, faltiges, mit einem grauen Barte umrahmtes Gesicht nicht eben viel Menschenfreundlichkeit verriet. Fabian folgte augenblicklich und stieg zur Kajüte hinab, um hier die Dielen zu scheuern. „Aha,“ dachte er bei sich, „jetzt, da wir nun in die See gehen, scheint der Wind anders pfeifen zu wollen, als drinnen im Hafen. Nun, es muß überstanden werden.“

Fabian hatte richtig gedacht. Von jetzt an gab es für ihn fast keine freie Minute mehr. Immer war ihm Arbeit aufgegeben. Und welche schmutzige und schwere Arbeiten hatte er oft zu verrichten! Der Umgang mit den starren Schiffstauen und das Klettern an den harten Strickleitern und auf den Rahen (Segelstangen) umher verwundeten ihm Hände und Füße, so daß er oft blutete, als hätte er sich mit Messern geschnitten. Deshalb aber gab es kein Mitleid mit ihm. Er mußte seine Arbeiten verrichten, wenn er auch vor Schmerzen kaum einen Finger mehr krümmen konnte. „Das Hätschelfleisch muß herunter!“ rief ihm Storlei, jener alte griesgrämige Matrose, oft zu, wenn Fabian im stillen seufzte. „Dafür muß Horn und Huf wachsen. Das sind die Handschuhe des Seemanns.“

So sehr sich auch Fabian bestrebte, seine Sache gut zu machen, so unverdrossen er sich auch solchen Arbeiten, die beinahe über seine Kräfte gingen, unterzog, Lob erntete er nie. Immer sollte er's noch besser machen, immer noch flinker sein. Beim kleinsten Versehen donnerten Flüche und Verwünschungen auf ihn herab. Ja, es verging kein Tag, an welchem er nicht Ohrfeigen, oder Püffe und Stöße, oder gar Schläge bekam. Und letztere fielen sehr oft ganz unmenschlich aus.

Eines Tages hatte Fabian aus Versehen die Schnapspulle des alten Storlei umgestoßen. Darüber geriet dieser so in Wut, daß er sofort das erste beste Tau-Ende erfaßte, den armen Jungen quer über eine Kiste legte und nun auf die grausamste Weise auf ihn losschlug. Er hätte ihn sicher halb tot geschlagen, wenn sich nicht der Kapitän noch dazwischen gemischt und sich des armen Burschen angenommen hätte.

Fabians Rücken war so zerbläut, daß er nicht aufstehen konnte.

Er mußte auf sein Lager getragen werden. Erst nach drei Tagen vermochte er aufzustehen und langsam seine Arbeiten wieder zu verrichten.

Fabian stieß auf seinem harten Schmerzenslager manch tiefen Seufzer aus. Er hatte sich das Leben eines Schiffsjungen durchaus nicht süß gedacht. Von einer solchen Tyrannei indes, wie er sie bereits erfahren hatte, hatte er sich doch nie träumen lassen. Und doch kam es ihm nicht in den Sinn, seinen Schritt zu bereuen. Nie dachte er auch nur mit einer Silbe: „Wärst Du doch zu Hause geblieben!“ Nein, sein Trostwort war stets: „Es muß überstanden werden!“

War der alte Storlei zeither schon ein wahrer Unmensch gegen ihn gewesen, so wurde er es von der Zeit an, da ihm Fabian die Schnaps-pulle umgeworfen und er wegen seiner Grausamkeit von dem Kapitän einen Verweis erhalten hatte, noch viel mehr. Von jetzt an konnte Fabian kein Teerfaß mehr recht anfassen und keinen Schuh mehr recht putzen. Da nun Storlei auch die andern Matrosen mit gegen den Ärmsten aufhezte und diesen als einen faulen und trozigen Buben schilderte, wurde dem Fabian das Leben auf dem Schiffe zu einer wahren Hölle gemacht. Und doch kam keine Reue in sein Inneres. „Es muß überstanden werden!“ sagte er sich immer wieder.

Das Schiff segelte nach Amerika. Die Reise ging glücklich von statten, nur daß Fabian auf der Hinreise dreimal die „neunschwänzige Katze“ (eine aus Stricken geflochtene Knute) hatte empfinden müssen. Höchst unglücklich aber lief die Rückreise ab und zwar, als das Schiff der Heimat schon wieder ziemlich nahe war.

Wie freute sich Fabian, als eines Tages die Insel Helgoland wie eine graue Mauer vor seinen Blicken aus der großen Wasserebene aufstieg! Glaubte er doch nun, die erste Seereise glücklich überstanden zu haben. In Hamburg angekommen, wollte er dann den ersten Brief in die Heimat abschicken. Aber es kam anders. Als der Dreimaster noch ungefähr eine Stunde von Helgoland, das jetzt wie ein riesiger Steinwürfel vor aller Augen lag, entfernt war, nahm der Himmel plötzlich eine sehr drohende Gestalt an. Von allen Seiten türmten dunkle Wolkenmassen empor. „Macht Euch auf Sturm gefaßt!“ rief der Kapitän über das Schiff hinweg. Und — er hatte nur zu wahr gesprochen. Nach kaum zehn kurzen Minuten brach das Wetter los. Sofort wurden alle Segel eingezogen, damit sich der Sturm nicht darein legen könne.

Bald befand sich das weite Meer in einem Aufruhr, der unseren Fabian wahrhaft zittern machte und der selbst dem alten Matrosen nicht ganz gleichgültig zu sein schien. Mit tosendem Gebrüll schossen die schaumgekrönten Wellenhäupter fast haushoch empor. In langen silberglänzenden Wellen stürzten die Fluten aus der Ferne herbei, ein Wall den anderen drängend, einer den anderen scheinbar verschlingend. Donnernd schlugen die entsetzlichen Wogenberge an das Schiff an oder brausten über dasselbe hinweg. Kein Mensch vermochte sich auf dem Verdecke zu halten. Die Matrosen, die hier zu arbeiten, zu steuern und zu rudern hatten, hatten sich mit Stricken festgebunden. Mitten durch dieses gräßliche Getöse zuckte Blitz auf Blitz, krachte Donner auf Donner. Wie ein Fangball wurde das mächtige Schiff hin- und hergeworfen. Bald stieg es im Nu haushoch empor, bald sank es pfeilschnell in die jähe Tiefe, wie in einen tiefen Abgrund. Und doch herrschte unter der Schiffsmannschaft die größte Ruhe, jeder that seine Pflicht, keiner aber sagte ein Wort. Nur die Stimme des Kapitäns drang dann und wann, Befehle erteilend, durch das Toben der wütenden Elemente hindurch.

Da plötzlich schien sich der Wind zu drehen. Alle schöpften Hoffnung. Aber vergeblich. Nach einigen Minuten brach der Sturm nur noch toller los, so daß sich der Dreimaster auf die Seite legte. „Die Masten kappen (abhauen)!“ befahl jetzt der Kapitän, der sich am Bugspriet festgebunden hatte. Schnell eilten eine Anzahl Matrosen mit Axten herbei und hieben auf den Fuß der gewaltigen Stämme hinein. Mit furchtbarem Krach stürzten bald darauf die riesigen Balken über Bord, in die schäumenden Wogen. Kaum aber war dies geschehen, erhielt das Schiff plötzlich einen so gewaltigen Stoß, daß alles, was sich in den unteren Räumen befand, wild durcheinander stürzte. Schon im nächsten Augenblicke hörte man aber auch den Schreckensruf: „Alle Mann herbei! Das Schiff hat ein Leck (Loch)!“

Alles, was Beine hatte, auch Fabian, stürzte in den untersten Schiffsraum. Hier stand das Wasser, das fast armstark durch einen Riß an einer Seitenwand eindrang, bereits einen halben Fuß hoch. Sogleich wurde die Pumpschiffmaschine in Bewegung gesetzt, um das Wasser wieder zu entfernen, während zwei Matrosen das Leck zu verstopfen suchten. Indem man aber noch damit beschäftigt war, prallte das Schiff abermals an einen Felsen und erhielt ein zweites Leck, das noch viel

größer war, als das erste. Das Wasser drang in Strömen ein. An Abwehr war nicht mehr zu denken. Der Schiffsboden füllte sich zusehends und das Schiff begann bereits zu sinken.

„Jetzt ist keine Aussicht auf Rettung mehr!“ rief der Kapitän. „Verlaßt den Schiffsrumpf! Alle Mann auf Deck! Die Rettungsboote ausgesetzt!“

Das Meer tobte und brauste in einem fort. Fabian zitterte an Händen und Füßen. Er hatte schon mehr als ein Vaterunser im stillen gebetet, doch durchaus den Mut nicht verloren. „Auch das muß ertragen werden,“ dachte er mehrmals bei sich. „Wenn wir nur mit dem Leben davontkommen!“

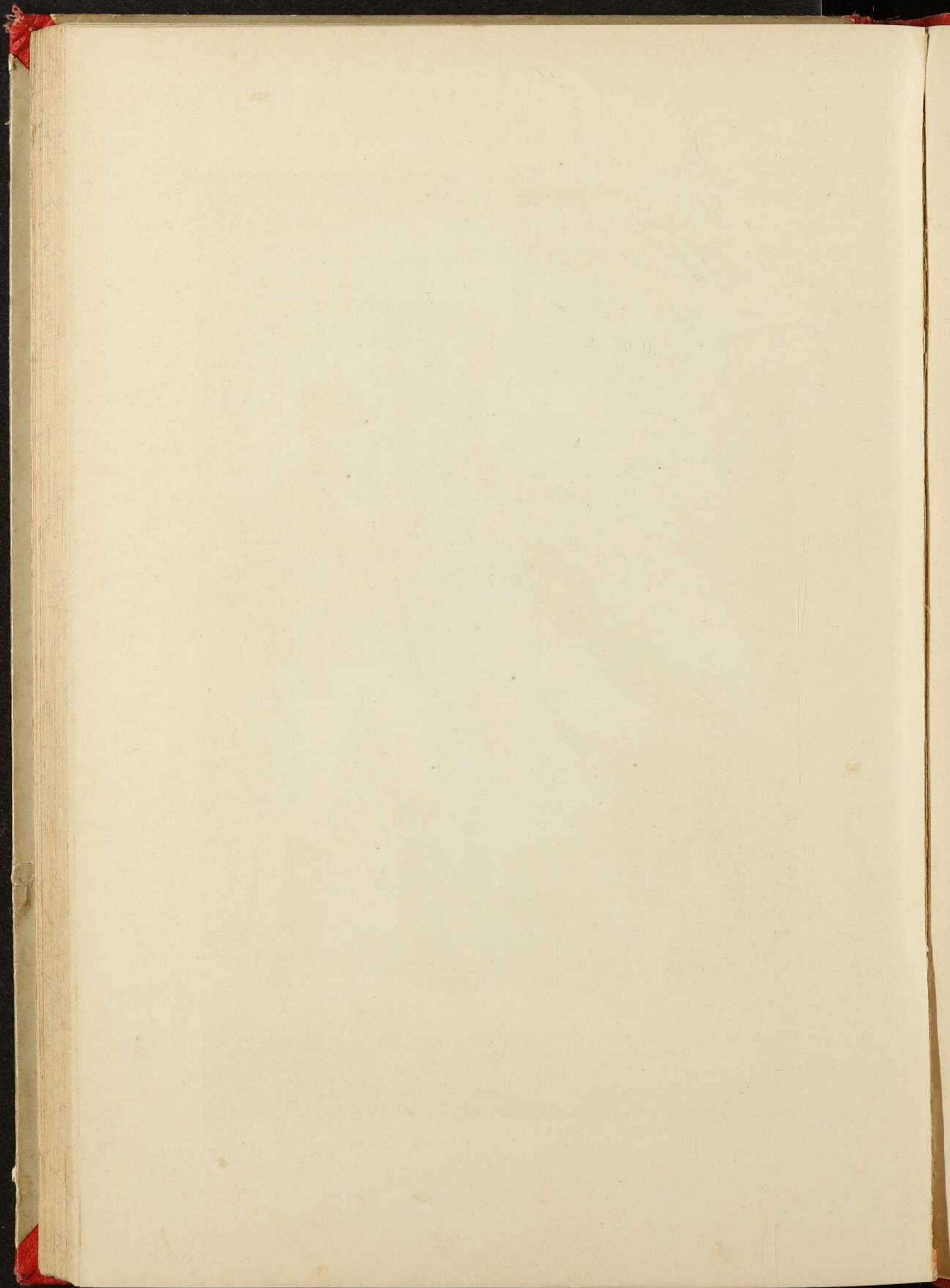
Ehe die beiden Rettungsboote in Ordnung gebracht waren, hatte sich das Schiff schon so tief gesenkt, daß es jeden Augenblick vollends unterzutauchen drohte. Eilend sprangen die Schiffsleute in die Boote hinab, die einstweilen noch am Schiffe befestigt waren. Der Kapitän war der letzte, der das sinkende Fahrzeug verließ. Er verließ es nicht ohne die schmerzlichsten Empfindungen.

Eben wollte man die Stricke durchhauen, damit die Boote frei würden, als plötzlich eine Stimme rief: „Wo ist der alte Storlei?“ — Niemand sah, niemand hörte ihn. „Er muß noch im Schiff sein!“ rief eine andere Stimme. „Ich besinne mich, ich sah ihn noch in der Kajüte. Er konnte nicht gut fort. Es war ihm eine Kiste aufs Bein gefallen.“

„Den Alten können wir unmöglich im Stiche lassen!“ rief es jetzt von allen Seiten durch das Brausen hindurch. „Wer rettet ihn?“ — Aber alle zögerten. Niemand schien sein eigenes Leben daran wagen zu wollen. Da auf einmal drängte sich Fabian vor und kletterte, ohne ein Wort zu sagen, wie eine Raube an der Schiffswand empor. Alle sahen ihm staunend nach. Nach etwa zwei Minuten brachte er den Alten aus der Kajüte empor geschleppt. Wie ihn aber nun in ein Boot bringen?

Glücklicherweise entdeckte Fabian noch ein halbes Schiffstau in einem Winkel des Verdecks. Dieses befestigte er schnell mit dem einen Ende an den Stumpf des Mastes und an diesem Taue ließen sich nun zuerst der Alte und dann Fabian auf die schwankenden Boote hinab. Kaum aber hatte letzterer sein Boot erreicht und kaum waren die Stricke, die die Boote noch an das Schiff fesselten, durchhauen, schlugen auch die tobenden Wellen über dem Dreimaster zusammen und begruben ihn in unheilvolle Tiefe.





„Das war brav von Dir, mein Junge!“ sagte der Kapitän, Fabian auf die Schulter klopfend. Und Storlei? Er reichte seinem Lebensretter die Hand und sagte: „Das werde ich Dir gedenken, mein Sohn!“

Unter unsäglichen Anstrengungen und in steter Todesgefahr schwebend, erreichten die beiden Boote endlich die flache Küste von Helgoland. Hier kamen ihnen mehrere Lotsen rettend entgegen und brachten die Verunglückten ans Land. Der Kapitän, dem das Schiff gehörte, und seine Leute hatten viel verloren. Das Beste aber war ihnen doch geblieben: das Leben. Mit dankbarem Herzen erkannten sie diese Gnade Gottes an. Auch Fabian dankte seinem Gott inbrünstig, daß er ihm das Leben erhalten und ihm Gelegenheit gegeben habe, einem Menschen das Leben zu retten. Den nächsten Tag kehrte die Schiffsmannschaft auf einem englischen Schiffe nach Hamburg zurück. Das Nächste, was jetzt Fabian that, war, den ersten Brief an seine Eltern zu schreiben. Er beschrieb darin, wie es ihm bisher ergangen und welches Unglück er bereits mit durchgekämpft habe. Aber er klagte keineswegs, sondern schloß: „Es muß alles überstanden werden!“

Fabian wurde mit der Zeit ein sehr tüchtiger Seemann. Er stieg von einem höheren Posten zum anderen. Und wenn nach fünfzehn Jahren der nun ergraute Schuldirektor gefragt wurde, was denn sein Sohn wäre, antwortete er mit Stolz und Freude: „Mein Sohn ist jetzt Kapitän auf einem holländischen Kauffahrteischiffe.“

Das Sperlingshäuschen.

„Hörst Du, Frißchen,“ sagte eine Mutter, die mit ihrem Strickstrumpfe am Tische saß, zu ihrem fünfjährigen Söhnchen, „es klopft ein armer Bettelmann bei uns an. Der arme Mann! Er wird gewiß auch recht frieren, denn es ist kalt und rauh draußen.“

Frißchen, der eben auf den Dielen saß und eine Stadt aufbaute, stand auf und ging nach der Stubenthür, um den Bettelmann zu sehen.

„Nein, nein, liebes Fritzen,“ sagte die Mutter, „der Bettelmann klopfte nicht an unsere Thür, sondern an unser Fenster.“

„Hahaha!“ lachte da der Knabe. „Wir wohnen ja hoch oben unter dem Dache? Da kann doch kein Mensch herauf langem und an unser Fenster klopfen?“

„Der Bettelmann, den ich meine,“ erwiderte die Mutter, „ist auch kein Mensch. Komm her zu mir, ich will ihn Dir zeigen.“

Sie nahm den Kleinen auf ihren Schoß und zeigte nach dem Fenster. „Pick, pick!“ ging's wieder. „Hörst Du, Fritzen,“ sagte die Mutter, „er klopft schon wieder.“

„Ah! das ist ja ein Sperling,“ versetzte Fritzen, „der ans Fenster klopft. Warum pickt er denn an die Scheiben? Was will er denn?“

„Er hat Hunger, liebes Fritzen,“ sagte die Mutter, „und bittet um ein Krümchen Brot. Und ist's denn ein Wunder, daß ihn hungert? Du weißt ja, daß draußen tiefer Schnee liegt und daß alles hart und fest gefroren ist. Wo sollen da die armen Vögel ihr Futter hernehmen?“

„Ja freilich,“ sagte der Kleine, „und da muß er wohl betteln gehen, wenn er nicht verhungern will. Na warte, armes Mätzchen, ich will Dir gleich etwas holen.“

Fritz eilte sogleich in die Küche und holte eine Hand voll Brotkrümchen. Als er aber das Fenster öffnete, husch! war der Sperling fort. „Aber Mama,“ sagte Fritz, „der Bettelmann reißt ja aus, wenn ich ihm etwas geben will?“

„Streue ihm die Krümchen nur draußen hin,“ sagte die Mutter, „und mache das Fenster zu, dann wird er schon wiederkommen und zu langem.“

Fritz gehorchte. Kaum aber hatte er das Fenster zugeklappt, saß auch der Sperling schon wieder da und fraß. „O, dem mag's aber gut schmecken,“ sagte Fritz. „Sieh nur, Mama, wie emsig er frißt.“

Von diesem Tage an versäumte Fritz nie, früh, nach dem Frühstückskaffee, und zum Mittage nach der Mittagsmahlzeit, eine Hand voll Brotkrumen auf das Fensterbrettchen zu streuen. Bald aber langte eine Hand voll nicht mehr aus. Es hieß jetzt: „Aber was ist das unter so viele?“ Als nämlich die Verwandten des ersten Sperlings, die Schwestern, Brüder, Tanten, Onkels, Neffen und Nichten bemerkten, daß dort hinter

dem kleinen Fensterlein ein kleiner Wohlthäter wohne, der jeden Tag seine milde Hand aufthue und einen Mittagstisch decke, kamen auch sie herbei und langten wacker mit zu. So kam es, daß um die Morgen- und Mittagstunde ein ganzes Heer von Sperlingen das kleine Dachfenster umflatterte, wohl nahe an hundert Stück. Sie alle stellten sich als Tischgäste ein. Nur gut, daß Frixchens Mutter reich genug war, um die vielen Gäste genügend bewirten zu können. Dieses Treiben des Sperlingsvolkes ergötzte die ganze Nachbarschaft. Namentlich bewunderte man, wie genau die Herren Spazier die Zeit wußten, wenn der Tisch für sie gedeckt wurde. Fast mit dem Schlage waren sie da.

Von dieser Zeit an erhielt das Haus mit dem kleinen Dachfenster den Namen „Sperlingshaus“. Kam nun einmal ein Fremder in das Städtchen und fragte etwa, ob es hier irgend etwas Merkwürdiges zu sehen gäbe, so hieß es: „Ei ja, das Sperlingshaus müssen Sie sich ansehen.“

Eines Tages kam ein ziemlich vornehmer Herr in das Städtchen und stieg in dem Gasthause, das dem Sperlingshause schräg gegenüber lag, ab. Zufällig guckte er um die Mittagstunde zum Fenster hinaus und sah zu seiner nicht geringen Verwunderung die ungeheure Menge Sperlinge angezogen kommen und jenes Fenster umflattern.

„So etwas habe ich doch noch nie gesehen,“ sagte er zu dem Wirte. „Wer wohnt denn dort oben, der diese Tiere so an sich gewöhnt hat?“

Hierauf erzählte der Wirt, wie sich die Sache verhielte und daß namentlich der kleine Junge es wäre, der mit der größten Gewissenhaftigkeit für die Tierchen sorge.

„Ei,“ sagte der Fremde, „solche Fürsorge für die armen Tiere im Winter muß belohnt werden. Ich gehöre einem Tierschutzvereine an und werde dafür sorgen, daß dem kleinen Knaben irgend ein kleines Geschenk zu teil wird.“

Vier Wochen später erhielt Frixchens Mutter ein Paket durch die Post. Sie öffnete. Es lag ein dickes Buch darin: eine große Naturgeschichte mit über Tausend bunten Tierbildern. „Das muß ein Irrtum sein,“ sagte die Mutter. „Ich habe kein Buch bestellt.“

„O, Mama,“ rief Frix, als er die prächtigen Tierbilder sah, „wenn ich doch das schöne Buch behalten könnte! Kaufe es mir! Schicke es nicht wieder fort.“

Plötzlich aber machte die Mutter große Augen. Sie hatte das weiße Blatt vor dem Titelblatte aufgeschlagen und hier stand geschrieben:

„Dem kleinen Tierfreunde Fritz Mofel
zur Belohnung für die Wohlthaten, die er
den Sperlingen erzeigt hat.

Der Tierschutzverein zu D.“

Als die Mutter nun ihrem Fritzchen diese Zeilen vorlas und ihm erklärte, daß das Buch jetzt ihm gehöre, da hüpfte er vor Freuden auf einem Beine in der Stube umher und war so überaus glücklich, als ob er ein kleines Königreich geschenkt bekommen hätte.

Als der Frühling kam, nahmen natürlich Fritzens Tischgäste von Tag zu Tag ab an der Zahl. Ja, als es Sommer war, ließ sich kein einziger mehr sehen. Sie bedurften jetzt der milden Gaben nicht mehr, denn jetzt hatte ihnen der liebe Gott draußen in den Gärten und Feldern einen Freitisch bereitet. Als es aber wieder zu schneien begann und als sich die Winterkälte einstellte, da suchten sie ihren alten jungen Freund im Sperlingshäuschen wieder auf. Sie hatten sich das kleine Dachfenster wohl gemerkt. Und so ging es ein Jahr und alle Jahre. Und wenn das Sperlingshäuschen nicht eingefallen oder abgebrannt ist, so steht es heute noch.

An der Kirchhofsmauer.

Dicht an der Kirchhofsmauer stand ein uralter, riesiger Eichenbaum. Mit der einen Hälfte seiner gewaltigen Krone beschattete er die stillen Gräber mit den ernstesten Kreuzen und verwitterten Denksteinen. Mit der anderen Hälfte aber diente er dem frischen, fröhlichen Leben, denn zu seinen Füßen lag der Lieblingsspielplatz der Kinder des Dorfes. Hier spielten sie Haschekater, Blindkuh, Ringel Ringel Rosenkranz und Maus und Kaze. Und dazu sangen sie so hell und lustig, daß es weit in den stillen Friedhof

hineinschallte. Die Toten indes störte das helle Leben nicht. Sie schliefen ruhig weiter.

Eines Tages waren auch eine Menge kleine Buben und Mädchen unter dem Eichbaume versammelt und spielten ihr Ringel Ringel Rosenkranz. Über die Kirchhofsmauer hinweg guckte sehnsüchtig der kleine Fridolin, des Totengräbers Söhnchen. Fridolin hätte nur zu gern auch mitgespielt, aber die Kinder sagten: „Nein, mit dem Fridolin spielen wir nicht, weil sein Vater die Toten begräbt.“ Das hatten die Kinder aber nicht von sich, sondern sie hatten Ähnliches von ihren Eltern gehört. Mit dem Totengräber und dem Scharfrichter gab sich nämlich kein Mensch im Dorfe gerne ab. Und doch mußten alle dem ersteren schließlich in die Hände fallen.

Da sich nun Fridolin so zurückgesetzt sah, wagte er sich auch fast nie über die Kirchhofsmauer hinaus.

Einmal waren auch ein ganzes Chor Knaben unter der Eiche versammelt. Sie hing eben voller Früchte. Doch waren diese noch nicht so reif, daß sie von selbst abfielen. Die Knaben aber wollten durchaus Eicheln haben. Und was thaten sie? Sie nahmen Steine und warfen nach den Eicheln. Unglücklicherweise aber ging ein Stein fehl, flog in den Gottesacker hinein und schlug von einem neuen, kostbaren Grabdenkmale das oberste Kreuzchen ab.

In demselben Augenblicke steckte Fridolin seinen Kopf über die Mauer empor und verkündete das Unheil, das der Stein angerichtet hatte. Die Kinder waren bereits im Begriffe, die Flucht zu ergreifen, damit die Schuld nicht auf sie käme. Als sie aber nun hörten, daß es Fridolin gesehen hatte, fingen sie sofort an, ihn himmelhoch zu bitten, er möge ja keinem Menschen sagen, daß sie diese Dummheit begangen hätten. Es würde ihnen sonst schlecht ergehen.

„Ach guter, lieber Herzensfridolin!“ bat Doktors Moriz, der einen sehr strengen Vater daheim hatte. „Sag's ja nicht! Berrate uns ja nicht! Wir haben Dich ja alle so gern. Und wenn Du nur herüber gekommen wärest, wir hätten Dich ja gern mitspielen lassen! Nicht wahr, Du sagst's nicht, wer das Kreuzchen abgeworfen hat?“

„Ei, seht doch einmal an, wie gut Ihr auf einmal mit mir geworden seid!“ entgegnete Fridolin. „Nein, ich werde nie zu Euch kommen und mit Euch spielen wollen. Mein Vater ist ja der Totengräber. Aber

sagen werde ich es auch nicht, daß Ihr das Kreuzchen herunter geworfen habt, wenn mich niemand fragt. Darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

Und Fridolin hielt Wort. Es fragte ihn niemand nach dem Thäter, und freiwillig wurde er nicht zum Ankläger. Und das war doch ganz ehrenwert von ihm.

Das Kreuzchen mußte natürlich wieder aufgesetzt werden, aber niemand hat je erfahren, wer es herabgeworfen hatte.

Der Kuhhirte.

„Vater, jetzt beginnt nun die Ernte. Der Hahnelbauer hat heute sein Korn gehauen, ich habe es gesehen. Nun wird auch das Vieh wieder hinausgetrieben. Ach, wenn ich doch Kuhhirte werden könnte!“ So sagte der zehnjährige Tobias, der eben in die Stube trat, zu seinem Vater, der ein armer Topfeinstricker war und eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte.

„Ja,“ erwiderte Sirbig, der Vater, „es würde mir auch sehr lieb sein, denn Du bist ein starker Esser, wie es gar nicht anders sein kann, und Du weißt, wie wenig ich verdiene.“

„Weißt Du was, Vater,“ versetzte Tobias, „ich werde heute noch einen Versuch machen und von einem Bauern zum anderen gehen und fragen, ob er keinen Kuhhirten braucht.“

„Thue das,“ erwiderte der Vater. „Eine Frage kostet nichts.“

Tobias ging. Er blieb lange aus, wohl an zwei Stunden. Endlich kam er zurück, aber traurig und niedergeschlagen. „Es ist nichts,“ sagte er. „Die Bauern sind schon alle versehen. Ich kam überall zu spät. Der Pächter unten auf dem Rittergute hatte zwar noch keinen, aber er fauste mich ganz grob an und sagte, er brauche zwar einen solchen Jungen, aber er sähe es mir gleich an, daß ich auch so ein Taugenichts wäre, wie die Dorfjungen hier alle. Den Magen rammelten sie sich alle Mahlzeiten tüchtig voll, aber aufs Vieh gäben sie nicht acht. Und mit der Ehrlichkeit sei es auch gewöhnlich nicht weit her.“

„Da bleibt nun nichts weiter übrig,“ sagte der Vater, „als daß Du auch dies Jahr wieder mit Deinen Geschwistern Ährenlesen gehst. Ihr habt das vorige Jahr eine hübsche Menge Getreide eingetragen, das uns gar gut zu statten gekommen ist. Die Mutter hat davon viele Monate Mehl zu Euren Suppen gehabt.“

Als das Einheimfen des Getreides in vollem Gange war, sah man den Tobias tagtäglich mit seinen Geschwistern hinausziehen auf die Stoppeln und die liegengebliebenen Ähren auflesen und in Bündel binden.

Eines Tages waren sie auf den Feldern jenes Pächters. Hier aber hielten sie eine sehr dürftige Ernte, denn der Pächter hatte seinen Arbeitern befohlen, sie sollten ja die Stoppeln recht rein rechen, damit nicht so viele Ähren liegen blieben. Nur mit wenigen dünnen Ährenbündeln in ihren Körben traten endlich Tobias und seine Geschwister den Heimweg an. Sie waren sichtlich traurig gestimmt und murrten in ihren Herzen über den geizigen Pächter.

Indem sie so den Feldfahrweg, der zum Rittergute führte, dahingingen, standen sie plötzlich vor einer vollen Weizengarbe, die mitten auf dem Felde lag. „Ei, Tobias,“ riefen die Geschwister, „da machen wir einen guten Fund. Sieh nur die vielen, schönen, dicken Ähren. Wie wird sich der Vater freuen, wenn wir diese volle Garbe mit nach Hause bringen.“

„Zur Thüre hinaus prügeln würde er uns und das mit Recht,“ erwiderte Tobias, „denn wir brächten da gestohlenes Gut heim. Nein, diese Garbe gehört aufs Rittergut. Sie ist von einem Erntewagen herabgerutscht, ohne daß es der Knecht bemerkt hat. Geht Ihr immer nach Hause, ich werde die Garbe hineintragen aufs Gut.“

Mit diesen Worten nahm Tobias das Bündel auf Kopf und Rücken und schritt den Fahrweg dahin.

Einige Schritte vor dem Thorwege des Rittergutes kam ihm der Pächter entgegen. „Junge,“ redete ihn dieser barsch an, „wo willst Du mit der Weizengarbe hin?“

„Ins Gut will ich sie tragen,“ erwiderte Tobias.

„Junge,“ versetzte der Pächter, „wärest Du nicht schon so nahe an dem Thore, würde ich eher glauben, daß Du sie stehlen wolltest. — Aber wo hast Du denn die Garbe her?“

„Ich habe sie draußen auf Ihrem Fahrwege gefunden und da dachte ich gleich, daß sie ins Gut gehören müsse.“

„Und wie kamst Du auf meinen Fahrweg?“ fragte der Pächter wieder. „Ich war mit meinen Geschwistern auf dem Rittergutsfelde Ährenlesen gewesen,“ gab der Knabe zur Antwort.

„So,“ erwiderte der Pächter, „und wem gehörst Du denn an?“

„Ich bin Sirbig's Tobias,“ sagte der Knabe. „Sie müssen mich doch noch kennen, ich bin ja vor einigen Wochen bei Ihnen gewesen, weil ich gern Kuhhirte auf dem Rittergute werden wollte.“

„Ganz recht,“ versetzte der Pächter, „jetzt besinne ich mich auf Dich. Jetzt hättest Du aber wohl keine Lust mehr zu diesem Dienste?“

„Ei ja,“ fiel Tobias schnell ein, „gleich auf der Stelle würde ich es noch.“

„Nun,“ begann der Pächter mit etwas lächelnder Miene, „weil Du ein so ehrlicher Bursche bist und mir die gefundene Garbe getreulich abgelieferst, so ernenne ich Dich feierlich zu meinem Kuhhirten. Du kannst schon morgen früh Dein Amt antreten.“

Da hätte man nun aber das freudestrahlende Gesicht des Knaben sehen sollen. Über Hals und Kopf eilte er dem Elternhause zu. „Ich bin Kuhhirte geworden auf dem Rittergute!“ rief er jedem Schulkameraden, der ihm begegnete, zu. „Denke Dir nur, Vater,“ rief er ganz außer Atem, als er zu Hause eintrat, „ich bin Kuhhirte! Aber auf dem Rittergute! Auf dem Rittergute!“ Und nun erzählte er, wie er zu diesem Glücke gekommen sei.

Auch der Vater Sirbig freute sich darüber. Am allermeisten aber freute er sich über den ehrlichen Sinn des Knaben.

Den nächsten Morgen trat Tobias sein hohes Amt an. Er that es mit Stolz, denn er dünkte sich unter allen Kuhhirten im Dorfe der oberste, der vornehmste zu sein.

Tobias that getreulich seine Pflicht, und deshalb bekam er bei dem Pächter bald einen guten Stand. Mit vierzehn Jahren wurde er Klein-knecht und mit siebzehn Jahren fuhr er in schöner Livree, mit des reichen Pächters Apfelschimmel, als der Kutscher des Rittergutes. Wie staunten ihn da die jungen Burschen des Dorfes, seine früheren Schulkameraden, an! Wie beneideten sie ihn um sein Los.

So oft Tobias mit seinen Apfelschimmel jenen Hofweg dahinfuhr, auf dem er damals die Weizengarbe gefunden hatte, dachte er auch bei sich: „Es bleibt doch wahr: Ehrlich währt am längsten!“

Eine Prinzenlektion.

Oswald und Roderich hatten Schulferien. In dieser Zeit durften sie zu ihrem reichen Onkel reisen, der ein hübsches Landhaus besaß. Den Tag über durchstreiften die beiden Brüder Flur und Wald, sammelten Pflanzen und Steine und fingen Schmetterlinge, die sie, ohne sie zu martern, töteten und aufspannten. Des Abends saßen sie um ihren Onkel her und ließen sich von ihm Märchen und Geschichten erzählen.

Eines Abends waren sie auch im traulichen Stübchen versammelt. Eine altmodische Lampe brannte auf dem Tische. Der Gimpel über dem Fenster schlief schon längst, und auch die alte graue Cyperkaze, die lange mit dem Balle gespielt hatte, schien müde zu sein. Sie streckte sich schnurrend auf die niedere Fußbank hin, auf welcher der siebenjährige Oswald dem Onkel gegenüber Platz nahm. Roderich dagegen, der ältere Bruder, stellte sich dicht neben den Onkel und stützte seine Rechte auf dessen Schulter. Auch der Hund, der treue Phylax, schien sich mit zur Gesellschaft zu zählen, denn er legte sich dicht neben Roderich und war ganz Auge und Ohr.

„Aber, Oswald,“ sagte der Onkel unter anderem, „was willst Du denn eigentlich einmal werden, wenn Du groß bist?“

„Am allerliebsten möchte ich ein Prinz werden,“ versetzte der Kleine.

„Das glaube ich Dir,“ sagte der Onkel lachend. „Du bist schon gar nicht dumm. Du meinst gewiß, die Prinzen hätten es sehr gut?“

„Gewiß, Onkel, haben sie es sehr gut,“ erwiderte Oswald. „Ich sehe sie ja alle Tage ausfahren oder gar ausreiten.“

„Nun ja,“ sagte der Onkel, „sobald sie erwachsen sind, mögen sie wohl ein angenehmes Leben führen. Aber so lange sie noch erzogen werden, so lange sie, sozusagen, noch in die Schule gehen, sind sie oft, zumal wenn sie einen strengen Vater haben, weit schlimmer daran als andere Kinder.“

„Wieso denn, Onkel?“ fragte Oswald.

„Weil sie in der Regel sehr viel lernen sollen und müssen,“ erklärte der Onkel. „Dazu stehen sie von frühester Jugend an stets unter der strengsten Aufsicht. Ihr ganzes Jugendleben geht nach einer gewissen Schnur.“

„Haben sie es wirklich so gar streng?“ fragte hier Roderich.

„Ich kann Euch einen Beweis dazu liefern,“ sagte der Onkel, indem er aufstand und eine alte Chronika herbei holte. „In diesem Buche hier

steht der Lektionsplan des Prinzen Georg, nachmaligen Kurfürsten Georg III. von Sachsen, der im Jahre 1647 geboren wurde. Diese prinzliche Tagesordnung lautet also. Hört mir zu!“

Hierauf las der Dinkel:

„Ordentliches Tagewerk, welchem der durchlauchtste Fürst und Herr, Herr Johann Georg III. Herzog zu Sachsen 2c. 2c. nachzuleben hat.

1) Des Morgens stehen Se. Fürstlichen Gnaden um 7 Uhr auf und solches mit aller Zucht und Ehrbarkeit vor dem Angesichte Gottes, dessen Schutzes Sie sich andächtiglich zu erinnern haben. Darauf haben Sie sich mit einem gläubigen «Das walt Gott Vater 2c.» einzusegnen.

2) Nachdem Sie sich aus dem Bette erhoben, werden Sie sich ohne Verzug fein ordentlich säuberlich und wohlgebärdig ankleiden lassen. Währenddem kann von den Umstehenden ein geistlich Morgenlied gesungen werden.

3) Nachdem dies geschehen, werden Se. Fürstlichen Gnaden dem allgemeinen Frühgebete, samt dem ganzen Hofstaate mit gebührender Andacht und sittsamer Aufmerksamkeit beiwohnen.

4) Außerdem sollen Se. Fürstlichen Gnaden jeden Morgen ein oder zwei Kapitel aus dem neuen und jeden Abend ebensoviel aus dem alten Testamente lesen. Zudem soll ein Edelknabe Sr. Fürstlichen Gnaden ein Stück aus dem Catechismo Lutheri vorlesen.

5) Sind Predigtstage, so werden Se. Fürstlichen Gnaden in die Kirche geführt werden.

6) Sind keine Predigtstage, so sollen Se. Fürstlichen Gnaden von 8—10 Uhr schreiben und studieren, dies aber mit freiwilliger guter Lust vollbringen; bei Anfang aber allezeit mit einem kurzen Gebetlein Gottes Beistand suchen und mit den gewöhnlichen Dankpsalmen schließen.

7) Von 10—11 Uhr ist für Se. Fürstlichen Gnaden eine Er- götzungsstunde zu Dero beliebigem Spiele.

8) Genau um 11 Uhr gehen Se. Fürstlichen Gnaden zur Tafel, allwo Sie sich mit aller Fürstlichen Ehrbarkeit betragen und nebst heilsamer Speis und Trunk von denen Besißenden mit allerhand annehmlichen Gesprächen und Erzählungen werden unterhalten und belustigt werden.

9) Nach beendigter Tafel haben Se. Fürstlichen Gnaden abermal Zeit zu Dero Spielübungen und zu ziemender Lust, bis zur Betstunde, welche Sie tagtäglich und fleißig besuchen sollen.

10) Nach der Betstunde haben sich Se. Fürstlichen Gnaden wieder

zur Unterrichtung und zum Studieren zu bequemen, bis 3 Uhr. Darnach können Sie entweder mit dem Tanzmeister tanzen, oder sonst angenehme Körperübungen treiben.

11) Zwischen 4 und 5 Uhr wird wiederum die Zeit zur Unterrichtung und Lernung angewendet.

12) Von 5—6 Uhr ist abermals die ordentliche Spielstunde.

13) Um sechs Uhr des Abends verfügen sich Se. Fürstlichen Gnaden zur Abendmahlzeit, welche aber allemal etwas kürzer abgehalten werden soll als die Mittagsmahlzeit.

14) Nach der Abendmahlzeit sollen Se. Fürstlichen Gnaden eine kleine Wiederholung alles dessen, was den Tag über unterrichtet worden ist, mit sich vornehmen lassen.

15) Nach 8 Uhr haben Se. Fürstlichen Gnaden dem allgemeinen Gebete samt Dero Hofstaat beizuwohnen.

16) Darauf sollen Se. Fürstlichen Gnaden in Dero Gemach zur Abkleidung geführt und nach Ablegung Ihres absonderlichen Abendgebetes, genau um 9 Uhr, in Gottes Namen zur Ruhe gelassen werden.“

„So Kinder,“ fuhr der Alte fort, indem er das Buch zuschlug, „lautet eine Prinzenlektion. Nun, was sagt Ihr dazu?“

„Ich bin erstaunt,“ sagte Roderich, „über diese strenge Tagesordnung. Das hätte ich nicht gedacht.“

„Und Du, Oswald,“ sagte der Onkel, „was meinst Du dazu?“

„Nein,“ erwiderte dieser, „da mag ich kein Prinz sein. Da will ich lieber ein Schweizerbäcker werden.“

Die Zwillingsschwestern.

Es waren einmal zwei Zwillingsschwestern. Die eine hieß *Henriette* und die andere *Beate*. Diese beiden Schwestern hingen mit der innigsten Liebe aneinander. Nie hörte man zwischen ihnen ein Wort des Zwispaltes. Was die eine wollte, wollte die andere auch. Was die eine that, dazu sagte die andere ja und Amen.

Ihre Eltern hatten sie, als sie sechzehn Jahre alt waren, verloren. Von dieser Zeit an bewohnten sie ein kleines Parterrestübchen, nähten

und strickten fleißig und trieben nebenbei einen kleinen Handel mit Band und Zwirn. Obgleich sie dabei keine Schätze sammeln konnten, hatten sie doch ihr täglich Brot. Auch blieb ihnen noch soviel übrig, daß sie sich anständig kleiden konnten.

Da beide als brave Mädchen bekannt waren, fanden sich bald junge Männer, welche sie zu ihren Frauen haben wollten. Allein sie konnten sich nicht dazu entschließen. Sie hätten sich ja dann voneinander trennen müssen, und das wollten sie nicht.

Leider fing Henriette später an zu kränkeln. Ihre Kräfte schwanden, so daß sie zuletzt nicht mehr imstande war, eine Näh- oder eine Stricknadel zu führen. Aber nicht bloß ihre Hände, sondern auch ihre Beine wurden schwach und trugen sie nicht mehr. Wo sie saß, saß sie. Dabei schmerzten ihre Glieder, in welche die Gicht eingezogen war. Den größten Schmerz indes bereitete ihr der Gedanke, daß sie nun gar nichts mehr verdienen könne und daß sich nun ihre Schwester doppelt plagen müsse, um sie mit zu ernähren.

Für Beate war es auch wirklich keine leichte Aufgabe, mit ihren zwei Händen den nötigen Lebensunterhalt zu erschwingen und dabei die kranke Schwester noch mit zu pflegen. Zuweilen saß sie, ohne daß es Henriette wußte, zu halben Nächten und strickte oder nähte. Oft aß sie in aller Stille nur trockenes Brot, um der armen, leidenden Schwester irgend ein Labfal bereiten zu können. Aber alle diese Beschwerden und Entbehrungen kamen ihr nicht sauer an. Die Liebe erträgt ja alles und die Liebe erduldet alles.

Bei alledem ließ Beate kein Mittel unversucht, was der Schwester Heilung bringen sollte. Sie rief den und jenen Arzt zu Hilfe. Keiner aber konnte Hilfe schaffen. Das alles aber kostete Geld. Um es zu übrigen, verkaufte die treue Schwester ein Kleidungsstück und zuletzt gar ein Möbel nach dem anderen.

Da hörte Beate eines Tages von einem Arzte, der schon viele solche Patienten, wie ihre Schwester war, geheilt habe. Aber dieser Arzt war drei Meilen entfernt. Wie sollte sie die arme Schwester dahin bringen? Pferd und Wagen mieten? Den Arzt herkommen lassen? Beides war zu kostspielig. Und doch drängte sie ihr Herz, auch diesen Versuch noch zu machen. „Es wäre doch möglich,“ sagte sie sich, „daß die arme Schwester bei diesem Arzte noch Hilfe fände.“

Da endlich, nach langem Hin- und Hersinnen, kam sie zu einem Ent-

schlusse. Sie verkaufte ihr letztes Sonntagskleid und mietete sich dafür einen zweirädrigen Wagen. Diesen überspannte sie mit einer Plane, füllte ihn halb mit Stroh und hob die unglückliche Schwester hinein. Wo es hingehen sollte, sagte sie der Kranken nicht. Als alles in Ordnung war, faßte Beate mit beiden Händen an der Wagengabel an, und fort ging es, die Straße dahin.

Beate fing bald an zu keuchen und zu schwitzen. Aber die Liebe trägt alles und die Liebe duldet alles. Als die treue Schwester unter unfäglicher Anstrengung etwa zwei Meilen zurückgelegt hatte, kam ihr eine Equipage entgegen gefahren, aus welcher eine junge, aber etwas blasse Frau herauschaute. Kaum erblickte diese das sonderbare Fuhrwerk, ließ sie sofort ihren Wagen halten, redete die in Schweiß gebadete Beate an und erkundigte sich, wo sie hin wolle.

Beate erzählte hierauf in aller Kürze die näheren Umstände, wobei Henriette wehmütig und seufzend unter der Wagenplane herausfah. Das Schicksal und die Liebe der Schwestern zu einander rührte die fremde Dame. „Fahre nicht weiter,“ sagte sie zu Beate. „Es ist noch über zwei Stunden Wegs bis hin zu dem Arzte. Die Anstrengung ist zu groß für Dich. Kehre mit mir um. Fünf Minuten von hier steht ein Gasthaus. Dort werde ich aussteigen und bleiben und von dort aus soll Euch mein Geschirr vollends ans Ziel bringen.“

Beate weigerte sich zwar und wollte so viel Güte nicht annehmen. Die Dame aber bestand auf ihrem Plane und sagte: „Folge mir nur. Es macht mir Freude, Euch diesen Dienst erweisen zu können. Wißt, daß auch ich auf die entsetzlichste Weise an der schrecklichen Krankheit, der Gicht, litt, bei jenem Arzte aber vollständige Heilung gefunden habe. Aus Freude darüber und aus Dankbarkeit gegen den Himmel habe ich mir vorgenommen, einen Teil meines Vermögens zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Und mit Euch will ich heute den Anfang machen.“

Der berühmte Arzt war nicht wenig erstaunt, als plötzlich dieselbe Equipage der Dame, die sich vor kaum zwei Stunden erst bei ihm verabschiedet hatte, wieder vor der Thür hielt. Er glaubte schon, es sei dieser ein Unglück zugestoßen. Gleich darauf aber trat sein Diener ein und überreichte ihm einen Brief, den der Kutscher mitgebracht hatte. Der Brief war von jener Dame. In ihm beauftragte sie den Arzt, die beiden Zwillingsschwestern auf ihre Kosten in seine Heilanstalt aufzunehmen, die eine zur Kur, die andere als Pflegerin der ersteren.

Beide Schwestern fanden die freundlichste Aufnahme. Der Arzt behandelte die arme Henriette mit derselben Gewissenhaftigkeit, wie ehemals die reiche Dame. Seine Kunst bewährte sich auch an dieser Sichtsfranken. Durch eine verständige Wasserkur war sie nach einigen Monaten wieder soweit hergestellt, daß sie zu Fuße mit ihrer Schwester nach Hause zurückkehren und wieder mit ihr stricken und nähen und den kleinen Handel treiben konnte. Gern hätten sie nun gewußt, wer die Dame, der sie so viel zu danken hatten, gewesen sei. Sie erkundigten sich deshalb nach allen Richtungen hin. Aber ihre Forschungen blieben vergeblich. Selbst jener Arzt, der die edle Frau doch sicher genau kannte, beharrte darauf, ihnen keinen Aufschluß geben zu können.

Beide Schwestern erreichten ein hohes Alter. Aber auch als ihre Häupter längst ergraut waren, liebten sie sich noch mit derselben Zärtlichkeit und Treue, wie einst in der fröhlichen Jugendzeit.

Der Nachtwächter.

Es war heiliger Weihnachtsabend. Aber es war schon um die zehnte Stunde. Die Weihnachtsglocken, welche das „Ehre sei Gott in der Höhe“ über das friedliche Dorf, das in einem breiten Thale lag, hinweg gesungen hatten, waren längst verstummt. Die Hütten und Häuser lagen finster und schweigend da, denn die kleinen Bescherungen waren vorüber. Die Hunderte von Kindern, die einen Pfefferkuchenmann oder eine Groschenwindmühle oder ein vergoldetes Sechserhäfchen, als ein Geschenk vom heiligen Christ, heute überglücklich gemacht hatte, schliefen bereits. Viele von ihnen träumten vielleicht jetzt schon von den bunten Schiefeln, von dem kleinen Kiterikihahnbusche und von den roten Franzäpfeln und was sie sonst noch unter dem bescheidenen Lichterbäumchen gefunden hatten.

Nur in dem großen, neuen Hause, unweit der Kirche, ziemlich in der Mitte des Dorfes, leuchteten die Fenster des Erdgeschosses noch hell in die kalte Winternacht hinaus. Hier brannte noch ein großer, reich behangener Tannenbaum, und zwei Kinder hüpfen fröhlich und jauchzend um den runden Tisch, auf dem der Christbaum stand und auf dem die

Festgaben in bunter Menge aufgestapelt lagen. Die Familie, die in dem Hause wohnte, galt als sehr reich und wohnte erst seit einem Jahre im Orte.

Jetzt schlug es vom Turme zehn Uhr, und augenblicklich erklang das Horn des Nachtwächters. Der Nachtwächter war ein alter Mann und wohl der ärmste im Dorfe. Mit seinen Händen konnte er nicht viel mehr verdienen, und deshalb hatte er diesen Posten übernommen, brauchte er und seine bejahrte Frau doch nun wenigstens nicht Hunger zu leiden.

Als er an das neue Haus kam und die hellen Fenster sah, schlich er leise hinan und sah dem frohen Treiben in dem Zimmer zu. Aber der Jubel stimmte ihn fast wehmütig. Er dachte zurück. Er dachte an seine eigene Kindheit, wie ihm dereinst auch ein kleines Christbäumchen geleuchtet hatte. Und dabei fielen ihm seine Eltern ein, die schon längst im Grabe ruhten. Und dann dachte er wieder, wieviel Weihnachtsabende er wohl noch erleben würde.

Nachdem er sich satt gesehen hatte, dachte er an sein Amt. Er trat einige Schritte zurück und fing mit tiefer, zitternder Stimme zu singen an. Aber er sang heute nicht das gewöhnliche Nachtwächterlied: „Hört Ihr Herren und laßt Euch sagen“ u. s. w., sondern er stimmte den Liedervers an:

Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
 Sein werd' in aller Welt gedacht;
 Ihn preise, was durch Jesum Christ
 Im Himmel und auf Erden ist.

Dieser Gesang in stiller Nacht machte auf die Bewohner des neuen Hauses einen wunderbar erhebenden Eindruck. Die beiden Kinder wurden plötzlich still, falteten ihre Hände und schmiegt sich an ihre Eltern an. Auch diese legten ihre Hände wie zum Gebet zusammen und lauschten dem ehrwürdigen Gesang mit aufrichtiger Andacht.

Kaum hatte der Alte geschlossen und den üblichen Hornstoß als „Amen“ hinzugesügt, öffnete sich auch schon die Hausthür und eine männliche Stimme lud den Alten ein, doch einige Augenblicke einzutreten. Dieser kam in sichtliche Verlegenheit und weigerte sich anfänglich. Als ihn aber der Hausherr bei der Hand nahm und ihn förmlich hereinzog, da mußte er folgen. Er wollte nun wenigstens seinen Hund draußen lassen, aber nein, auch dieser mußte mit herein kommen.

Drinne mußte sich der Alte auf einen Ruhestuhl niederlassen und erhielt ein Glas Glühwein und ein großes Stück Stolle. Dabei unter-

hielten sich die reichen Leute so überaus freundlich mit ihm, als ob er ein Freund des Hauses wäre. Und die Kinder traten so zutraulich zu ihm heran und nahmen ihn bei der Hand, als ob sie ihren Onkel, einen alten Oberförster, vor sich hätten.

„Nun,“ sagte der Alte endlich, als ihn die Schüchternheit etwas verlassen hatte, zu den Kindern, „sah denn der Knecht Ruprecht recht grimmig aus, wie er zu Euch kam?“

„Ach ja,“ erwiderte der kleine Knabe. „Aber wir merkten es doch gleich, daß es unser Papa selber war.“

„Einmal mußte ich auch den Ruprecht spielen,“ sagte der Alte wieder, „aber da hatte ich mich so vermunnt, daß mich die Kinder nicht erkannten.“

„O bitte, erzählt uns das,“ baten da schnell die Kinder. „Wie war denn das?“

„Das kann ich Euch erzählen, wenn Ihr's wissen wollt,“ versetzte der Alte. „Ich und meine Frau wohnten damals — aber das ist schon sehr lange her — auf dem Rittergute Flachsau. Ich war Schäfer dort und meine Frau diente als Kinderfrau bei der Herrschaft. Die Herrschaft aber hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Denen mußte ich, auf Wunsch des gnädigen Herrn, am heiligen Abende als Ruprecht erscheinen. Ich weiß es heute noch, daß ich ganz gruselig ausgesehen haben muß, denn ich hatte einen schwarzen Pelz verkehrt angezogen und mir einen wahren Goliathsbart gemacht. Ich weiß es auch heute noch, wie der kleine Junge mit zitternden Händen das Vaterunser betete, aber auch, wie er sich zuletzt freute, als ich einen ganzen Sack voll Äpfel, Nüsse, Pfefferkuchen und Spielzeug vor ihm ausschüttete.“

Der Alte wollte noch weiter erzählen, in demselben Augenblicke aber kam der Vater der beiden Kinder auf ihn zu, faßte ihn bei beiden Händen und sagte: „Und wißt Ihr, wo der kleine Junge, dem Ihr damals der Ruprecht gewesen seid, jetzt ist?“

„Das kann ich nicht wissen,“ erwiderte der Alte. „Die gnädige Herrschaft zog später fort vom Gute, und da gefiel es mir und meiner Frau auch nicht mehr dort. Wir zogen auch fort. Weiß der liebe Herrgott, was aus dem Jungelchen geworden ist.“

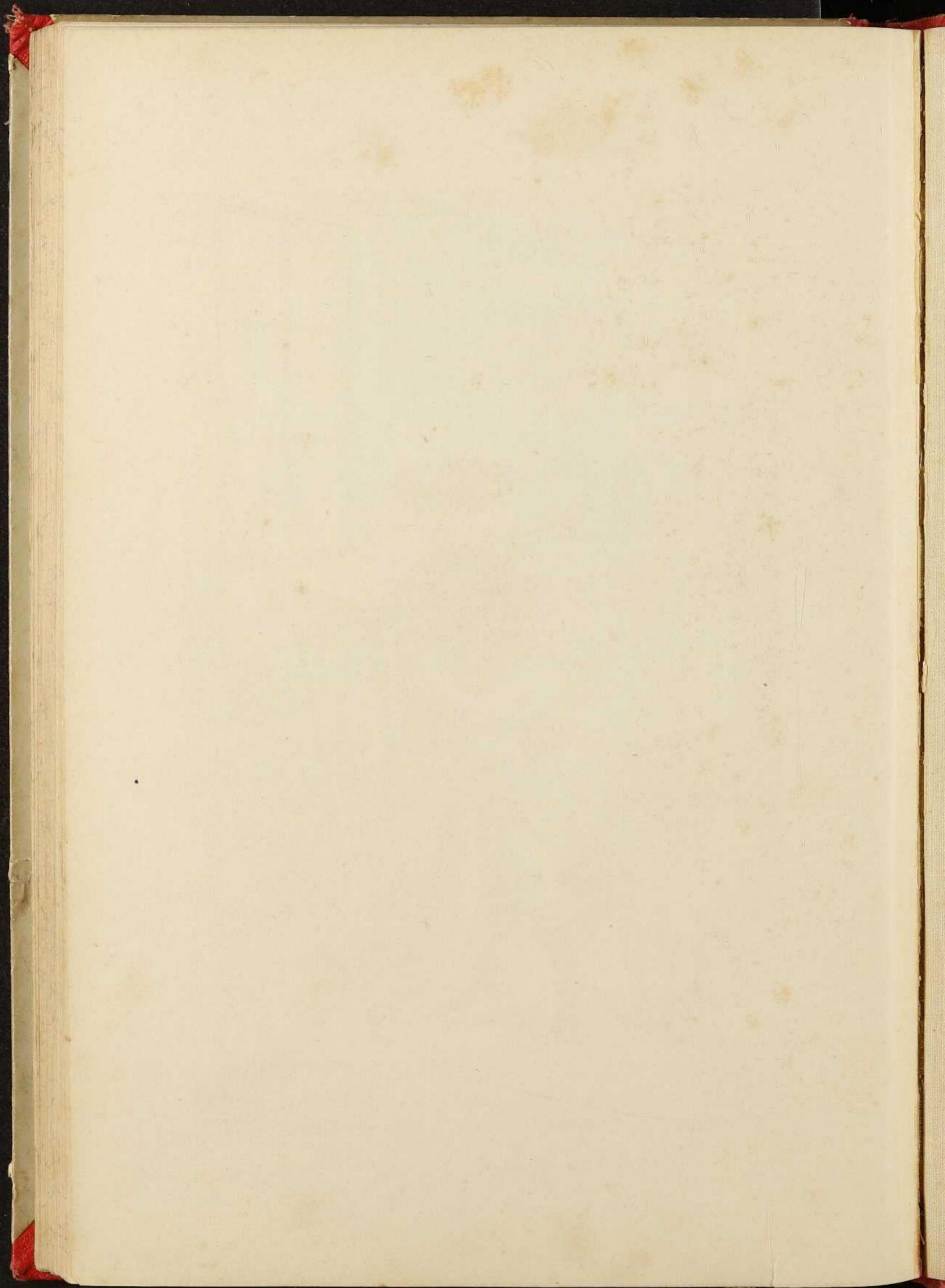
„Das Jungelchen steht hier vor Euch. Ich bin es selbst! Und auf alles, was Ihr hier erzählt habt, kann ich mich selbst ganz gut besinnen.“

Da war es doch nicht anders, als ob den Alten ein Blitz durch-



LITH. ANST. v. A. BURKHARDT, LEIPZIG - R.

(Seite 159)



zuckte. „Nein, ist's denn möglich!“ sagte er immer und immer wieder. „Sie — Sie sind das liebe Jungelchen gewesen?“

Sowohl dem alten Nachtwächter, als auch dem freundlichen Herrn traten die Thränen in die Augen. Alle in der Familie freuten sich mit über dieses seltsame Wiederfinden.

Acht Tage später war der Alte nicht mehr Nachtwächter. Er erhielt von dem reichen Herrn soviel Unterstützung, daß er mit seiner Frau ein sorgenloses Leben führen konnte bis an sein Ende.

Dorf und Residenz.

Einige Stunden von einer Residenz entfernt lag ein anmutiges Dörfchen. In diesem wohnte unter anderen ein Baumeister, der sich durch seine Bauten in der Umgegend ein recht hübsches Vermögen erworben hatte. Seine Familie zählte fünf muntere, liebe Kinder, zwei Knaben und drei Mädchen. Sie führten ein überaus glückliches Jugendleben. Schulstunden gab es in ihrer Dorfschule nicht allzuviel. Die wenigen häuslichen Schularbeiten waren bald gefertigt, und dann ging es hinaus, mochte es Sommer oder Winter sein. Garten, Wiese, Feld und Wald stand ihnen offen. Die ganze Umgegend war ein einziger, großer Spielplatz für sie. Und doch — und doch meinten sie, drinnen in der Residenz müsse es noch viel, viel herrlicher sein. Wenn sie dort wohnen könnten, da würden sie es noch viel besser haben! Oftmals sprachen sie auch wirklich gegen ihren Vater den Wunsch aus, daß er doch mit ihnen in die Residenz ziehen möchte, dort müsse ja doch ein prächtiges Leben sein.

Nicht weil es seine Kinder wünschten, sondern weil es in der Stadt höhere Schulanstalten gab, ging auch wirklich der Baumeister mit dem Plane um, sein Haus zu verkaufen und in die Residenz zu ziehen.

An einem schönen Sonntage waren die fünf Kinder auch ein weites Stück über das Dorf hinaus geflogen. Dort, hinter einem mit Laubholz bewachsenen Hügel, floß der Mühlgraben vorüber. Das war etwas für die beiden Knaben. Dicht daneben lagen Kornfelder mit allerhand Blumen zwischen den goldenen Halmen. Das war etwas für die drei Mädchen.

Karl und Benno hatten sich mit vieler Mühe ein kleines Schiff

gebaut, das wurde heute auf dem Mühlgraben eingeweiht. Es mußte seine erste Probefahrt bestehen. Der Wind blies lebhaft in die papiernen Segel, und lustig glitt das niedliche Fahrzeug auf dem klaren Wasser dahin. War das eine Freude für die beiden Knaben!

Die drei Schwestern fanden ihr Vergnügen an den Blumen im Kornfelde. Selma pflückte sie und brachte sie der älteren Schwester Julie, die die frischen Blüten zu einem Kranze wand, der das Köpfchen des jüngsten Schwesterchens schmücken sollte. Mariechen konnte kaum die Zeit erwarten, bis der Kranz fertig wäre.

Indem die Geschwister so fröhlich und glücklich spielten, trat der Vater an sie heran. Er kam aus der Residenz. „Na, Kinder,“ sagte er, „nun wird Euer Wunsch erfüllt. Ich habe heute in der Residenz ein Quartier gemietet. In vier Wochen ziehen wir hinein.“

Als die Kinder das hörten, jubelten sie hell auf und vergaßen Schiff und Blumen und Kranz. „Das wird herrlich!“ riefen sie und hüpfen um ihren Vater herum.

„Daß Ihr Euch aber nur auch in Euren Erwartungen nicht täuscht,“ sagte der Vater, indem er bedenklich den Zeigefinger erhob.

Zum Spiel hatten jetzt die Kinder keine Lust mehr. Sie gingen mit dem Vater nach Hause.

Vier Wochen darauf wohnte die Familie in der Residenz und zwar auf der Hammelstraße No. 17, drei Treppen. Neugierig guckten die Kinder zu den Fenstern hinaus, aber sie sahen weiter nichts, als unten einen leeren, gepflasterten Hof mit einer Pumpe, geradeaus einige Ziegeldächer und Schornsteine und darüber hinweg den alten Turm des Rathauses. Das war die ganze Aussicht.

Jetzt wollten sie, gleich wie sie waren, hinunter auf die Straße. „Ei nein,“ sagte die Mutter, „das geht hier in der Residenz nicht. Da müßt Ihr Euch erst vollständig ankleiden und vor allen Dingen Schuhe und Strümpfe anziehen. Anders dürft Ihr Euch nie draußen auf der Straße sehen lassen.“

Das erschien den Kindern nun freilich schon etwas umständlich.

Einige Tage später kamen sie in eine Privatschule. Hier war jeden Tag von früh acht bis zwölf und nachmittags von zwei bis fünf Uhr straffer Unterricht. Darüber stuzten die fünf Landkinder wieder nicht wenig. Das lange Sitzen und Aufmerken wollte ihnen gar nicht recht behagen. Kamen sie nach Hause, so mußten sich die beiden ältesten sofort

wieder hinsetzen und ihre häuslichen Aufgaben fertigen, wobei nicht selten wieder zwei Stündchen vergingen.

Jetzt kam der Sonntagmorgen. „Aber heute,“ sagte Karl, „wollen wir uns umsehen, wo in der Nähe ein Spielplatz ist.“ Karl und Benno gingen. Aber einen eigentlichen Spielplatz fanden sie nicht. Wo sie einen Rasenplatz entdeckten, war er umzäunt, und eine große Warnungstafel besagte, daß kein Mensch einen Fuß auf den Rasen setzen dürfe. Trafen sie einmal ein freies Plätzchen, wo keine Warnungstafel stand, war dasselbe entweder mit grobem Sand bestreut, oder gar gepflastert. So kamen sie unverrichteter Sache und darum mißmutig nach Hause.

Nach Tische baten die Kinder ihren Vater, er solle doch mit ihnen einen Spaziergang ins Freie und womöglich in einen Wald unternehmen. „Ja, lieben Kinder,“ erwiderte dieser, „da müssen wir wenigstens eine Stunde weit laufen, ehe wir ins Freie kommen, und einen Wald giebt's hier weit und breit nicht. Und heute habe ich zu einem so weiten Spaziergange durchaus nicht Zeit. Ihr müßt zusehen, wie Ihr Euch zu Hause unterhalten könnt.“

Diese Antwort befremdete die Kinder nicht wenig. Und schon stieg in ihnen leise der Gedanke auf: „Da war es doch eigentlich draußen auf dem Lande hübscher.“

Aber dieser Gedanke sollte bald noch viel lebhafter hervortreten. Nachdem bereits mehrere Wochen ins Land gegangen und sie, außer einigen grauen Sperlingen, kaum einen Vogel gesehen, viel weniger singen gehört, weder ein Wäldchen, noch eine Wiese, noch ein Getreidefeld zu Gesicht bekommen hatten, noch ein einziges Mal hatten im Freien spielen können: da traten ihre Enttäuschung und ihre Klagen laut hervor. Da erwachte mit einem Male in ihnen eine quälende Sehnsucht nach dem frischen, frohen, freien Landleben. Wie sie früher ihren Vater gedrängt hatten, mit ihnen in die Residenz zu ziehen, so lagen sie ihn jetzt tagtäglich an, doch wieder mit ihnen auf das Dorf, wo es doch viel tausendmal schöner gewesen sei als hier, zurückzukehren.

Das aber ging nun freilich nicht. Sie mußten in der Residenz ausharren, bis ihre Schulbildung vollendet war. Ihre Sehnsucht nach dem Lande erlosch nie. Und glücklich priesen sie stets die Kinder, die ihre Jugend auf dem Lande verleben konnten.

Strenge Zucht.

„Was fehlt Dir denn, Wilhelm, daß Du so trübselig da an Deiner Hausthür sitzt, als ob Dir die Hühner das Brot weggefressen hätten?“

Mit dieser Frage redete der junge Barbier des Dorfes den etwa zwölfjährigen Sohn seines Nachbarn an. Der Knabe wollte anfänglich mit der Sprache nicht heraus. Endlich aber gestand er mit kläglichem Tone: „Ja, weil mich mein Vater wieder einmal tüchtig durchgehauen hat. Und das thut mir noch so weh auf dem Rücken.“

„Was hattest Du denn versehen?“ fragte der Barbier.

„Ich war zehn Minuten zu spät aus der Schule gekommen. Weiter war es nichts,“ erwiderte der Knabe.

„Hm!“ machte es der Barbier kopfschüttelnd und ging weiter.

Einige Tage später kam der Barbier mit seinem Nachbar Weichhold, einem Scherenschleifer, zusammen. „Nachbar,“ sagte er, „Ihr haltet Euren Jungen doch wohl zu streng. Das taugt nichts. Einem Jungen darf man die Zügel nicht zu straff anziehen. Ein Junge ist einmal ein Junge und will auch seinen Willen haben. Jugend hat keine Tugend; die Jugend muß sich austoben, sagt das Sprichwort. Kürzlich habt Ihr nun Euren Wilhelm wieder gezüchtigt, bloß weil er zehn Minuten zu spät aus der Schule gekommen ist. Das ist zu hart. Ich habe auch einen Knaben. Er ist zwar etwas jünger als der Eure, aber dem sehe ich manches durch die Finger. Wenn er auch einmal eine Dummheit begeht, oder einmal nicht pünktlich eintrifft, da mache ich kein großes Aufhebens davon. Jung Blut hat Mut, denke ich.“

„Da sind wir allerdings ziemlich verschiedener Meinung,“ entgegnete Weichhold. „Ich bin selbst streng erzogen worden, und mir wollte diese Strenge auch durchaus nicht in den Kopf. Wie oft habe ich gesehnen und geweint, wenn es nicht nach meinem Wunsch und Willen ging. Aber wie oft habe ich es später, namentlich als ich Soldat werden mußte, meinen Eltern im stillen gedankt, daß sie mich an pünktlichen Gehorsam gewöhnt hatten. Wie leicht ist mir dadurch z. B. die strenge Zucht des Soldatenlebens geworden. Wie leicht wurden mir vorher meine Lehrjahre! Ohne Gehorsam kommen wir ärmeren Leute einmal nicht durch die Welt, und da denke ich meinem Jungen eine Wohlthat zu erzeigen, wenn ich ihn frühzeitig an Gehorsam gewöhne.“

„Das ist schon ganz gut,“ sagte der Barbier, „aber Ihr müßt mir auch nicht zu viel von solch einem unverständigen Buben verlangen.“

„O, ich verlange durchaus nicht zu viel von ihm,“ versetzte der Scherenschleifer. „Ich fordere bloß zweierlei: erstens, Gehorsam und zweitens, Pünktlichkeit. Ich habe ihm seinen Tag eingeteilt in Arbeit und Erholung, und an diese Einteilung soll er sich eben streng halten. Jung gewohnt, alt gethan.“

„Nun, jeder, wie er denkt,“ sagte der Barbier. „Aber der Wilhelm thut mir leid. Mein Knabe soll mehr in Freiheit aufwachsen, damit er einmal ein freier Mensch und kein Sklave wird. Das ist mein Grundsatz.“

Wilhelm und Ferdinand, der Sohn des Barbiers, wuchsen neben-, aber nicht miteinander auf. Wilhelm hatte nämlich von seinem Vater die strengste Weisung erhalten, mit jenem allen Umgang zu vermeiden. Weichhold hatte seine guten Gründe dazu, denn Ferdinand war ein Ausbund von Wildheit. Mochte ihn sein Vater auch zehnmal wegen irgend einer Tollheit tadeln und auszanken, das rührte ihn gar nicht. Bei allen Unarten und dummen Streichen war und blieb er der erste.

Beide Knaben wuchsen zu Jünglingen heran. Da sie gesund und kräftig waren, hob man sie für den Militärdienst aus. Nur daß Ferdinand ein Jahr später in den Soldatenrock gesteckt wurde.

Dem Wilhelm gefiel es sehr gut unter den Soldaten. In allen seinen Briefen, die er an seinen Vater schrieb und die jedesmal der Barbier dem Vater, da dieser Geschriebenes nicht lesen konnte, vorlesen mußte, berichtete er, daß es ihm sehr wohl erginge und daß er von seinen Vorgesetzten schon manche Auszeichnung erfahren habe.

Ganz anders lauteten Ferdinands Briefe. Sie waren stets Klagelieder von der ersten bis zur letzten Zeile. Die Kost, das viele Exerzieren, das ewige Schildwachstehen, und das abscheuliche Puzen und Wischen, das pünktliche Eintreffen zu jedem Dienste, die Strenge der Vorgesetzten, — das alles ward ihm zur Last und Marter. Als er nun vollends das Unglück gehabt hatte, zweimal mit Arrest in einer finsternen Zelle bestraft zu werden, verwünschte er den Soldatenstand bis in den tiefsten Abgrund hinunter.

Ferdinand durfte wegen seines liederlichen Verhaltens nie auf Urlaub gehen. Er mußte sechs Jahre ununterbrochen im Dienste bleiben. Auch Wilhelm kam zwar nur selten auf einige Tage nach Hause, aber aus

einem ganz andern Grunde: weil er schon nach zwei Jahren Unteroffizier und nach vier Jahren Feldwebel geworden war.

Als Wilhelm etwa drei Jahre als Feldwebel gedient hatte, drohte plötzlich ein Krieg mit dem Nachbarstaate. Das ganze Heer wurde einberufen und zum Kriege ausgerüstet. In dieser Zeit erhielt Weichhold eines Sonntags einen großen, langen Brief von Wilhelm. Der Alte war eben im Begriff, in die Kirche zu gehen. Jetzt aber ging er zunächst mit dem Briefe zum Nachbar Barbier, um ihn sich vorlesen zu lassen. Der Barbier war selbst begierig, was der lange Brief wohl enthalten werde. Auch die Tochter des Barbiers, die eben mit einem Korbe Kraut vom Felde gekommen war, ward von Neugier erfaßt, stellte hurtig den Korb hin und guckte ihrem Vater über die Schulter.

Der Barbier las. Aber welches Staunen! Wilhelm teilte seinem Vater mit, daß er zum Offizier ernannt worden sei. Der Alte wollte es anfangs gar nicht glauben. Der Barbier mußte die betreffenden Zeilen dreimal lesen. „Und dieses Glück,“ schloß Wilhelm seinen Brief, „habe ich Dir zu danken, mein guter Vater, weil Du mich von Jugend auf an Gehorsam und Pünktlichkeit gewöhnt hast.“

Dem Alten rollten Freudenthränen über die Wangen. Auch dem Barbier entfiel eine Thräne, aber es war eine Kummerthräne. Sie galt seinem Sohne, der seit vier Wochen hinter Schloß und Riegel auf dem Zuchthause saß.

Auf die Alm.

An einem warmen Maisontage abends ging es in dem Wirtshause des Dorfes Wylten, welches in einem freundlichen Schweizerthale liegt, sehr munter und lustig zu. Die bejahrteren Leute saßen bei ihren Bierkrügen und plauderten über den nun glücklich überstandenen Winter; sprachen über ihr Vieh daheim und was es für eine Wohlthat sei, daß der Schnee sich dies Jahr so zeitig zu den Gletschern hinauf gezogen habe und daß das liebe Vieh diesmal schon so früh auf die Alm könne. Unter all den Bauern herrschte nur eine Meinung, daß der Nazi, der morgen früh mit der Herde hinaufziehen solle, gewiß ein braver Senne sein, der das Vieh gut halten und die Milch- und Käsewirtschaft gut besorgen werde.

Nun, und seine Schwester sei auch ein wackeres „Mädel“, die zugreifen könne und früh und abends auf dem Plaze sei.

Während die Alten hier so saßen und plauderten, tanzte das junge Volk oben darüber nach Herzenslust und stampfte dazu mit den Absätzen auf die Dielen, daß man meinte, die Decke müsse herunter brechen. Besonders war es der Nazi, von dem in der Gaststube so viel geredet wurde, der sich noch einmal recht von Herzen lustig machte. Wußte er doch, daß ihm vor dem Herbst keine Geige mehr aufspielen würde, denn bis dahin mußte er auf der Alm aushalten bei schmaler Kost und saurer Arbeit.

Kaum daß den nächsten Morgen die ersten Sonnenstrahlen über die blitzenden Berghäupter emporschossen, wurde es auch in dem Dorfe Wylten allenthalben lebendig. Barg doch fast jedes Haus eine Kuh, oder eine Geiß, die heute mit fort sollte.

Als das Kapellenglöcklein seinen Morgengruß beendet hatte, erschien Nazi im schönsten Feiertagshabit auf einer kleinen Anhöhe neben dem Kirchlein, setzte seine Schalmel an die Lippen und blies ein anmutiges Jodlerlied. Gleich darauf aber ließ er einige eigentümliche kurze Strophen ertönen, welche militärischen Signalen glichen. Dies war das Zeichen, daß man das Vieh herauslassen und herzutreiben solle.

Die Dorfbewohner verstanden diesen Ruf und sogleich öffneten sich alle Stallthüren in der Nähe und Ferne und das Vieh trat brummend und meckernd hervor. Es war eine wahre Lust, die glatten, schmucken Tiere zu sehen. Jedes, bis zum kleinsten Ziegenböcklein herab, trug einen Gurt um den Hals, mit einer Glocke daran. Die Kühe der reichen Bauern trugen sogar ganz prächtige, reich verzierte Halsgurte mit wahren Riesenglocken. Und wie waren die Kinder alle gepuht und gestriegelt. Kein Stäubchen war auf ihnen zu sehen. Alle glänzten wie die Male.

Mitten im Dorfe lag ein freier Platz, der sogenannte Dorfanger. Hier kam all das Vieh zusammen. Aber nicht bloß die Kinder und die Geißen stellten sich hier ein, sondern auch die sämtlichen Dorfbewohner, groß und klein. Sogar den ehrwürdigen Dorfskaplan sah man mitten darunter. Es war ja heute eben ein Festtag, der Auszug der Herde auf die Alm.

Nachdem die Herde vollständig beisammen war, ging's an ein Abschiednehmen. Nazi und seine Schwester, die ebenfalls ihren Feststaat angelegt hatte, reichten jedem Anwesenden mit einem herzlichen „Behüt di Gott!“ die Hand. Zu Vater und Mutter kamen sie zuletzt, weil hier der Abschied

etwas länger dauerte. Zu allerlezt aber verabschiedeten sie sich bei dem alten Dorfgeistlichen, der ihnen noch seinen Segen erteilte, wobei alle Umstehenden ihre Häupter entblößten.

Ganz dieselbe Reihenfolge beim Abschiednehmen hielt auch Ignaz, der zwölfjährige Geißbub (der Gehilfe des Senners), inne. Ihm drückte namentlich die Dorfjugend warm, aber nicht ohne einen gewissen Meid, die Hand.

Und nun brach die Herde auf. Stolz und fast würdevoll schritt Nazi, die Schwester an der Seite, voran. Ihm folgte die Herde, wobei natürlich die munteren Geißböcklein manch lustigen Kreuz- und Quersprung machten. Der Geißbub, ein Bündel auf dem Rücken, ging neben der Herde her, um Ausschreitungen zu verhüten. Aber das war ein Geläute und Gebimmel, daß einem fast die Ohren klangen.

Gleich hinter dem Dorfe führte der Weg auf die Alm hinauf. Dort lenkte Nazi ab, und schritt langsam den nicht eben glatten und bequemen Bergpfad hinan. Als er etwa eine Viertelstunde gestiegen war und auf einen Punkt kam, von wo aus er das ganze Dorf und namentlich auch den Dorfanger noch einmal übersehen konnte, blieb er, das Vieh immer weiter gehen lassend, stehen und schwenkte noch einmal den Hut zum Abschiede ins Thal hinab. Dabei stieß er einen weithin schallenden Jodler aus. Die Leute waren noch ziemlich alle auf dem Dorfanger versammelt, den Zug so gut und so lange es möglich war, mit ihren Augen zu verfolgen.

Raum vernahmen sie den jodelnden Zuruf, schwenkten auch sie dem Nazi die Hüte und Mützen unter hellem Aufjauchzen entgegen. Es war dies der letzte Gruß für den scheidenden Senn.

Gleich darauf verschwand die letzte Geiß hinter einer hohen Felswand, und nun erst begaben sich die biedereren Dorfbewohner wieder heim und an ihre Arbeit.

Ein ganz ähnlicher Festtag war es für die kleine Gemeinde, als Nazi zum Spätherbste wohlbehalten mit seiner Herde wieder in das Thal und in das Dorf zurückkehrte. Sahen doch die Kinder wohlgenährt aus und waren doch die Kälber und Kalben und die jungen Geißen groß und stark geworden. Auch mit der Menge und Güte des Käses, den Nazi während der Almzeit bereitet hatte, waren alle wohl zufrieden. Und so hieß es allgemein: „Der Nazi ist ein braver Senn!“

Die Betchristel.

„Christine, räume den Tisch und dann komme wieder zum Abendgebet.“

So befahl Vater Trautmann dem Dienstmädchen. Christine war ein Waisenmädchen und zählte etwa siebzehn Jahre. Sie trug die Schüsseln und Teller, welche beim Abendbrote gebraucht worden waren, hinaus in die Küche. Darauf kam sie zurück, blieb an der Thür, unter der knackenden Wanduhr stehen und faltete ihre Hände zum Gebet. Vater Trautmann hatte unterdessen das Abendsegenbuch herbeigeholt und ein frommes Lied aufgesucht. Seine Frau, welche das kleinste Kind auf ihrem Schoße hielt, blieb am Tische sitzen. Hinter dem Vater stand Emil, der älteste Knabe. Er legte seine gefalteten Hände auf des Vaters Stuhllehne. Links von Emil stand Helene, seine zehnjährige Schwester, die Hände andächtig an die Brust gedrückt. Auch die kleine fünfjährige Frida hatte ihren Puppenwagen stehen lassen und ihre gefalteten Händchen auf den Tisch erhoben.

Hierauf las Vater Trautmann mit gemütvoller Stimme das fromme Lied. Alle hörten andächtig zu und wer es vermochte, betete im stillen mit, denn dieses Lied vom Gottvertrauen hatte der Vater schon oft zum Abendsegen erwählt. Nach dem Gebete küßten die Kinder Vater und Mutter, reichten auch der guten Christine eine Gutenachthand und gingen still zu Bett.

Ein Stündchen plauderten nun Vater und Mutter wohl noch miteinander, dann begaben auch sie sich zur Ruhe. Und so ging es einen Abend wie den anderen. Nur dann, wenn Besuch da war, konnte in dieser Weise nicht gebetet werden. Dann mußten die Kinder in ihren Bettchen für sich ein Abendgebet sprechen.

Christine hatte schon in ihrem sechsten Lebensjahre beide Eltern verloren. Sie war bis zum vierzehnten Jahre in einem Waisenhanse erzogen worden und dann in Trautmanns Haus gekommen. War sie schon von Natur ein sehr sittsames Mädchen, so hatte sich ihr Charakter in der Trautmannschen Familie, wo Zucht und fromme Sitte herrschten, vollends zu einem stillen, gottesfürchtigen Wesen ausgebildet. Sie ging fleißig zur Kirche. Sie las in ihren Freistunden gern ein gutes Buch. Vergnügungsorte, wo andere ihresgleichen zu halben Nächten schwärmten, besuchte sie nie. Auch gab sie sich mit anderen Dienstmädchen, die in der Regel von weiter nichts als von Musik und Tanz, von Puz und Heimlichkeiten

ihrer Herrschaften zu reden wußten, nie ab. Das alles mußte sie freilich bitter büßen. Man spottete ihrer. Man neckte und foppte sie, wo man nur konnte. Ja, einige leichtsinnige Dirnen gaben ihr sogar den Namen „Betchristel“.

Trautmann war ein wohlhabender Mann. Er besaß ein ansehnliches Wohnhaus und außerdem eine Eisenwarenfabrik. Er und seine Frau erkannten den Wert eines guten Dienstboten und beide hielten deshalb die Christine wie ein Kind. „Laß die gottlosen Mägde nur schimpfen und spotten,“ sagte Trautmann oft zu Christinen, „bleibe Du nur getreulich auf dem Wege, den Du zeither gegangen bist. Dem Gottesfürchtigen wird es zuletzt wohlgehen, spricht die Schrift!“

Und dieses Wort sollte an der armen Christine buchstäblich in Erfüllung gehen.

Eines Tages kam ganz unangemeldet ein junger Mann auf Besuch zu Trautmanns. Es war ein Nefte der Familie. Er besaß in dem nicht weit entfernten Städtchen ein großes Leinwandgeschäft, das mehreren hundert Webern der Umgegend Arbeit und Brot gab. Lachwitz, so hieß der Nefte, war sehr vermögend, so daß er sich Pferde und Wagen halten konnte. Und so kam er denn auch heute in einer schönen Equipage angefahren.

Christine war über dergleichen Besuche niemals besonders erfreut, weil dadurch die ganze Hausordnung eine andere wurde und besonders, weil sehr oft dadurch das gemeinschaftliche Abendgebet, das ihr so lieb war, in Wegfall kommen mußte.

Als sie deshalb erfuhr, daß Herr Lachwitz volle drei Tage hier zu bleiben gedenke, ward sie beinahe unwillig darüber und murrte im stillen.

„Onkel,“ sagte Lachwitz den zweiten Tag, als sie eben bei Tische saßen, „Eure Köchin, die Christine, scheint mir ein vortreffliches Mädchen zu sein. Sie ist so still für sich hin. Wie freundlich geht sie mit den Kindern um! Sie selbst hält sich sauber und macht auch alles sehr nett.“

„Allerdings ist es ein äußerst braves und wirtschaftliches Mädchen,“ erwiderte Trautmann. „Aus ihrem Munde hört man nie ein unrechtes Wort. Ihr Gemüt ist so religiös, daß es mich schon oft gerührt hat. Und wenn sie hundert Thaler Lohn verlangte, ich würde sie nicht aus meinem Hause lassen.“

Auch der junge Herr Lachwitz gehörte zu den Menschen, die ihr Leben lang Gott vor Augen und im Herzen haben. Was er da von dem armen Waisenmädchen gehört hatte, machte einen freundigen Eindruck auf ihn. Von dieser Mittagsmahlzeit an beobachtete er Christinen noch genauer.

Und je genauer er sie beobachtete, desto mehr gute Eigenschaften entdeckte er an ihr.

Den dritten Tag nachmittags bat Lachwitz seinen Onkel, ihn einige Minuten unter vier Augen sprechen zu können, er habe ihm eine wichtige Mitteilung zu machen.

Beide Männer gingen darauf in ein Stübchen, wo sie ungestört waren. „Nun, was hast Du mir denn Geheimnisvolles mitzuteilen?“ fragte Trautmann.

„Lieber Onkel,“ begann hierauf der Nefte, „Du hast mir schon wiederholt gesagt, daß ich mich nun nach einer Frau umsehen müsse, da mein Hauswesen immer größer werde. Heute nun bin ich zu dem festen Entschlusse gekommen, mir eine Frau zu nehmen.“

„Das freut mich,“ erwiderte der Onkel. „Und gewiß hast Du Dir auch schon eine Jungfrau ausersehen, die für Dich paßt?“

„Allerdings ist dies geschehen, Onkel,“ bejahete Herr Lachwitz. „Aber es ist ein blutarmes Mädchen.“

„Thut gar nichts,“ entgegnete der Onkel, „wenn es nur fromm und brav ist. Du besitzest ja selbst Vermögen genug.“

„Diese Eigenschaften besitzt das Mädchen vollkommen,“ versicherte Herr Lachwitz. „Du hast es mir ja selbst gesagt.“

„Also müßte ich das Mädchen schon kennen?“ versetzte der Onkel verwundert. „Wer ist es denn?“

„Erschrick nicht, Onkel, wenn ich Dir es jetzt sage,“ sagte Herr Lachwitz nach einer kleinen Pause. „Es ist Eure Christine. Eine bessere Frau glaube ich für mich und mein Hauswesen nicht finden zu können.“

„Das freut mich unendlich, lieber Nefte!“ versetzte da Trautmann schnell. „Deine Wahl ist gut! Auf Euch wird der Segen des Himmels ruhen!“

Es wurde nun noch verabredet, daß Trautmann morgen, wenn Lachwitz abgereist sei, die Christine fragen solle, ob sie des reichen Leinwandhändlers Frau werden wolle u. s. w.

Christine erschrak ob dieser Anfrage so sehr, daß sie ganz blaß wurde und lange Minuten kein Wort hervorbringen konnte. Endlich aber faßte sie sich und sprach: „Das ist Fügung meines lieben Herrgotts! Und wie er mich führt, will ich gern von ihm mich leiten lassen. — Sagen Sie Herrn Lachwitz, daß ich seine Hand mit Dankbarkeit annehmen und seine Frau werden will.“

Ein Vierteljahr später rollte die Equipage des reichen Leinwandhändlers wieder durchs Dorf und auf Trautmanns Wohnung. Diesmal aber saß Herr Lachwitz nicht allein darin, sondern neben ihm saß seine junge Frau, die Christine. Er war im Begriff, mit ihr seinen ersten Besuch in der Trautmannschen Familie zu machen.

„Da seht nur, was die Betschistel für ein Glück gemacht hat,“ sagten die Dienstmädchen, die den prächtigen Kutschwagen sahen, zu einander. „Wer hätte gedacht, daß aus der einfältigen Betschistel so eine reiche Frau werden würde? Wie oft haben wir sie ausgelacht, jetzt wird sie uns anlachen.“

Lachwitz führte mit der braven Christine ein ganz glückliches Leben und bereuete nie, ein so armes Mädchen geheiratet zu haben.

Der Verräter.

Als die deutschen Heere siegreich in Frankreich vordrangen, gab es in manchen Ortschaften daselbst große Angst. Manche Bewohner flohen vor dem anrückenden Feinde, Hab und Gut im Stiche lassend. Andere vergruben ihre Schätze an heimlichen Orten.

In einem solchen Dorfe, das auch wegen der Nähe der Deutschen in großen Befürchtungen schwebte, trafen sich eines Morgens zwei Knaben, Louis und Henri. Beide waren arm und allgemein als ein paar ungezogene Rangen bekannt. Louis, der ältere, war sogar schon einmal polizeilich bestraft worden. Der Maire (Ortschulze) hatte ihn, wegen Tierquälerei, auf drei Tage ins Gefängnis stecken lassen. Das konnte Louis dem Manne nicht vergessen. Er hatte eine solche Wut auf ihn, daß er nur auf eine Gelegenheit paßte, um sich an ihm rächen zu können.

„Henri! Henri!“ rief Louis eines Tages schon aus der Ferne seinem Freunde zu, „nun kann ich mein Mütchen an unserm Maire fühlen. Jetzt habe ich ihn! Die drei Tage, die ich im Gefängnisse zubringen mußte, sollen ihm teuer zu stehen kommen. Und dabei werde auch ich mich mit dafür bezahlt machen.“

„Wieso, Louis?“ versetzte Henri neugierig. „Wie willst Du das anfangen?“

„Sehr einfach,“ erwiderte Louis. „Höre mich an. Als ich gestern abend in später Stunde aus den Feldern kam — ich hatte nämlich wieder einmal ein Säckchen Kartoffeln draußen auf den Gemeindeäckern gefapert — bemerkte ich hinter der Scheune des Maire, unter der alten, dicken Linde, ein kleines Lichtchen. Ich schleiche mich leise näher und sehe da, wie der Maire, der alte Brummbart, eifrig gräbt. Aha, denke ich, der wird seinen Geldkasten in Sicherheit bringen. Und so war's. Als er ein ziemliches Loch gegraben hatte, brachte er einen großen, schweren Topf herbei, versenkte ihn und machte das Loch wieder zu. Damit man nun aber die frisch gegrabene Stelle nicht bemerken sollte, besetzte er sie ganz sorgsam mit Rasen. Ich war natürlich still wie ein Mäuschen, faßte aber gleich einen Plan und dieser wird bei nächster Gelegenheit ausgeführt.“

„Aha! Du willst wohl, sobald es paßt, den Schatzgräber spielen und das Töpfchen entführen?“ sagte Henri.

„Das gerade nicht,“ erwiderte Louis, „das könnte mir doch gar schlecht bekommen, wenn ich entdeckt würde. Nein, ich habe etwas anderes vor. Ich wünschte nur, daß schon morgen die Preußen anmarschirt kämen.“

„Ach so, jetzt verstehe ich Dich,“ versetzte Henri schnell. „Ja, ja, Dein Plan ist ganz gut, und dabei läßt sich auch noch etwas verdienen.“

Was sich Louis gewünscht hatte, ging schon wenige Tage darauf in Erfüllung. Ein Trupp Feinde rückte an und bezog unweit des Dorfes eine Art Lager. Kaum erfuhr das Louis, machte er sich auch in aller Stille dahin auf den Weg und ließ durch die Vorposten melden, daß er etwas zu entdecken habe. Nach Kriegsgebrauch führte man ihn mit verbundenen Augen zum Hauptmann der Wache.

„Was willst Du, mein Sohn?“ redete ihn der Hauptmann der Wache französisch an.

„Ich will Ihnen den Ort entdecken,“ antwortete Louis, „wo unser Maire sein vieles Geld vergraben hat. Ich weiß es. Da ich aber ein armer Knabe bin, so hoffe ich, daß Sie mir für diese Nachricht ein Geschenk geben werden.“

„So!“ erwiderte der Hauptmann und schien einige Augenblicke nachzudenken. „Wie kommst Du denn aber dazu, mein Sohn,“ fuhr er dann fort, „mir dieses Geheimnis zu verraten?“

„Ja, weil der Maire ein ganz abscheulicher Mann ist, der sogar schon Kinder ins Gefängnis stecken läßt,“ antwortete Louis.

„So!“ wiederholte der Hauptmann. „Hat er Dich vielleicht auch schon einmal dort brummen lassen?“

„Freilich,“ erwiderte Louis, „aber ich war ganz unschuldig.“

„Nun sag mal, mein Sohn,“ nahm hierauf der Hauptmann wieder das Wort, „was erwartest Du denn für ein Geschenk dafür, daß Du mir den Schatz verraten hast? Wärest Du wohl mit zehn Frank zufrieden? Oder möchtest Du lieber mehr haben?“

„Zwanzig wären mir freilich lieber,“ erwiderte Louis mit frechem Tone.

„Nun gut,“ sagte der Hauptmann nach einiger Überlegung, „Du sollst Deine zwanzig bekommen, denn ich sehe, daß Du sie verdient hast. Sage mir Deinen Namen und gehe einstweilen wieder nach Hause. Das weitere wird sich finden. Du wirst sehen, daß ich Wort halte.“

Fröhlich hüpfte der nichtswürdige Knabe wieder durch die Vorposten hindurch, der Heimat zu. Sein erster Gang war zu seinem Busenfreunde Henri. Überglücklich teilte er diesem mit, was er gethan und daß er zwanzig Frank bekommen werde.

Wenige Stunden darauf erhielt auch wirklich Louis schon die Einladung, seine zwanzig in Empfang zu nehmen. Es erschien nämlich ein Gerichtsvogt und führte den Knaben zum Maire. Dieser war von dem Verrate bereits vollständig unterrichtet. Der brave Hauptmann hatte nämlich sofort einen Brief an den Maire abgesandt, in welchem der ganze Vorfall erzählt und schließlich gebeten war, dem jungen Verräter zum Lohne zwanzig Peitschenhiebe zu verabreichen. —

Der alte Maire war ebenso über die Großmut des deutschen Offiziers erfreut, als über die Schändlichkeit des abscheulichen Knaben erbittert.

Als Louis zu ihm gebracht wurde, lagen schon zwei tüchtige Ruten für ihn im Wasser. So sehr auch jetzt der Knabe um Verzeihung bat, es half ihm nichts von der wohlverdienten Strafe los. Er erhielt von der markigen Hand des Vogtes seine zwanzig und zwar gepfefferte und gesalzene.

Das war ein bitterer Lohn, den er noch viele Tage sehr schmerzlich empfand! Und wie schämte er sich jetzt vor seinem Freunde Henri! Am liebsten wäre er gleich fort und unter die Soldaten gelaufen und Tambour geworden, damit ihn nur niemand im Dorfe sehen sollte. Das aber nahm er sich doch ernstlich vor, nie mehr den Verräter zu spielen.

Ein billiges Konzert.

Es war Sonnabend abend. Vor der Thür seiner ärmlichen Hütte saß Vater Keiner, ein Besenbinder. Er hielt sein altes Hauskäppchen zwischen den gefalteten Händen und betete zu dem traulichen Geläute der Abendglocke ein Vaterunser.

Als dies geschehen und die Glocke verstummt, zog er einen grauen, ledernen Beutel aus der Tasche und zählte die wenigen Groschen zusammen, die er in der letzten Woche verdient hatte. „Ach lieber Gott!“ seufzte er, „diese paar Groschen! Und davon nun wieder mit Frau und Kindern sieben Tage leben! Man ist doch auch zu arm! Keine einzige Freude hat man auf der Welt.“

Indem Keiner noch so lamentierte, ging Schulzens Hans vorüber. Derselbe trug das Wochenblatt in der Hand. „He, Hans,“ rief ihm Keiner zu, „laß mich doch mal schauen, was es Neues in der Welt giebt.“

Hans gab ihm die Zeitung, und Keiner blätterte darin herum. Als er auf der letzten Seite ankam, fing er an, laut zu lesen: „Morgen Frühkonzert im Schillergarten. — Nachmittag Trompetenkonzert im grünen Esel. — Morgen abend Konzert in den Sälen der Harmonie.“

Keiner las nicht weiter. Er hatte genug. Dankend gab er das Wochenblatt zurück.

Als er wieder allein war, sagte er: „Überall Musik, Freude und Jubel morgen. Und ich werde daheim sitzen und meine Messer schärfen müssen. Ist denn die schöne Musik nur für die Reichen da? Konnte der liebe Gott nicht auch an uns arme Leute denken?“

Kaum hatte Keiner diese Worte laut für sich hin gesprochen, da klopfte ihn der Arzt des Dorfes auf die Schulter und sagte: „Lieber Freund! Ihr sollt morgen früh auch ein Konzert hören. Habt Ihr Lust, so werde ich Euch abholen. Kömmt auch Eure Frau und Kinder mitnehmen.“

„Lust?“ versetzte Keiner, „sehr viel! Aber kein Geld dazu!“

„Geld ist durchaus nicht nötig,“ erwiderte der alte Herr. „Die Künstler musizieren umsonst.“

Unter diesen Umständen nahm Keiner die Einladung hocherfreut an.

Den nächsten Morgen in aller Frühe sah man die beiden Männer, gefolgt von Keiners Frau und Kindern, einem mächtigen Walde zuwandern. Sie traten in die frischen, schattigen Hallen ein.

„Auf dem Moosbühl hier unter dieser alten Eiche,“ sagte jetzt der alte Doktor, „setzt Euch alle zusammen nieder. Die Künstler spielen bereits aus Leibeskräften.“

Keiner und die Seinen setzten sich und lauschten. Und indem sie so lauschten, fiel ihnen nach und nach der hundertstimmige Gesang der Waldvögel auf. Wie das sang, schlug, flötete, gurrte, zwitscherte, trillerte, pfiß und schmetterte, bunt durcheinander, von allen Seiten, aus der Höhe und aus der Tiefe, aus der Nähe und aus der Ferne! Und ob auch jeder der kleinen Sänger eine andere Weise sang, gab doch das Ganze eine wunderbare Harmonie, ein bezauberndes Konzert!

„Nun,“ begann der alte Doktor nach einiger Zeit, „wie gefällt Euch dieses Konzert? Spielen diese Waldmusikanten zu Eurer Zufriedenheit?“

„O, es ist eine wahre Lust, ihnen zuzuhören,“ erwiderte Keiner. „Ich schäme mich beinahe, gestehen zu müssen, daß ich noch nie in meinem Leben so recht eigentlich auf solchen Waldgesang geachtet habe, wie heute. Und ich weiß jetzt wahrhaftig nicht, ob ich ein Konzert mit schmetternden Trompeten und Trommeln und Pauken, oder ein solches Waldkonzert lieber hören möchte.“

„Und was kostet Euch dieser Genuß und noch dazu hier im frischen, duftigen Walde?“ fragte jetzt der alte Doktor.

Keiner schwieg und schlug wie beschämt die Augen nieder. Er mochte wohl an seine Klagen von gestern abend denken.

„Seht,“ nahm hierauf der alte Doktor wieder das Wort, „so hat der liebe Gott auch für die Armen gesorgt. Auch sie haben ihre Konzerte. Nur müssen jene diesen ihre Ohren öffnen. Und so finden die Armen in dem weiten Reiche der Natur noch tausend andere Freuden, wenn sie nur sehen, hören und empfinden wollen. Darum, lieber Keiner, meint nicht, daß die Freuden des Lebens nur für Geld zu erkaufen sind. Murret nie wieder gegen den lieben Herrgott, sondern lernt auf seine Werke achten.“

Keiner versprach dies und dankte dem Doktor, daß er ihm und seiner Familie einen so genußreichen Morgen verschafft habe. Und wenn er später einmal jemand sagen hörte: „Ich gehe ins Konzert zum grünen Esel,“ dachte er bei sich: „Geh nur hin! Ich gehe in das Konzert zum grünen Walde!“

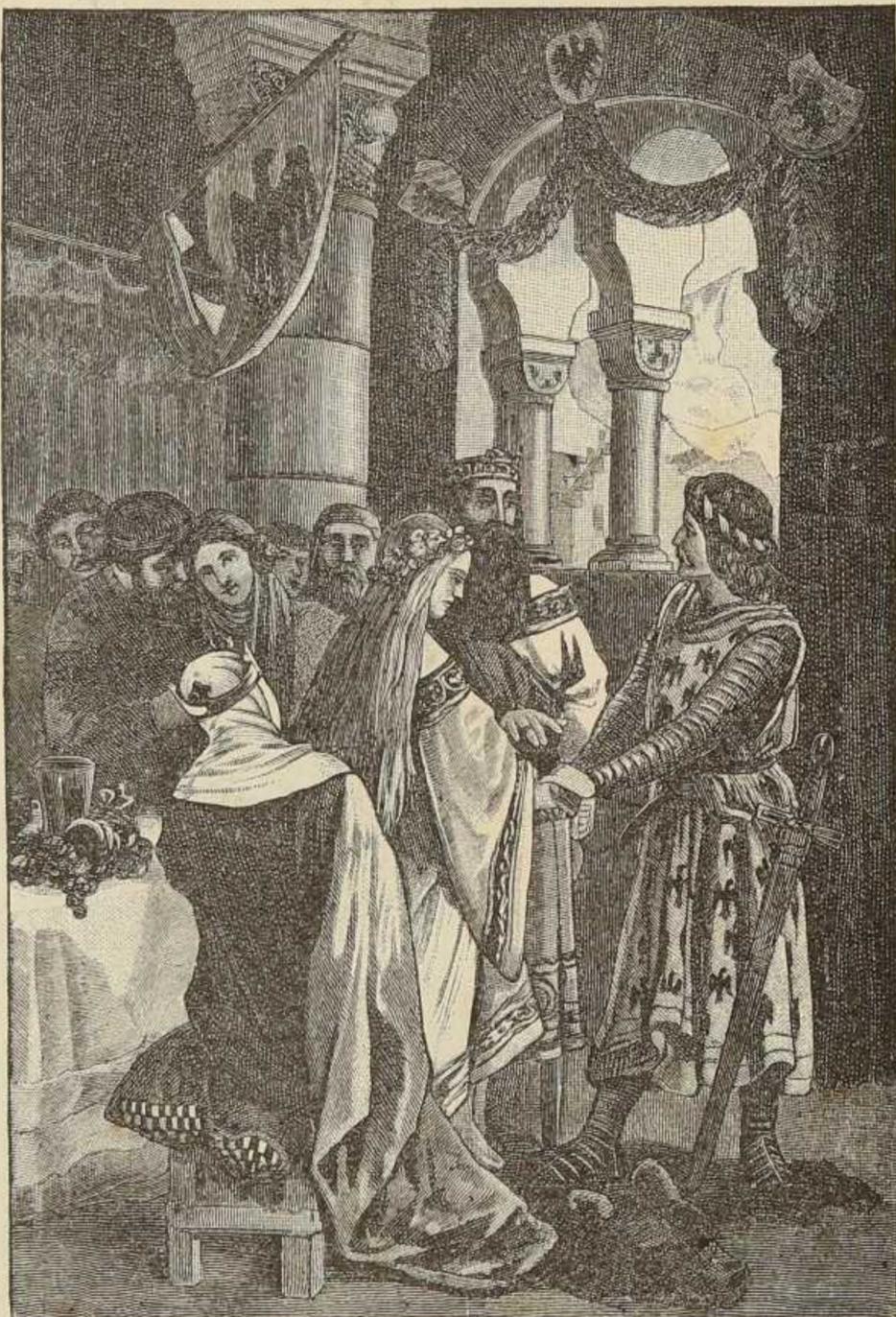


H/4M 249 850

Internationale Jugendbibliothek



047002369138



Verkleinerte Nachbildung eines Farbendruckbildes aus Pichler, „Vom Fels zum Meer“.
Der Burggraf zu Nürnberg.

Vom Fels zum Meer.
Geschichtliche Erzählungen für Deutschlands Jugend
von
Luise Pichler.

Dritte Auflage. — Mit vier feinen Farbendruckbildern.

Elegant gebunden mit farbigem Umschlagtitel. Preis 4 Mark.

Märchenkranz.

Eine Sammlung
der beliebtesten und vollstündlichsten

❖ Märchen ❖

in Bearbeitungen für die Jugend von
und nach den besten Erzählern, wie

Grimm, Bechstein,
Hauff, Musäus, Andersen u. s. w.

Herausgegeben von

Georg Braun.

Mit 8 feinen Farbendruckbildern und
zahlreichen Holzschnitten nach Original-
zeichnungen von W. Bloch.

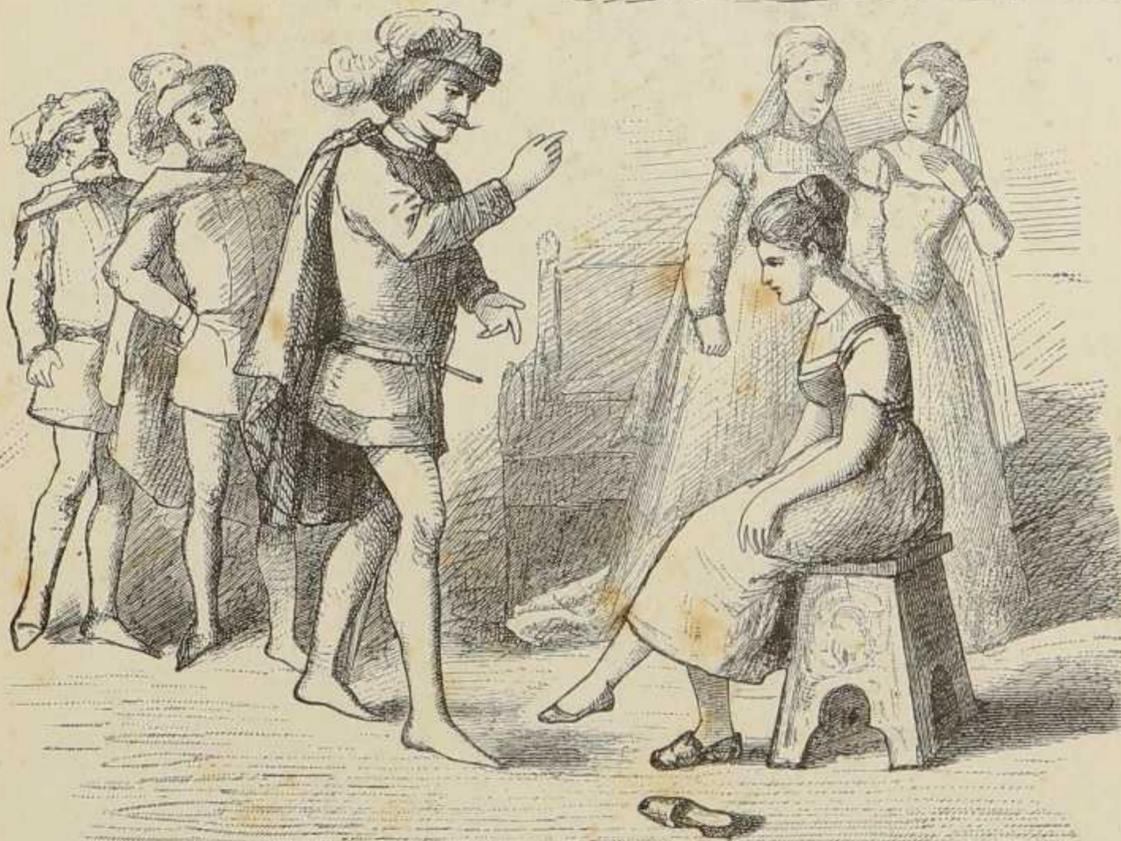
❖
Dritte Auflage.

❖
Gebunden mit farbigem Umschlagtitel,
Leinwandrücken und Goldpressung.

Preis 3 Mark.



Illustrationsprobe
aus Braun,
„Märchenkranz“.
Audine.

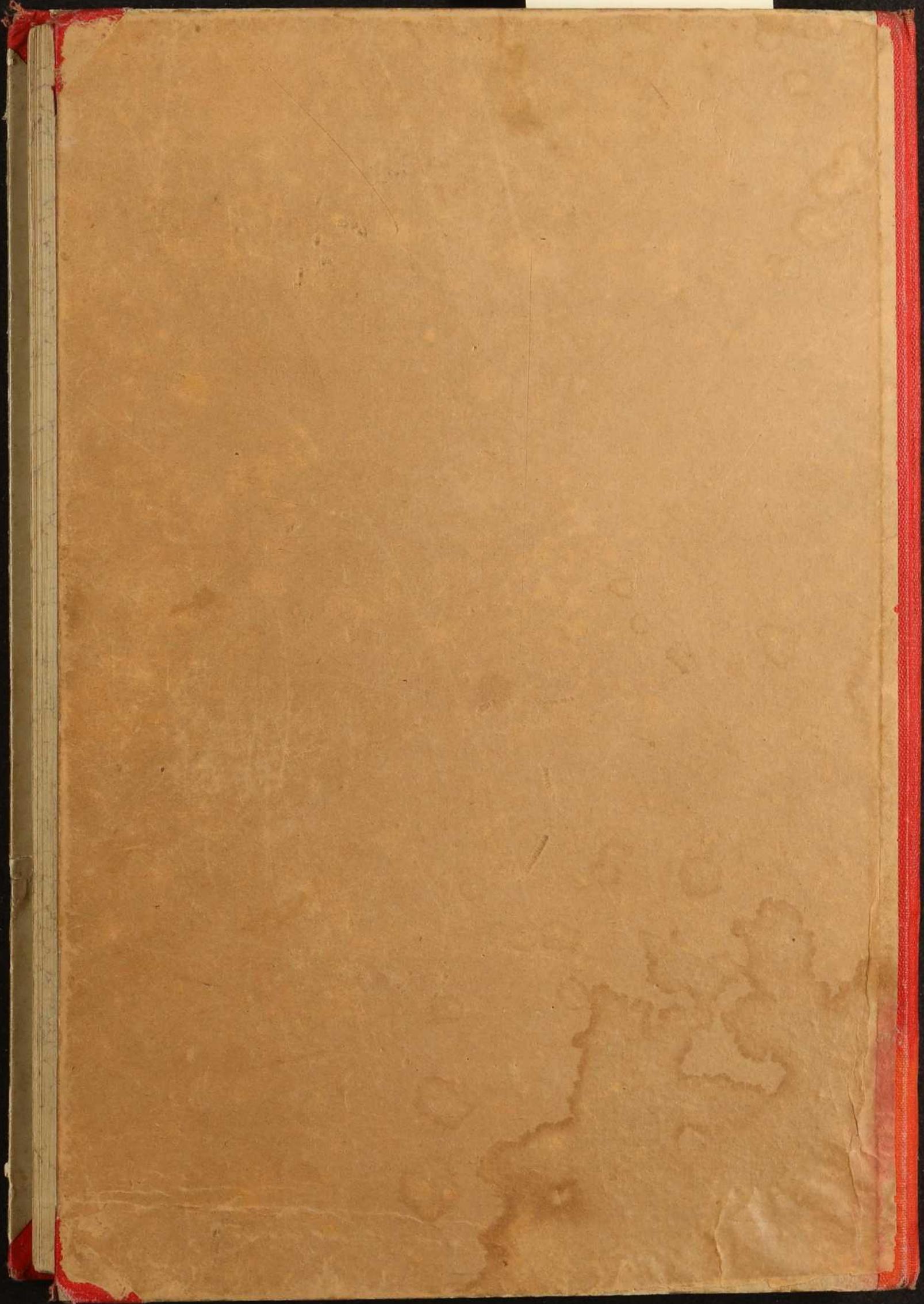


Illustrationsprobe aus Braun, „Märchenkranz“. Aschenputtel.

❖
Nach maßgebendem Urteil ist der Märchenkranz unter der Anzahl derartiger Anthologien eine der besten. Sie zeichnet sich durch sittlich reine Tendenz in Wort und Bild aus, und ist mit Sachkenntnis und Sorgfalt zusammengestellt.

AD 01/2103

Blank white label at the top center of the page.



Sür Kopf und Herz!

Lebensbilder

für

Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren.

Von

Franz Wiedemann,

Oberlehrer in Dresden.

Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Originalen von Theodor Hofmann und Gustav Bartsh.

Siebente Auflage.



Leipzig,

Alfred Oehmigke's Verlag.

[1896]

